



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

23. JAHRGANG, JUNI 1987, HEFT 2

MICHEL PRAT:

Georges Sorel in Deutschland

WERNER MÜLLER:

Sozialdemokratische Politik unter sowjetischer Militärverwaltung. Chancen und Grenzen der SPD in der sowjetischen Besatzungszone zwischen Kriegsende und SED-Gründung

SIBYLLE QUACK:

Rosa Luxemburg an Paul Levi. Ein Nachtrag

PETER STEINBACH:

Annäherungen an die Wirklichkeit. Vielfalt der Perspektiven und Methoden als Herausforderung an die historische Forschung im Spiegel eines Literaturberichts

URSULA D. NIENHAUS:

Technological Change, the Welfare State, Gender and Real Women. Female Clerical Workers in the Postal Services in Germany, France and England 1860 to 1945

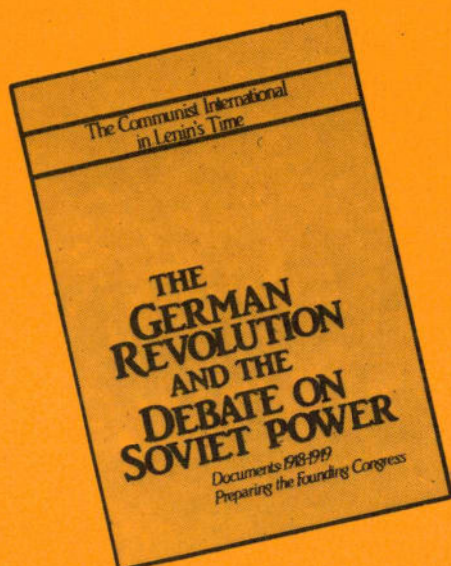
MANFRED SCHARRER:

Bericht über das DGB-Projekt "Geschichte von unten"

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVOR-
HABEN * TAGUNGSBERICHT
NEUE LITERATUR**

New from Pathfinder

The German Revolution and the Debate on Soviet Power



Documents 1918-1919
Preparing the Founding Congress
Second Volume in the series *The
Communist International
in Lenin's Time*

„In einer wirklich ein-
drucksvollen Art und
Weise sind hier wichtige
Dokumente über die
deutsche Revolution von
1918/19 und über die
Gründung des deutschen
Kommunismus zusam-
mengestellt und damit
dem englischsprachigen
Leser zugänglich gemacht
worden. Ja selbst ein
deutscher Leser wird hier

Dokumente finden, die bis dahin kaum bekannt waren — ich möchte Radeks Erklärungen als ein Beispiel anführen.

Schließlich sollte noch besonders gewürdigt werden, daß nicht nur die Kommunisten, sondern auch andere sozialistische Richtungen in der Dokumentation vertreten sind, womit das ganze Spektrum der Arbeiterbewegung ziemlich genau wiedergegeben ist.

Wie schon der erste Band, zeigt dieser zweite, daß Ihre Dokumentation dem Leser umfassende Einsichten vermitteln wird und sicherlich als ein wichtiges und fruchtbares Werk angesehen werden kann.“

— **Hermann Weber**

Autor von *Die Wandlung des
deutschen Kommunismus*

Edited by John Riddell. A Pathfinder Book.

560 pp./ISBN 0-937091-00-6 cloth, \$40/ISBN 0-937091-01-4 paper, \$12.95

Pathfinder Press, 410 West Street, New York, NY 10014 / 47 The Cut, London, SE18LL

MWK Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef Stein-
berg und Hermann Weber

Inhalt	MICHEL PRAT: Georges Sorel in Deutschland	S. 157
	WERNER MÜLLER: Sozialdemokratische Politik unter sowjetischer Militärverwaltung. Chancen und Grenzen der SPD in der sowjetischen Besatzungszone zwischen Kriegs- ende und SED-Gründung	S. 170
	SIBYLLE QUACK: Rosa Luxemburg an Paul Levi. Ein Nachtrag	S. 207
	PETER STEINBACH: Annäherungen an die Wirklichkeit. Vielfalt der Perspektiven und Methoden als Herausforderung an die historische Forschung im Spiegel eines Literaturberichts.	S. 213
	URSULA D. NIENHAUS: Technological Change, the Welfare State, Gender and Real Women. Female Clerical Workers in the Postal Services in Germany, France and England 1860 to 1945. Report on a Research Project in Progress	S. 223
	MANFRED SCHARRER: Bericht über das DGB-Projekt "Geschichte von unten", vorgelegt auf dem Abschluß- Seminar des Projekts vom 4. bis 6. Mai 1987 an der DGB-Bundesschule in Hattingen	S. 231
	HEINZ-GERHARD HAUT: Tagung zum Alltag in der französischen Volksfront (September 1986)	S. 238
	FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (71). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 240
	NEUE LITERATUR	
	Die Werke von Karl Marx und Friedrich Engels in China. Katalog und Auswahlbibliographie, Trier 1984 (<i>Yin Xuyi</i>)	S. 247
	Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichs- tagskandidaten 1898-1918. Biographisch-statistisches Handbuch. Bearb. von Wilhelm Heinz Schröder, Düsseldorf 1986 (<i>Franz Walter</i>)	S. 248
	Deutsche Handwerker- und Arbeiterkongresse 1848-1852. Protokolle und Materialien. Hrsg. von Dieter Dowe und Toni Offermann, Berlin und Bonn 1983 (<i>Wilfried Reininghaus</i>)	S. 251
	Karl Kautsky und die Sozialdemokratie Südosteuropas. Korrespondenz 1883-1938. Hrsg. von Georges Haupt, János Jemnitz und Leo van Rossum, Frankfurt/M. und New York 1986 (<i>Panagiotis Kouparanis</i>)	S. 252

Naturalismus-Debatte 1891-1896. Dokumente zur Literaturtheorie und Literaturkritik der revolutionären deutschen Sozialdemokratie. Hrsg. und eingel. von Norbert Rothe, Berlin 1986 (<i>Claudia Albert</i>)	S. 253
Georg Lukács, Briefwechsel 1902-1917. Hrsg. von Eva Karádi und Eva Fekete, Stuttgart 1982; Revolutionäres Denken: Georg Lukács. Eine Einführung in Leben und Werk. Hrsg. und eingel. von Frank Benseler, Darmstadt und Neuwied 1984 (<i>Karl Lauschke</i>)	S. 254
Ziele, Formen und Grenzen der "besonderen Wege" zum Sozialismus. Hrsg. vom Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Mannheim, Mannheim 1984 (<i>Jerzy Holzer</i>)	S. 256
Herbert Quandt, Einer, der dagegen war. Zum Beispiel Peter Busch, Langenfeld 1978; Oskar Hippe, . . . und unsere Fahn' ist rot. Erinnerungen an sechzig Jahre in der Arbeiterbewegung, Hamburg 1979; Heinrich Galm, Ich war halt immer ein Rebell. Politische Erinnerungen von Heinrich und Marie Galm, Offenbach 1980; Jahre, die wir nicht vergessen. 1945-1950. Recklinghäuser Bergbaugewerkschafter erinnern sich. Hrsg. von der IG Bergbau und Energie, Recklinghausen 1980 (<i>Karl Lauschke</i>)	S. 257
Ludger Syré, Isaac Deutscher. Marxist, Publizist, Historiker. Sein Leben und Werk 1907-1967, Hamburg 1984 (<i>Jürgen Kaestner</i>)	S. 260
Mentona Moser, Unter den Dächern von Morcote. Meine Lebensgeschichte. Hrsg. von Ilse Scheel, Berlin 1985; Mentona Moser, Ich habe gelebt, Zürich 1986 (<i>Beatrix Herlemann</i>)	S. 261
Keiji Kūbo, Aru Hōgakusha no jinsei – Fūgo Jintsuhaimā [Hugo Sinzheimer – das Leben eines Rechtsgelehrten], Tokio 1986 (<i>Wolfgang Seifert</i>)	S. 262
Heinrich Wittkamp, Achtzig Jahre kritischer Bürger im 20. Jahrhundert. Erinnerungen, Mannheim 1986 (<i>Doris von der Brelie-Lewien</i>) . . .	S. 263
Knut Schulz, Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts, Sigmaringen 1985 (<i>Bernd Schneidmüller</i>)	S. 264
Rita Bake, Vorindustrielle Frauenerwerbsarbeit, Köln 1984 (<i>Carola Lipp</i>)	S. 265
Claudia Bischoff, Frauen in der Krankenpflege, Frankfurt/M. und New York 1984 (<i>Ute Daniel</i>)	S. 266
Geoff Eley, From Unification to Nazism. Reinterpreting the German Past, Boston, London und Sidney 1986 (<i>Adelheid von Saldern</i>) . . .	S. 267
Harald Olbrich, Proletarische Kunst im Werden, Berlin 1986 (<i>Claudia Albert</i>)	S. 268
90 Jahre Arbeitersport. Hrsg. von Franz Nitsch u.a., Münster 1985 (<i>Gerhard Hauk</i>)	S. 269
Karl-Heinz Schloßstein, Die westfälischen Fabrikengerichtsdeputationen, Frankfurt/M. und Bern 1982 (<i>Peter Schöttler</i>)	S. 271
Karin Walser, Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900, Frankfurt/M. 1985 (<i>Susanne Rouette</i>)	S. 272
Martin Stadelmaier, Zwischen Langemark und Liebknecht. Arbeiterjugend und Politik im Ersten Weltkrieg, Bonn 1986 (<i>Roland Gröschel</i>) . . .	S. 273

William L. Patch jr., Christian Trade Unions in the Weimar Republic, 1918-1933, New Haven und London 1985; Hartmut Roder, Der christlich-nationale Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) im politisch-ökonomischen Kräftefeld der Weimarer Republik, Frankfurt/M., Bern und New York 1986 (<i>Michael Ruck</i>)	S. 274
The German Unemployed. Experiences and Consequences of Mass Unemployment from the Weimar Republic to the Third Reich. Ed. by Richard J. Evans and Dick Geary, London und Sidney 1987 (<i>Hans-Günter Thien</i>)	S. 278
Mathilde Jamin, Zwischen den Klassen. Zur Sozialstruktur der SA-Führerschaft, Wuppertal 1984; Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich. Hrsg. von Wolfgang Schieder, Göttingen, 2. Aufl., 1983 (<i>Reinhard Kühnl</i>)	S. 279
Frank Thomas Stöbel, Positionen und Strömungen in der KPD/SED 1945-1954, Köln 1985 (<i>Eckhard Jesse</i>)	S. 281
Walter Mühlhausen, Hessen 1945-1950, Frankfurt/M. 1985 (<i>Bernd Klemm</i>)	S. 282
Manfred Wilke, Einheitsgewerkschaft zwischen Demokratie und antifaschistischem Bündnis, Melle 1985 (<i>Gerhard Beier</i>)	S. 283
Willibert Strunz, Der finnische Arbeitersport, Münster 1985 (<i>Seppo Hentilä</i>)	S. 284
Hagen Fleischer, Im Kreuzschatten der Mächte. Griechenland 1941-1944, Frankfurt/M., Bern und New York 1986 (<i>Stefan Troebst</i>)	S. 285
Michael Seyfert, Im Niemandsland. Deutsche Exilliteratur in britischer Internierung, Berlin 1984 (<i>Helmar Klier</i>)	S. 286
Karl Schlögel, Der renitente Held. Arbeiterprotest in der Sowjetunion 1953-1983, Hamburg 1984 (<i>Jerzy Holzer</i>)	S. 287
Walther L. Bernecker und Jörg Hallerbach, Anarchismus als Alternative? Die Rolle der Anarchisten im Spanischen Bürgerkrieg, Berlin 1986; Hans Namuth und Georg Reisner, Spanisches Tagebuch 1936, Berlin 1986 (<i>Pedro Ribas</i>)	S. 288
Frauen in der Spanischen Revolution 1936-1939. Hrsg. von Cornelia Krasser und Jochen Schmück, Berlin 1984; Heiner Koechlin, Die Tragödie der Freiheit. Spanien 1936-1939, Berlin 1984 (<i>Pedro Ribas</i>)	S. 289
Robert Schmid, Das rot-schwarze Spanien. Zur Rolle des Anarchismus im spanischen Bürgerkrieg, Aachen 1986; Hubert Brieden u.a., Fliegerhorst Wunstorf 1933-1939, Hannover 1984; „... dass Friede und Glück Europas vom Sieg der spanischen Republik abhängt.“ Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg. Hrsg. von Heiner Spieß, Zürich 1986 (<i>Walther L. Bernecker</i>)	S. 291
Deutsche Arbeiterkultur in Chicago von 1850 bis zum Ersten Weltkrieg. Eine Anthologie. Hrsg. von Hartmut Keil, Ostfildern 1984; Hermann Schlüter, Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung in Amerika (1907). Hrsg. und eingel. von Carol Poore, New York u.a. 1984; August Spies, Reminiscenzen (1888). Hrsg. und eingel. von Carol Poore, New York u.a. 1984 (<i>Irmgard Steinisch</i>)	S. 293

Masao Nishikawa, Shoki shakaishugi undô to bankoku shakaitô [Die japanischen Frühsozialisten und die Zweite Internationale. Ein Beitrag zur Ideengeschichte], Tokio 1985 (<i>Wolfgang Seifert</i>)	S. 296
Klaus Misgeld, Sozialdemokratie und Außenpolitik in Schweden, Frankfurt/M. und New York 1984 (<i>Gerd Callesen</i>)	S. 297
Klaus Kellmann, Pluralistischer Kommunismus? Stuttgart 1984 (<i>Jerzy Holzer</i>)	S. 298
KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE	S. 299
MITTEILUNGEN UND ERGÄNZUNGEN	S. 307
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. 309

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Heinz Gerhard Haupt, Dr. phil., Professor für französische Sozialgeschichte an der Universität Bremen, z.Z. Gastprofessor am Centre Pierre Léon der Universität Lyon 2, 18 quai Claude-Bernard, F 69365 Lyon.

Werner Müller, Dr. habil., Privatdozent für Politische Wissenschaft und Zeitgeschichte an der Universität Mannheim, A5, D 6800 Mannheim 1.

Ursula D. Nienhaus, Dr. phil., Frauenforschungs-, Bildungs- und Informationszentrum e.V. (FFBIZ), Danckelmannstr. 15, D 1000 Berlin 19.

Michel Prat, 42 rue Gassendi, F 75014 Paris.

Sibylle Quack, Dr. phil., Kiefernweg 37, D 5300 Bonn 1.

Manfred Scharrer, Dr. phil., Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim DGB-Projekt "Geschichte von unten", Im Dol 50, D 1000 Berlin 33.

Peter Steinbach, Dr. phil., Professor für Politikwissenschaft an der Universität Passau, Innstr. 25, D 8390 Passau.

Herzlichen Glückwunsch, Berlin!

Zur 750-Jahr-Feier: die repräsentative Geschichte der Stadt

Diese umfassende und repräsentative Gesamtgeschichte Berlins wurde vom Senat der Stadt gefördert. Von der Vor- und Frühgeschichte des Berliner Raums bis zum gegenwärtigen Schicksal der Stadt wird eindrucksvoll, lebendig und detailgetreu erzählt, von Berlin, das wie keine andere Stadt Brennpunkt deutscher Geschichte war.



C.H. Beck



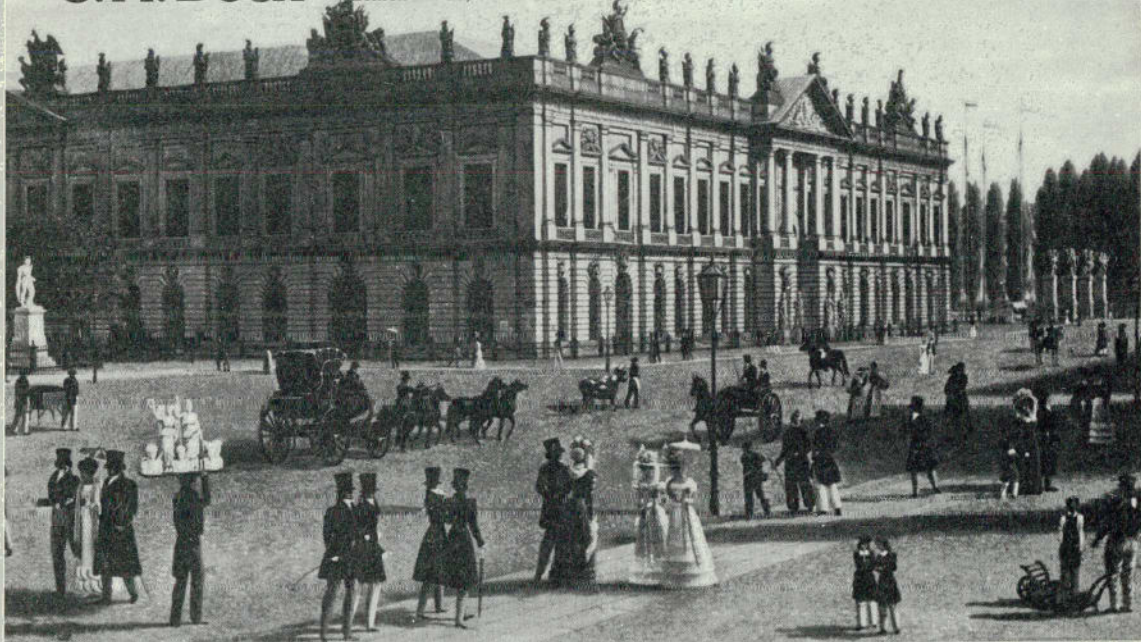
Geschichte Berlins · Von der Frühzeit bis zur Gegenwart

Herausgegeben von Wolfgang Ribbe

Band I: Von der Frühzeit bis zur Industrialisierung. Von Eberhard Bohm, Winfried Schich, Knut Schulz, Felix Escher und Ilja Mieck

Band II: Von der Märzrevolution bis zur Gegenwart. Von Günter Richter, Michael Erbe, Henning Köhler, Christian Engeli und Wolfgang Ribbe

Zwei Bände im Schmuckschuber. XXII, 1228 Seiten mit 231 Abbildungen.
Leinen DM 98,- · Broschiert DM 68,-



ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE
DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitiertweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Peter Lösche,
Walter Momper, Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33,
D 1000 Berlin 38, Tel.: 030—816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)

Vertrieb: Verlag Berliner Vereinszeitungen, Dudenstr. 22, D 1000 Berlin 61.

Die IWK wird regelmäßig im "Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS"
des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D 5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin (West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember). Preise ab 1.1.1983: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Porto und Verpackung von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Porto und Verpackung. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postscheckkonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 215515-105, beim Postgiroamt Berlin-West. Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang). Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5,7,8,13-19/20, und Jg. 10 (1974)-Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff. Ein Inhaltsverzeichnis der Hefte 1 (Dezember 1965) bis 19/20 (Dezember 1973) und der Jahrgänge 10 (1974) bis 12 (1976) wird gegen eine Schutzgebühr von DM 5,— abgegeben.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreislise Nr. 4 vom 1.5.1985.

Redaktionsschluß: 16.4.1987

Gedruckt mit Unterstützung des Senators für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Union-Presse Hass + Co., Spanische Allee 92, D 1000 Berlin 38.

GEORGES SOREL IN DEUTSCHLAND*

Von Michel Prat

Die deutsche Rezeption Sorels kann sicherlich nicht mit der Aufnahme verglichen werden, die sein Werk in den romanischen Ländern gefunden hat, vor allem in Frankreich und in Italien. In diesen Ländern gehört es auf verschiedenen Ebenen zur politischen und intellektuellen Kultur. Die deutsche Rezeption kann auch nicht mit der Stellung verglichen werden, die Sorel in den angelsächsischen Ländern einnimmt, wo sein Denken seit dem Krieg vor allem in den Vereinigten Staaten intensiv diskutiert wird. Tatsächlich läßt sich sagen, daß die Position, die Sorel heute in Deutschland, d.h. genauer in der Bundesrepublik einnimmt, sich fast auf einige Seiten beschränkt, die ihm in den Enzyklopädien und spezialisierten Handbüchern gewidmet sind.¹ Bis auf die "Réflexions sur la violence" und die "Décomposition du marxisme", die in den 70er Jahren neu herausgegeben wurden,² sind Sorels Arbeiten nicht ins Deutsche übersetzt, und sie ziehen kaum ein Interesse auf sich, und zwar noch nicht einmal das der Forschung. Sieht man von der Neuedition der Biographie Michael Freunds von 1932 und der Übersetzung der Arbeit von Larry Portis ab,³ dann haben seit Kriegsende lediglich drei deutsche Autoren selbständige Untersuchungen über Sorel vorgelegt.⁴ Zum Vergleich: Im selben Zeitraum sind allein auf Französisch, Englisch und Italienisch mehr als fünf- undzwanzig Bücher erschienen, die ausschließlich Sorel zum Gegenstand haben.⁵ Diese zögernde Rezeption Sorels in Deutschland unterscheidet sich merklich von der der Zwischenkriegszeit, wo sein Denken plötzlich einen erstaunlichen Widerhall fand. Doch bevor der zögernde Einbruch Sorels in das deutsche intellektuelle Leben Ende der zwanziger Jahre rekonstruiert werden kann, muß man zunächst von dem Einfluß ausgehen, den Sorel zu seinen Lebzeiten in Deutschland hatte. Hier kommt es im wesentlichen auf die Entwicklung seiner Beziehungen zur deutschen Arbeiterbewegung an.

I.

Die Entdeckung Sorels in Deutschland geht auf die Revisionismuskrise und die Bernsteindebatte zurück, welche die sozialdemokratische Bewegung um die Jahrhundertwende erschütterten. 1897 bis 1898 publizierte Sorel auf Deutsch einige seiner ersten "Essais

* Die Übersetzung aus dem Französischen besorgte Fred E. Schrader.

1 Vgl. z.B. Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, Stuttgart, Tübingen und Göttingen 1956, Bd.9, S.306-308; Staatslexikon. Hrsg. von der Görres-Gesellschaft, Freiburg 1962, Bd.7, S.132f.

2 Georges Sorel, Über die Gewalt. Mit einem Nachwort von George Lichtheim, Frankfurt/M. 1969; ders., Die Auflösung des Marxismus, Hamburg 1978.

3 Michael Freund, Georges Sorel. Der revolutionäre Konservatismus, Frankfurt/M. 1972; Larry Portis, Sorel zur Einführung. Mit einem Nachwort von Peter Schöttler, Hannover 1983. — Vgl. auch das Vortragsmanuscript von Julien Freund, Georges Sorel (1897-1922). Geistige Biographie. Mit einem bio-bibliographischen Anhang von Armin Mohler, München 1977.

4 Hans Barth, Masse und Mythos. Die ideologische Krise an der Wende zum 20. Jahrhundert und die Theorie der Gewalt: Georges Sorel, Hamburg 1959; Helmut Berding, Rationalismus und Mythos. Geschichtsauffassung und politische Theorie bei Georges Sorel, München und Wien 1969; Klaus Götze-Claren, Mythos und Moral. Rationalismus und Irrationalismus in der politischen Philosophie Georges Sorels, Phil. Diss., Freie Universität Berlin, Berlin 1963.

5 Für eine Übersicht über die Sorel-Literatur vgl. Shlomo Sand, Bibliographie des études sur Sorel, in: Cahiers Georges Sorel (im folgenden zitiert als: CGS), Jg.1 (1983), S.173-206, sowie die regelmäßigen Ergänzungen in den folgenden Jahrgängen der Zeitschrift.

zur Kritik des Marxismus" in den "Sozialistischen Monatsheften", der Zeitschrift von Joseph Bloch, die schnell das wichtigste Organ im Streit gegen die sozialdemokratische Marx-Orthodoxie werden sollte.⁶ Sehr früh also wurde jenseits (bzw. diesseits) des Rheins die Aufmerksamkeit auf den theoretischen Revisionismus Sorels gelenkt, und es ist nicht verwunderlich, daß er schon von Masaryk in dessen bekannter Broschüre erwähnt wird, die 1898 den weittragenden Begriff einer "Krise des Marxismus" einführt.⁷

Sorel selbst verfolgte mit Interesse die Diskussion, die in der deutschen sozialistischen Partei entbrannte, und zögerte nicht, für Bernstein Partei zu ergreifen. Nach seiner Lektüre des Artikels, in dem Bernstein durch die bekannte Formulierung der Beziehungen zwischen Endziel und Bewegung seine Herausforderung an den Marxismus offiziell ankündigte, schrieb Sorel an seinen Freund, den italienischen Philosophen Benedetto Croce: "Der Sozialismus muß auf dem Weg marschieren, den Bernstein für richtig erkannt hat, oder der Sozialismus wird zum einfachen Scholasmus."⁸ Wenig später wandte sich Sorel direkt an Bernstein und sandte ihm seine Broschüre über die "sozialistische Zukunft der Gewerkschaften".⁹ In seiner Antwort erkannte Bernstein trotz gewisser Reserven gegenüber dem antipolitischen Charakter der Konzeption Sorels über die Entwicklung der Gewerkschaften eine Konvergenz ihrer jeweiligen Bemühungen an, wenn er schreibt: "Ich glaube nicht, daß wir in allen Punkten der marxistischen Theorie und Praxis übereinstimmen, aber ich glaube, daß wir uns diesen Fragen in derselben Geisteshaltung nähern. Man könnte sie folgendermaßen charakterisieren: Anerkennung der grundlegenden Prinzipien der Theorie, Ablehnung der voreiligen und simplistischen Schlußfolgerungen."¹⁰

Die derart zwischen Sorel und Bernstein begründete Solidarität am Vorabend der großen Revisionismusdebatte sollte während der folgenden Jahre andauern und sich bei Gelegenheit der polemischen Auseinandersetzungen bestätigen. So verteidigt Bernstein in seiner Antwort auf Kautskys Angriffe die Möglichkeit einer "sozialistischen Marxkritik" und bezieht sich dabei auf die Beispiele von Sorel und Croce.¹¹ In seinem Kommentar zu den "Meinungsverschiedenheiten" in der deutschen Sozialdemokratie unterstützt Sorel seinerseits Bernstein völlig gegen dessen "orthodoxe" Kritiker (Kautsky wie Luxem-

6 Zwischen Juni 1897 und Dezember 1898 wurden in den Sozialistischen Monatsheften acht Beiträge von Sorel, darunter insbesondere seine ersten Kritiken der ökonomischen Theorie Marxens und die Artikelserie "Betrachtungen über die materialistische Geschichtsauffassung" publiziert. Vgl. im einzelnen Michel Prat, Sorel collaborateur des Sozialistische Monatshefte. Lettres à Joseph Bloch 1897-1899, in: CGS, Jg.2 (1984), S.107-129.

7 Thomas G. Masaryk, Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen Marxismus, Wien 1898; ders., Die philosophischen und soziologischen Grundlagen des Marxismus, Wien 1899, S.116, S.206 und S.256.

8 Sorel an Croce vom 9. Mai 1898, Lettere di Georges Sorel a Benedetto Croce, in: La Critica, Jg.25 (1927), S.170 (hier wie im folgenden übersetzt aus dem Französischen).

9 Georges Sorel, L'Avenir socialiste des syndicats, Paris 1898.

10 Bernstein an Sorel vom 14. Juni 1898, Lettere di Giorgio Sorel a Uberto Lagardelle, in: Critica fascista, Jg.11 (1933), S.236, im Original auf Französisch. — Bernstein veröffentlichte wenig später eine Rezension der Broschüre Sorels in der Neuen Zeit, worin er diesem vorwarf, durch seine Kritik der politischen Demokratie schüttele er "das Kind mit dem Bade aus"; Die Neue Zeit, Jg.16 (1897-98), Bd.2, S.572f.; zur Reaktion Sorels auf die Antwort Bernsteins im einzelnen vgl. Michel Prat, Une lettre d'Eduard Bernstein a Sorel, in: CSG, Jg.1 (1983), S.124-133.

11 Eduard Bernstein, Klassenkampf-Dogma und Klassenkampf-Wirklichkeit, in: Die Neue Zeit, Jg.17 (1898-99), Bd.2, S.622.

Adresse Sorels: "Es ist etwas anderes, eine revolutionäre Gewerkschaftstaktik spekulativ auszuspinnen, als sie in die Praxis des Lebens umzusetzen."¹⁹

Bernsteins Kritik des französischen "Syndikalismus" sollte innerhalb der deutschen Sozialdemokratie in großem Ausmaß Schule machen. 1912 faßte der Austromarxist Gustav Eckstein die allgemeine Meinung sehr treffend in einer lapidaren Formulierung zusammen: "Der theoretische Syndikalismus ist die Philosophie der Ohnmacht, der praktische Syndikalismus ist eine Kinderkrankheit der Gewerkschaftsbewegung, beide sind in ihrem Wesen der Ausdruck kleinbürgerlicher Denkungsart, die sich den Verhältnissen der Großindustrie noch nicht anzupassen vermochte."²⁰

Dieselbe negative Einstellung gegenüber dem revolutionären Syndikalismus findet man bei den Theoretikern der sozialdemokratischen Linken wieder, die selbst oft der anarchistischen oder "syndikalistischen" Abweichungen insbesondere von den Führern der deutschen Gewerkschaftsbewegung verdächtigt wurden, weil sie radikalere Kampfformen wie den Massenstreik in die Aktionen der SPD einführen wollten. Rosa Luxemburg, die bei dieser Gelegenheit nicht davor zurückschreckte, die traditionelle Kritik des Anarchismus als Ausdruck des Lumpenproletariats wiederaufzunehmen, ebenso wie Pannekoek, der den Gebrauch des Streiks bei den französischen "Syndikalisten" als "revolutionäre Gymnastik" denunzierte, betrachteten den revolutionären Syndikalismus als eine Reaktion auf die parlamentarische Entwicklung des Sozialismus in Frankreich, die für das politische Leben eines Landes typisch sei, dessen ökonomische Entwicklung noch begrenzt ist.²¹

Das hauptsächliche Ergebnis dieser allgemeinen Ablehnung durch die Sozialdemokratie bestand in dem Erfolg, in Deutschland das Eindringen "syndikalistischer" Ideen zu verhindern, während diese kurz vor dem Ersten Weltkrieg in den Vereinigten Staaten, in England und einigen nordeuropäischen Ländern Fuß fassen konnten. Infolgedessen war den Schriften Sorels und denen der hauptsächlichen Wortführer des französischen revolutionären Syndikalismus in der deutschsprachigen Arbeiterbewegung nicht die geringste Verbreitung beschieden, obwohl es in der deutschen Gewerkschaftsbewegung eine "lo-

19 A.a.O., S.641. — Sorel antwortet nicht öffentlich auf die Kritik Bernsteins. In einem Brief an Berth vom 25. August 1906 begnügt er sich mit der Bemerkung: "Bernstein täuscht sich, was Bakunin betrifft, denn wenn dieser den Staat in Abrede stellte, dann mit dem Hintergedanken einer Diktatur. Marx hat das in seiner Broschüre von 1873 ausgezeichnet gezeigt. So ist die Gewalt Bakunins die den Politikern zur Verfügung gestellte Gewalt. Bakunin hat nie die Idee des revolutionären Syndikalismus gehabt, der die Ausformung der Charaktere zum Ergebnis haben wird." *Lettres de Georges Sorel à Edouard Berth I: 1904-1908*, in: CGS, Jg.3 (1985), S.119.

20 Gustav Eckstein, *Der Syndikalismus und seine Lebensbedingungen in Frankreich*, in: Paul Louis, *Geschichte der Gewerkschaftsbewegung in Frankreich*, Stuttgart 1912, S.87f. — 1909 hatte Eckstein in: *Die Neue Zeit*, Jg.27 (1908-1909), Bd.2, S.90-92, eine Besprechung der "Illusions du progrès" geschrieben, worin er Sorel vorwirft, in seiner Kritik der bürgerlichen Wissenschaft der "klerikalen" Kritik des Fortschritts zu folgen. Sorel hatte darauf in einem Brief an Enrico Leone geantwortet, indem er die Demagogie der "offiziellen Repräsentanten des Marxismus" denunziert, die der öffentlichen Meinung zu schmeicheln suchten; dieser Brief wurde dann von Leone veröffentlicht in: *Il divenire sociale*, Jg.5 (1909), S.159f.

21 Rosa Luxemburg an Leo Jogiches, zwischen dem 30. Juli und 5. August 1909, in: Rosa Luxemburg, *Gesammelte Briefe*, 5 Bde. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, Berlin 1982-1984, Bd.3, S.60; Anton Pannekoek, *Der deutsche Syndikalismus*, 1913, Neuabdruck in: Hans Manfred Bock, *Anton Pannekoek in der Vorkriegs-Sozialdemokratie*, in: *Jahrbuch Arbeiterbewegung*, Jg.3 (1975), S.103-167, hier S.151-154. — Vgl. auch Pannekoeks vernichtende Besprechung von Sorels "Décomposition du marxisme", in: *Die Neue Zeit*, Jg.27 (1908-1909), Bd.1, S.555.

kalistische" Minderheit gab, die anarchosyndikalistisch inspiriert war.²² Nur im intellektuellen und universitären Milieu, teilweise unter dem Einfluß von Robert Michels,²³ zeigte sich ein gewisses Interesse für den französischen Syndikalismus als eigenständiger Bewegung. Nach seiner ersten Darstellung durch Werner Sombart, der ihn Sorel und der Intellektuellengruppe um die Zeitschrift "Le mouvement socialiste" zurechnen wollte,²⁴ wurde dem revolutionären Syndikalismus eine Reihe von Untersuchungen gewidmet, die demgegenüber überwiegend den Nachdruck auf die Unterscheidung zwischen der wirklichen Bewegung und ihrem literarischen Ausdruck legten,²⁵ und zwar in einem solchen Maße, daß die Schriften Sorels keiner besonderen Diskussion unterzogen wurden.²⁶

Nichts faßt schließlich das deutsche Schicksal von Sorel, ehemaliger Revisionist und dann Verteidiger des "proletarischen Streiks", besser zusammen als folgende einfache bibliographische Feststellung: Nach der Übersetzung in den "Sozialistischen Monatsheften" von 1904 — mit fünf Jahren Verspätung — seines Vortrags über die "Ethik des Sozialismus" wurde zu Sorels Lebzeiten kein einziger seiner Texte mehr in Deutschland publiziert.²⁷ Trotz der Bemühungen Sorels, die "Réflexions sur la violence" nach dem

- 22 Einzige Ausnahme im deutschsprachigen Raum: die Broschüre von Emile Pouget, *Die Gewerkschaft*, Zürich 1907. Die kleine Arbeit von Felicien Challaye, *Revolutionärer Syndikalismus und reformistischer Syndikalismus*, Tübingen 1913, enthält eine kurze *kritische* Darstellung des revolutionären Syndikalismus. Sorel selbst hat sich nachdrücklich gegen eine Publikation dieses Texts in Péguy's 'Cahiers de la Quinzaine' ausgesprochen; vgl. Sorel an Berth vom 20. Mai 1907, *Lettres de Georges Sorel à Edouard Berth I*, a.a.O., S.127f.
- 23 Über die Beziehungen von Michels mit den französischen revolutionären Syndikalisten, insbesondere der Gruppe um "Le mouvement socialiste", vgl. seine eigene Darstellung: *Eine syndikalistisch gerichtete Unterströmung im deutschen Sozialismus (1903-1907)*, in: Festschrift für Carl Grünberg zum 70. Geburtstag, Leipzig 1932, S.350ff; vgl. ebenfalls Jean-Luc Pouthier, *Roberto Michels et les syndicalistes révolutionnaires français*, in: CGS, Jg.4 (1986), S.39-60. — Michels hat in der Rezension eines Buchs von Agostino Lanzillo über Sorel ein intellektuelles Bild von Sorel entworfen in: *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*, Jg.2 (1911/1912), S.490-492. Michels zieht hier eine Parallele zwischen Engels und Sorel. Was die Kontakte zwischen Sorel und Michels betrifft, vgl. Jean-Luc Pouthier, *Georges Sorel et Roberto Michels*, in: *Georges Sorel en son temps*. Hrsg. von Jacques Julliard und Shlomo Sand, Paris 1985, S.287-294, sowie die Briefe Sorels an Michels in: Giovanni Busino, *Lettres de G. Sorel à L. Einaudi*, E. Rod et R. Michels, in: CGS, Jg.1 (1983), S.82-95.
- 24 Werner Sombart, *Der revolutionäre Syndikalismus*, in: ders., *Sozialismus und soziale Bewegung*, Jena, 6. Aufl., 1908, S.109-142.
- 25 Vgl. insbesondere: Christian Cornelissen, *Über den internationalen Syndikalismus*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Jg.30 (1910), S.148ff; Lujo Brentano, *Über Syndikalismus und Lohnminimum*. Zwei Vorträge, München 1913, S.19f.; Kurt A. Gerlach, *Theorie und Praxis des Syndikalismus*, München und Leipzig 1913. Für eine Übersicht der deutschen Literatur über den revolutionären Syndikalismus vor 1914 vgl. Ingo Kolboom, *Zur Rezeption der französischen Gewerkschaftsbewegung im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik*. Eine bibliographische Skizze, in: *Lendemains*, Jg.2 (1977), Nr.7-8, S.7ff.
- 26 Eine erste Analyse der Differenzen zwischen den Positionen Lagardeilles und Sorels findet man in: Thomas G. Masaryk, *Zur neuesten Literatur über Syndikalismus und Demokratie*, in: *Zeitschrift für Politik*, Jg.5 (1912), S.596-606.
- 27 Georges Sorel, *Die Ethik des Sozialismus*, in: *Sozialistische Monatshefte*, Jg.8 (1904), S.368-382. Sorel hatte den Text bereits seit 1899 angeboten, vgl. Sorel an Joseph Bloch vom 22. Mai 1899, in: Michel Prat, *Sorel collaborateur des Sozialistische Monatshefte*, a.a.O., S.124f. — Die Zeitschrift veröffentlichte in Jg.4 (1900), Bd.1, S.72-76 und S.141-149, einen letzten Originalbeitrag Sorels "Über die kapitalistische Concentration" sowie in Jg.6 (1902), Bd.2, S.943-949, unter dem Titel "Soziale Ideen und Organisation der Arbeit" einen Auszug aus dem Vorwort Sorels für G. Gatti, *Le socialisme et l'agriculture*, Paris 1902. Bernstein hatte seinerseits "Thesen G. Sorels zur materialistischen Geschichtsauffassung" veröffentlicht in: *Dokumente des Sozialismus*, Jg.2 (1902-1903), S.27f.

Ersten Weltkrieg in Deutschland übersetzen zu lassen, erschien sein bekanntestes Werk hier erst 1928, sechs Jahre nach seinem Tode.²⁸

III.

Unter diesen Umständen ist es nicht überraschend, daß in dem ungeheuren theoretischen und praktischen Gebrodel der ersten Jahre der Weimarer Republik samt der Literaturschwemme über Arbeiterräte und "Sozialisierung" der Name Sorel nicht auftaucht.²⁹ Selbst die Erneuerung einer anarchosyndikalistischen Strömung, die 1922 in die Gründung einer neuen Internationalen Arbeiterassoziation mündete, belebte das Interesse für seine Arbeiten nicht. Einer der wenigen, die sich in Deutschland des alten "Einsamen von Boulogne" erinnerten, war wieder einmal Joseph Bloch. Der "Impresario des deutschen Revisionismus" wandte sich Ende 1920 an Sorel mit der Bitte, für die "Sozialistischen Monatshefte" einen Artikel über den englischen Gildensozialismus und über dessen mögliche Ursprünge in den Ideen Sorels zu schreiben. Selbst hierdurch verriet Bloch, daß es den Arbeiten Sorels in Deutschland nur indirekt, also reflektiert über ihren Einfluß in anderen Ländern wie England, aktuell zu werden gelang. Sorel nutzte aber diese Möglichkeit nicht. Er witterte in dem Vorschlag Blochs eine "Falle", wie er seinem Schüler Edouard Berth schrieb:

"Ich glaube, er will, daß ich ihm einen Artikel fabriziere, dessen sich die Antibolschewiken in ihrem Kampf gegen Lenin bedienen könnten. Ich habe ihm geantwortet, daß ich zu wenig von den englischen Fragen kenne, um es zu wagen, über den *Guild Socialism* zu sprechen."³⁰

Diese bezeichnende Episode erlaubt es, die Haltung Sorels zur deutschen Revolution genauer zu bestimmen und damit die umstrittene Frage nach Sorels Unterstützung der Politik der deutschen Mehrheitssozialdemokratie zu klären.³¹ Insbesondere Michael Freund hat in seinem Buch diesen Punkt hervorgehoben und hat in der Sicht des alten Sorel eine Parallele zwischen Ebert, Lenin und Mussolini ausmachen wollen.³² Zunächst sei daran erinnert, daß Sorel 1919 für die Neuausgabe der "Réflexions sur la violence" wohl ein "Plädoyer für Lenin", niemals aber "für Ebert" geschrieben hat — ebensowenig eines "für Mussolini", wie schon 1928 Berth gegen eine andere Legende unterstrich, die in vollem Schwange war, nämlich die einer Unterstützung des italienischen Faschismus durch Sorel.³³ Er war während des ganzen Krieges ein Gegner des Sieges der Entente gewesen, der für ihn letztlich den Sieg des Kapitalismus und der Demokratie über den Sozialismus bedeutete. Zwar billigte Sorel nach dem Fall des Kaiserreichs aus Angst, Kautsky und die "revolutionären Intellektuellen" der USPD könnten

28 Vgl. Sorel an Michels vom 17. August 1919 und vom 19. Januar 1920, in: Giovanni Busino, *Lettres de G. Sorel à L. Einaudi, E. Rod et R. Michels*, a.a.O., S.91f. und S.95. — 1922 waren bereits Übersetzungen der "Réflexions" auf Russisch, Italienisch, Englisch und Spanisch erschienen.

29 Lediglich Michels zeigte das Erscheinen der "Matériaux pour une théorie du prolétariat" in einer kurzen Rezension an, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Jg.47 (1920/1921), S.560f.

30 Sorel an Berth vom 4. November 1920 (unveröffentlicht), Bibliothèque du Musée Social, Paris.

31 Vgl. neuerdings Maximilien Rubel, *L'ultime "variation"*, in: Georges Sorel. Hrsg. von Michel Charzat, Paris 1986, S.130ff.

32 Michael Freund, *Georges Sorel*, a.a.O., S.242-248 und S.276-285.

33 Vgl. Edouard Berth, *Vom "Kapital" bis zu den "Reflexionen über die Gewalt"*, in: Georges Sorel, *Über die Gewalt*, Innsbruck 1928, S.367f. — Zu diesem Problem, das weiterhin Gegenstand von Kontroversen in der Sorel-Literatur ist, vgl. Shlomo Sand, *L'illusion du politique. Georges Sorel et le débat intellectuel* 1900, Paris 1985, S.14-22.

der Entente in die Hände arbeiten, zunächst das vorsichtige und "verantwortliche" Verhalten Eberts und der ehemaligen "Kaisersozialisten". Dabei ging er sogar so weit, die lassalleanische Tradition des Staatssozialismus zu rehabilitieren, die er immer bekämpft hatte.³⁴ Aber als sich nach der Gründung der Dritten Internationale die Chancen für einen sowjetischen Erfolg in Europa deutlicher abzeichneten, setzte Sorel eindeutig auf einen Sieg des Bolschewismus in Deutschland, der ihm den Weg für eine Wiedergeburt des revolutionären Syndikalismus zu öffnen schien.³⁵ Die Niederlage der Roten Armee Mitte August 1920 in Polen läutete das Ende seiner Hoffnungen ein, die einer neuen und letzten Welle des Pessimismus Platz machten. Anfang 1921 vertraute er seinem Freund Paul Delesalle, einem der ehemaligen Führer der CGT, an: "Die Lage des Sozialismus in Deutschland ist nicht glänzend. [. . .] Das endgültige Ergebnis des Krieges wird ein enormer Rückzug des Sozialismus gewesen sein, ein mindestens ebenso großer Rückzug wie der in der Folge des Staatsstreichs [von Louis Napoléon Bonaparte]".³⁶ Als Sorel 1922 starb, waren in Deutschland sein Name und seine Ideen fast unbekannt. Mit Ausnahme einiger Zeilen in den "Sozialistischen Monatsheften" wurde sein Tod in der sozialdemokratischen Presse nicht einmal erwähnt.³⁷ Nur die kommunistische Presse unterstrich die historische Bedeutung seiner Kritik des parlamentarischen Sozialismus und seiner späten Verbundenheit mit dem Bolschewismus, zugleich aber auch den überlebten und spezifisch französischen Charakter des revolutionären Syndikalismus.³⁸ Wenn das Werk Sorels in der Arbeiterbewegung unbekannt war, so war es dies in der intellektuellen Welt kaum weniger,³⁹ wo die Lektüre seiner bekanntesten Arbeiten, der "Réflexions sur la violence" und der "Illusions du progrès", nur einer kleinen Elite vorbehalten war, wie aus entgegengesetzten Perspektiven Thomas Manns "Betrachtungen eines Unpolitischen"⁴⁰ und die Arbeit des jungen Benjamin "Zur Kritik der Gewalt" es bezeugen; dort wird das moralische Problem der Gewalt in einem direkten Bezug zu Sorels "Réflexions" diskutiert.⁴¹

34 George Sorel, *Matériaux d'une théorie du prolétariat*, Paris 1919, S.383f.; ders., *I guai della democrazia*, in: *Il Resto del Carlino*, 25. Juni 1919, wiederabgedruckt in: Georges Sorel, "Da Proudhon a Lenin" e "L'Europa sotto la tormenta", Rom 1973, S.110-116.; ders., *Introduction à l'économie moderne*, Paris 1922, S.252, Anm.2.

35 Vgl. insbesondere die Briefe Sorels an Mario Missiroli 1919-1920 in: Georges Sorel, "Da Proudhon a Lenin", a.a.O., und die "Bilanz der sozialistischen Regierung" in Deutschland, die Sorel im Anhang "La marche au socialisme" (September 1920) aufmacht: ders., *Les illusions du progrès*, Paris 1921, S.376f.

36 Sorel an Delesalle vom 26. Februar 1921, in: Georges Sorel, *Lettres à Paul Delesalle*, Paris 1947, S.210.

37 Vgl. die kurzen Berichte von Conrad Schmidt und von Christian Hermann in: *Sozialistische Monatshefte*, Jg.28 (1922), Bd.2, S.955, und Jg.29 (1923), Bd.1, S.46.

38 Vgl. den Nachruf von Marcel Ollivier in: *Internationale Presse-Korrespondenz*, Jg.2 (1922), Nr.176 (5. September 1922), S.116f., auch abgedruckt in: *Die Rote Fahne* vom 8. September 1922, und die lange Studie von A. Maletzki in: *Die kommunistische Internationale*, Jg.4 (1923), Nr.24-25, S.125-151.

39 Mit Ausnahme einiger Spezialisten der französischen Literatur wie Hermann Platz, *Der Nationalismus im französischen Denken der Vorkriegszeit*, in: *Der Nationalismus in der dritten Republik*. Hrsg. von Joachim Kühn, Berlin 1920, S.99f.; ders., *Geistige Kämpfe im modernen Frankreich*, München 1922, S.143f.; ders., Georges Sorel, in: *Katholische Volkszeitung* vom 6. Dezember 1922.

40 Thomas Mann, *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, Bd.12, Frankfurt/M. 1960, S.327f.

41 Walter Benjamin, *Zur Kritik der Gewalt*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik*, Jg.47 (1920-1921), S.809-832, wiederabgedruckt in ders., *Gesammelte Schriften*, Bd.2, Frankfurt/M. 1977, S.179-203. — Vgl. zu diesem Artikel und generell zur Sorelinterpretation Benjamins Chryssoula Kambas, Walter Benjamin lecteur des *Réflexions sur la violence*, in: *CGS*, Jg.2 (1984), S.71-89.

IV.

Letztlich ist es die Nachkommenschaft Sorels im faschistischen Italien, die seinen Gedanken in der zweiten Hälfte der 20er Jahre in Deutschland eine Aktualität verleihen wird. Carl Schmitt war der erste, der in einem Aufsatz über die Krise der Theorie des Liberalismus 1923 die einschneidende Bedeutung der Sorelschen Theorie des Mythos hervorhob.⁴² Schmitt zufolge erlaubt es Sorels Entdeckung der Triebkraft irrationaler Elemente in den großen historischen Bewegungen, sich gleichermaßen über die Erfolge des Bolschewismus und des Faschismus, also der beiden Hauptphänomene der Zeit, Rechenschaft abzulegen. Die Theorie des Mythos sieht sich derart nach der bekannten Formulierung von Wyndham Lewis in den Rang eines "Schlüssels des gesamten zeitgenössischen politischen Denkens" erhoben. Sie war für Schmitt "der stärkste Ausdruck dafür, daß der relative Rationalismus des parlamentarischen Denkens seine Evidenz verloren hat".⁴³ Der spätere Theoretiker des "totalen Staats" schätzt den faschistischen Erfolg in Italien als Sieg des "nationalen Mythos" über den "proletarischen Mythos" ein und schließt daraus, daß Sorel, auch wenn er sich von "anarchistischen" Motivationen leiten ließ, letztlich, ohne es zu wollen, "an der Grundlage einer neuen Autorität, eines neuen Gefühls für Ordnung, Disziplin und Hierarchie mitgearbeitet" habe.⁴⁴

Die ersten Publikationen, die einen Einfluß des Sorelschen Denkens auf Mussolini und die Ideologie des italienischen Faschismus darstellen wollten,⁴⁵ stützten die Einschätzung Carl Schmitts und erleichterten die Verbreitung der Darstellung Sorels als "geistigem Vater Lenins und Mussolinis". Als Beispiel kann eine Ausführung von Erwin von Beckerath dienen: "Der Bolschewismus trifft sich mit dem Faschismus praktisch und theoretisch in einem außerordentlich wesentlichen Punkte: der unbedingten Bejahung der 'Gewalt'. Man könnte sagen: Beide begegnen sich in der Lehre von Georges Sorel, über den Lenin und Mussolini vielleicht irgendwo in der Schweiz diskutiert haben — ein Zusammentreffen, das zwar nicht historisch bezeugt, aber durchaus möglich ist."⁴⁶ In diesem Kontext erleichterte das Erscheinen der deutschen Übersetzung der "*Réflexions sur la violence*" 1928, auch wenn sie vom sozialistisch orientierten Soziologen Gottfried

42 Carl Schmitt, *Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus* (1923), Neudruck Berlin 1969, S.77-90. Das Kapitel "Irrationalistische Theorien der Gewaltanwendung" ist fast durchgehend den "*Réflexions sur la violence*" gewidmet; der Einfluß dieses Buches sei "bedeutend größer, als man auf den ersten Blick erkennen könnte, und ist sicher noch nicht erledigt" (a.a.O., S.78). Bei dem Nachdruck dieses Kapitels unter dem Titel "Die politische Theorie des Mythos" in dem Sammelband: *Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar-Genf-Versailles 1923-1939*, Hamburg 1940, unterstreicht Schmitt, dieser Text enthalte "die erste Einführung der politischen Theorie von Georges Sorel in Deutschland", a.a.O., S.313.

43 Carl Schmitt, *Die geistesgeschichtliche Lage*, a.a.O., S.83.

44 A.a.O. — Zum Interesse, das Schmitt für Sorel als "origineller und ideenreicher politischer Denker" äußert, vgl. auch ders., *Römischer Katholizismus und politische Form* (1923), Neudruck Stuttgart 1984, S.20ff.

45 Vgl. vor allem Erwin von Beckerath, *Wesen und Werden des faschistischen Staates*, Berlin 1927; Edgar L.M. Rosen, *Der Faschismus und seine Staatsidee*, Berlin 1933.

46 Erwin von Beckerath, *Moderner Absolutismus*, in: *Weltwirtschaftliches Archiv*, Jg.25 (1927), S.251. — Die Beziehung Sorel-Lenin wurde von Otto Kirchheimer in seiner bei Carl Schmitt geschriebenen Dissertation entwickelt; vgl. Otto Kirchheimer, *Zur Staatslehre des Sozialismus und des Bolschewismus* (1928), wiederabgedruckt in: ders., *Von der Weimarer Republik zum Faschismus. Die Auflösung der demokratischen Rechtsordnung*, Frankfurt/M. 1976, S.40ff.

Salomon mit Unterstützung von Berth veranlaßt wurde,⁴⁷ nur den Abschluß der Verwandlung dieses Autors in einen irrationalistischen Theoretiker des Mythos und der revolutionären Gewalt. Zugleich wurden Sorels Arbeiten Hals über Kopf von liberaler oder demokratischer Perspektive aus kritisiert. So wurde Sorel von Karl Mannheim mit Bergson und Pareto zu den "wissenschaftlichen Vorläufern" des "aktivistischen Intuitionismus" gerechnet, der für die faschistische Weltanschauung charakteristisch sei.⁴⁸ Und der sozialistische Jurist Hermann Heller zögerte nicht, Sorel mit Oswald Spengler als Repräsentanten eines "dekadenten Irrationalismus" gleichzusetzen und ihn als Anhänger eines sinnlosen "Aktivismus" zu denunzieren, für den die gewaltsame Bewegung wichtiger sei als die Endziele.⁴⁹

Gegen diese Reduktionen Sorels zum "kleinsten gemeinsamen Vielfachen" zwischen Bolschewismus und Faschismus⁵⁰ erhoben sich vereinzelte Stimmen und vertraten ein anderes Bild von Sorel. Schon Edouard Berth hatte in seinem Nachwort zur deutschen Ausgabe der "Réflexions", das er bezeichnenderweise "Vom 'Kapital' zu den 'Reflexionen über die Gewalt'" überschrieb, deutlich das Denken Sorels in seinen Beziehungen zu Marx und Proudhon herausgearbeitet, wodurch es vollständig in der sozialistischen Tradition stehe. Berth faßt die großen Linien der syndikalistischen Philosophie zusammen und besteht insbesondere auf dem absoluten Gegensatz zwischen dem Denken Sorels und dem Faschismus. Er unterscheidet zwischen revolutionärer und reaktionärer Kritik der Demokratie und unterstreicht, daß die faschistische Gewalt nur ein neues Gewand der bürgerlichen "Kraft" sei, die lediglich auf die Stärkung des Staats abziele und deswegen nicht der wesentlich libertären Sorelschen Gewalt gleichgesetzt werden könne. Berth zufolge müssen die "Réflexions sur la violence" als eine wahre "Abhandlung proletarischer Ethik" interpretiert werden.⁵¹

47 Georges Sorel, *Über die Gewalt (Réflexions sur la violence)*. Mit einem Vorwort von Gottfried Salomon und einem Nachwort von Edouard Berth, Innsbruck 1928. Tatsächlich erschien der Bd. erst Anfang 1929, d.h. mehr als fünf Jahre nach den ersten Versuchen Salomons, mit Unterstützung von Robert Michels eine Übersetzung des Buchs in die Wege zu leiten; vgl. die Korrespondenz Salomons mit Michels und Marcel Riviere, Nachlaß Gottfried Salomon, Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG), Amsterdam. Wie Salomon in einem Brief an Berth erklärte, wollte er "die syndikalistischen Ideen in Deutschland zur Kenntnis bringen, die für den Bankrott der Sozialdemokratie wichtig werden". Außerdem bat er Berth als "Freund und Nachfolger Sorels", für die deutsche Ausgabe "ein Nachwort über Leben und Werk Sorels und über die Entwicklung seiner Ideen" vorzubereiten; Salomon an Berth vom 11. August 1924, Nachlaß Salomon, 117/4. Berth nahm den Vorschlag enthusiastisch an: "Ich glaube, daß es gegenwärtig und angesichts des Bankrotts der Sozialdemokratie *wesentlich* ist, Proudhon und Sorel in der deutschen sozialistischen Kultur zu 'lanzieren'"; Berth an Salomon vom 20. September 1920, Nachlaß Salomon, 117/3. Ursprünglich rechnete Salomon damit, ein zweites Werk Sorels übersetzen zu lassen. Zunächst dachte er an die "Matériaux", wählte dann aber auf Berths Rat hin die "Illusions". Angesichts der Schwierigkeiten, für die "Réflexions" einen Verleger zu finden, wurde das Vorhaben fallengelassen. — Bemerkenswert ist, daß der Austromarxist Max Adler sich zur selben Zeit ebenfalls für die Herausgabe einer Übersetzung der "Réflexions" interessierte, vgl. seinen Brief an Salomon vom 28. Mai 1926, Nachlaß Salomon, 52/11.

48 Karl Mannheim, *Ideologie und Utopie* (1929), Neudruck Frankfurt/M. 1978, S.117ff.

49 Hermann Heller, *Europa und der Faschismus*, Berlin und Leipzig 1929, S.26ff.

50 Um einen Ausdruck aufzugreifen, den Paul Szende gebrauchte: ders., Bergson, der Metaphysiker der Gegenrevolution, in: *Die Gesellschaft*, Jg.8 (1930), S.564.

51 Edouard Berth, *Vom "Kapital" zu den "Reflexionen über die Gewalt"*, a.a.O., S.363-386. — Einer der ersten in Deutschland, der versuchte, die Vulgarisation Sorels zu korrigieren, war der katholische Publizist Waldemar Gurian; vgl. seine Aufsätze: *Der Vater des Bolschewismus und Faschismus? Georges Sorel*, in: *Germania*, Nr.17, vom 13. April 1929; Georges Sorel, in: *Staatslexikon*. Hrsg. von der Görres-Gesellschaft, Freiburg i.B. 1931, Bd.4, Sp.1633-1637; in diesen Artikeln insistiert er auf Sorels Moralismus.

Der Versuch einer vollständigen Richtigstellung des vorherrschenden Bildes von Sorel unternahm der junge Historiker Ernst H. Posse, der 1929-1930 eine Serie von Artikeln über Sorel publizierte und eine Übersetzung der "Décomposition du marxisme" vorbereitete.⁵² Posse, der bei dem Historiker und Soziologen Gustav Mayer eine Dissertation über die Anfänge des Marxismus in Frankreich geschrieben hatte,⁵³ widmete sich im wesentlichen dem Nachweis, daß das Werk Sorels nur als ein Produkt der Geschichte der französischen Arbeiterbewegung verstanden werden könne und in diesem Rahmen interpretiert werden müsse. Ihm stellt sich diese Geschichte vor allem als Versuch dar, einen Sozialismus "exclusivement ouvrier" herauszubilden. Dabei verdiene es Sorel, in der Geschichte als Verkünder einer neuen sozialistischen Zivilisation festgehalten zu werden, die ausschließlich auf die Fähigkeiten des Proletariats gegründet ist. Die einzig mögliche Kritik an Sorel sei, daß er auf einer Vorstellung eines "Idealproletariats" aufbaue, was letztlich die Wirkungslosigkeit seiner Theorie erkläre. Das Scheitern des revolutionären Syndikalismus bedeute aber nicht gleichermaßen den Verzicht Sorels auf seine grundlegenden Vorstellungen. Wenn er durch seine Kritik der Demokratie de facto den Weg zum Faschismus vorbereitet habe, dann läßt sich daraus für Posse keinerlei Schlußfolgerung ziehen, daß eine geistige Gemeinschaft zwischen seinem Denken und den faschistischen Konzeptionen bestehe. Wenn Elemente einer Theorie, die für das Proletariat entworfen wurde, gegen es benutzt werden, so gehöre dies in den Bereich der Ironie der Geschichte.

Auch Michael Freund bemühte sich in seinem ersten Text über Sorel, den Interpretationen entgegenzuarbeiten, die Sorel mit dem Faschismus verbinden. In seinem 1931 in der theoretischen Zeitschrift der SPD publizierten Artikel "Sorel und die Gegenrevolution",⁵⁴ versucht Freund sogar, eine Kritik der nationalsozialistischen Bewegung mit Hilfe Sorelscher Kategorien herauszuarbeiten. Er erinnert daran, daß der Gegensatz zwischen proletarischer und plebejischer Bewegung bei Sorel seine Quelle in Marxens Kritik des Bonapartismus besitzt. Freund analysiert die faschistische Bewegung als den Prototyp dieser undifferenzierten Massenbewegungen, als Revolten von Unzufriedenen, beherrscht von gefühlsmäßigen Vorurteilen und der "politischen Magie", ohne positive Zielvorstellung und dadurch offen für jede plebiszitäre Demagogie. Diesen Bewegungen hatte Sorel seine Konzeption einer rein proletarischen Bewegung entgegengesetzt, die in der Produktion verwurzelt und zugleich Träger einer neuen Ordnung ist. Gegenüber den irrationalistischen Interpretationen Sorels besteht Freund auf dem antisubjektivistischen und wissenschaftlichen Charakter seines Denkens sowie auf der Tatsache, daß seine Kritik des Rationalismus ausschließlich gegen die abstrakt rationalistische Ideologie gerichtet war. Ebenso argumentiert Freund gegen die vulgären Darstellungen der Theorie des Mythos, die für Sorel in keiner Weise der fieberhaften Gemütsregung Vorschub leisten

52 Ernst H. Posse, Georges Sorel (1847-1922), in: Zeitschrift für Politik, Jg.18 (1929), S.742-761; ders., Bemerkungen zur Einführung in G. Sorels Werk: Über die Gewalt, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Jg.131 (1929), S.841-860; ders., Sorels "Faschismus" und sein Sozialismus, in: Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung, Jg.15 (1930), S.161-193; ders., Der antidemokratische Denker und der moderne Sozialismus, in: Georges Sorel, Die Auflösung des Marxismus, Jena 1930, S.1-19.

53 Ernst H. Posse, Der Marxismus in Frankreich 1871-1905. Die proletarische Klassenkampflehre des Marxismus und die parteipolitische Arbeiterbewegung bis zur Gründung des Parti socialiste, Berlin 1930.

54 Michael Freund, Sorel und die Gegenrevolution, in: Die Gesellschaft, Jg.8 (1931), S.202-230.

sollte sondern ganz im Gegensatz dazu der "stoischen Ruhe" der kühlen Leidenschaft. Indem er schließlich daran erinnert, daß für Sorel die höhere Form des Heroismus in der Arbeit angesiedelt ist, meint Freund die Verwirklichung der neuen, von Sorel gewünschten, proletarischen Moralität in der Politik der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands erkennen zu können.⁵⁵

V.

Dieser Versuch, die Aktualität Sorels für die deutsche Arbeiterbewegung darzustellen, blieb ohne Folgen. Freund änderte in seinem im folgenden Jahr publizierten großen Buch seine Herangehensweise völlig. Angesichts der Drohung, die durch den Aufstieg des Nazismus auf der deutschen Kultur lastet, erscheint Sorel hier nicht mehr als der Vertreter einer Ethik der Verantwortung, der mit Max Weber vergleichbar wäre, sondern als "der größte konservative Denker unserer Zeit". In dieser biographie intellectuelle, der ersten ihrer Art, rekonstruiert Freund den bewegten intellektuellen Lebenslauf Sorels als die ewige Suche nach Kräften der Erneuerung zur Rettung der traditionellen Werte vor ihrer Dekadenz. "Die Formel 'revolutionäre Bewahrung' kennzeichnet vielleicht am besten Sorels Lebenswerk. Darum konnte der Protest eines Konservativen gegen die Zerstörung der Revolution und der Masse einen revolutionären Ton annehmen."⁵⁶ Diese Haltung definiert Freund mit Hilfe des Begriffs des "revolutionären Konservatismus". Indem er derart einen Begriff aus dem Vokabular des italienischen Faschismus aufgreift, um das Wesen des Denkens Sorels zu analysieren, neigt Freund jetzt dazu, diesen den "nationalrevolutionären" Strömungen der Weimarer Republikanzunähern.⁵⁷ Tatsächlich werden einige Vertreter des Jung-Konservatismus versuchen, Schlüsselbegriffe Sorels wie Mythos und Gewalt zu eigenen Zwecken zu gebrauchen, indem sie ihre ursprüngliche Perspektive verkürzen. Doch bleiben solche Versuche begrenzt, und der Bezug auf Sorel nimmt bei den Vertretern der "konservativen Revolution" nie eine zentrale Stellung ein, die mit der in Mussolinis Italien vergleichbar wäre.⁵⁸

Das Ende 1932 erschienene Buch von Michael Freund läßt in der Agonie der Weimarer Republik die Debatte über das Werk Sorels nicht aufleben. Die wenige Monate später stattfindende Machtergreifung Hitlers und die darauf folgende Erstickung des intellektuellen Lebens bereiten der Rezeption Sorels in Deutschland ein Ende,⁵⁹ auch wenn es

55 Als damaliges Mitglied der SPD arbeitete Freund regelmäßig bei den Sozialistischen Monatsheften mit. Im Nachwort der zweiten Ausgabe seines Buches erwähnt er seine Kontakte zu Hilferding, vgl. ders., *Georges Sorel*, a.a.O., S.280f.

56 A.a.O., S.49.

57 Die Zeitschrift "Die Tat", eines der wichtigsten Organe dieser Strömungen, veröffentlichte 1930 einen Artikel über Sorels Theorie des Mythos, vgl. Ernst W. Eschmann, *Moderne Soziologen II: Georges Sorel*, in: *Die Tat*, Jg.22 (1930), S.367-377; vgl. auch Hans Papenbrock, *Georges Sorel und die Regeneration der Politik*, in: *Der Ring*, Jg.3 (1930), S.813f.

58 Zur Instrumentalisierung der Konzepte Sorels in der Perspektive einer "Revolution von rechts" vgl. Michael Buckmiller, *Georges Sorel et le "conservatisme révolutionnaire" en Allemagne*, in: *CGS*, Jg.3 (1985), S.51-75. Zum Fall Ernst Jüngers vgl. Karl Heinz Bohrer, *Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk*, München und Wien 1978, S.297ff. — Freund selbst stellt Sorel 1934 als einen "Vorfahren" des Jüngerschen "Arbeiters" dar, vgl. *Sorel und seine Zeit*, in: *Hochland*, Jg.31 (1934), S.198f.

59 Eine erste deutsche Dissertation wurde ihm immerhin gewidmet: Thomas Niederreuther, *Sorels Betrachtungen über die Wirtschaft*, Diss., München 1934.

vereinzelte Versuche gibt, seinen Namen und seine Schriften in den Dienst des neuen Regimes zu stellen, was nur mit tiefgreifenden Manipulationen möglich ist. So meint ein Jurist 1938 Hitlers "Niederschlagung der Röh-Revolution 1934" im Namen der Sorelschen Gewaltkonzeption feiern zu können,⁶⁰ und Michael Freund versucht 1944, den Krieg, den Nazideutschland und das faschistische Italien gegen die "westliche Plutokratie" und die "asiatische Barbarei" führen, mit Hilfe einer kleinen Sammlung sorgfältig ausgesuchter Auszüge aus Sorels Schriften zu preisen.⁶¹

Unter diesen Umständen kann die Feststellung kaum überraschen, daß ein negatives Bild von Sorel als irrationalistischer, präfaschistischer und prätotalitärer Denker insgesamt unter den Intellektuellen der deutschen Emigration vorherrscht — von Thomas Mann, der in seinem "Doktor Faustus" "die krasse und erregende Prophetie" in den "Réflexions sur la violence" beschwört,⁶² bis zu den bekanntesten Vertretern eines "westlichen Marxismus" wie Ernst Bloch,⁶³ Georg Lukács⁶⁴ oder einigen Mitgliedern der Frankfurter Schule.⁶⁵ Zwei bemerkenswerte Ausnahmen verdienen jedenfalls erwähnt zu werden: Walter Benjamin, bei dem man bis in die letzten Schriften die Sorellektüre spürt,⁶⁶ und Karl Korsch, der sich auf seiner Suche nach einem undogmatischen Marxismus ausdrücklich von Sorel inspirieren läßt.⁶⁷

Am Schluß dieser kurzen Skizze muß man die Merkwürdigkeit des Schicksals hervorheben, das Sorel in Deutschland beschieden war. Sorel war ein zu heterodoxer Marxist für das Vaterland des Marxismus, ein zu radikaler Sozialist für eine Arbeiterbewegung ohne Revolution, als daß er von der deutschen Linken hätte akzeptiert werden können. Als für eine imaginäre "konservative Revolution" zu revolutionärer Konservativer und als

60 Vgl. Rainer Heyne, Georges Sorel und der autoritäre Staat des 20. Jahrhunderts, in: Archiv des öffentlichen Rechts, Jg.29 (1938), S.286.

61 Vgl. Der falsche Sieg. Worte aus Werken von Georges Sorel. Ausgewählt und eingeleitet von Michael Freund, Berlin 1944. — Im Nachwort der Neuausgabe seines Buchs über Sorel 1972 erwähnt Freund nicht seine Auswahl, die eindeutig den Schriften aus Sorels konservativer Periode (1910-1914) den Vorzug gab. Dabei gibt er zu verstehen, daß Sorel Hitler hätte willkommen heißen können, "der, Samson gleich, bereit war sich unter den Trümmern begraben zu lassen, die ein verfaultes und verdammtes Europa erschlugen"; vgl. Freund, Georges Sorel, a.a.O., S.285.

62 Thomas Mann, Gesammelte Werke in zwölf Bänden, a.a.O., Bd.6, S.486. Vgl. auch ders., Tagebücher 1933-1936, Frankfurt/M. 1978, S.241f.

63 Ernst Bloch, Erbschaft dieser Zeit (1935), Frankfurt/M. 1973, S.352; ders., Hat der Wille keine Grenzen? — Probleme des Reichs der Freiheit (1939), in: Philosophische Aufsätze zur objektiven Phantasie, Gesamtausgabe Bd.10, Frankfurt/M. 1969, S.172. Zur abschließenden Beurteilung Sorels vgl. ders., Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt/M. 1951, S.1106ff.

64 Vgl. Georg Lukács, "Größe und Verfall" des Expressionismus (1934), in: ders., Werke, Bd.4, Neuwied und Berlin, 1971, S.127; ders., Die Zerstörung der Vernunft (1954), in: a.a.O., Bd.9, Neuwied und Berlin, 1962, S.32ff.

65 Vgl. Herbert Marcuse, Studie über Autorität und Familie (1936), in: ders., Schriften, Bd.3, Aufsätze aus der Zeitschrift für Sozialforschung 1934-1941, Frankfurt/M. 1979, S.177f.; Franz Neumann, Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus (1942), München 1984, S.242. Vgl. auch den Artikel eines ehemaligen Mitarbeiters des Instituts für Sozialforschung, Franz Borkenau, Sorel, Pareto, Spengler. Three Fascist Philosophers, in: Horizon, Jg.5 (1942), Nr.30, S.420-431. Auch im Buch des sozialdemokratischen Philosophen Siegfried Marck, Der Neuhumanismus als politische Philosophie, Zürich 1938, S.26, wird Sorel in den Rang eines "verhängnisvollen Kirchenvaters der faschistischen Sophistik" erhoben.

66 Vgl. Chrysosula Kambas, Walter Benjamin lecteur des Réflexions sur la violence, a.a.O., S.86f.

67 Vgl. Karl Korsch, Karl Marx (1938). Hrsg. von Götz Langkau, Frankfurt/M., 1967, S.201; ders., Ein undogmatischer Zugang zum Marxismus (1946), in: Politikon, Nr.38 (Oktober/November 1971), S.8ff; hierin nimmt Korsch Sorels "Thesen über die materialistische Geschichtsauffassung" von 1902 wieder auf.

für einen totalitären Nationalsozialismus zu libertärer Antidemokrat war er auch für die Rechte unannehmbar. So erscheint Deutschland als ein unfruchtbarer Boden für "Sorelismen" jeder Art. Das Werk Sorels stellte sich schon durch seine Form im Land Hegels und Nietzsches als undurchdringlich dar, noch mehr aber wohl durch seine liberale Essenz in einer deutschen Welt, die keine wirkliche bürgerliche Revolution gekannt hatte.

SOZIALDEMOKRATISCHE POLITIK UNTER SOWJETISCHER MILITÄRVERWALTUNG. CHANCEN UND GRENZEN DER SPD IN DER SOWJETISCHEN BESATZUNGSZONE ZWISCHEN KRIEGSENDE UND SED-GRÜNDUNG

Von Werner Müller

1. Vorbemerkung

Mit der Konstituierung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) auf dem Vereinigungsparteitag am 21. und 22. April 1946 im "Admiralspalast" in Berlin endete die kurze Geschichte der SPD im sowjetischen Besatzungsgebiet Nachkriegsdeutschlands. Die neue Parteiführung vermerkte nicht ohne Stolz, daß die eben gegründete SED die mitgliederstärkste Partei in ganz Deutschland war. Von ihren rund 1,2 Millionen Mitgliedern kamen etwa 53 % aus der SPD.¹

Mit der SED sollte nach den Vorstellungen ihrer Gründer die jahrzehntelange Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung in Sozialdemokraten und Kommunisten der Vergangenheit angehören; sie beanspruchte, eine unabhängige und deutsche Partei zu sein und beabsichtigte selbstverständlich auch, sich in ganz Deutschland zu konstituieren. Für eine große Zahl von Sozialdemokraten im sowjetischen Besatzungsgebiet bedeutete die Gründung der SED nicht die "Wiedergeburt" der sozialistischen Bewegung, sondern das unfreiwillige, ja gewaltsame Ende der Sozialdemokratie. Gustav Dahrendorf, von der Wiedergründung der SPD im Mai/Juni 1945 an in Berlin Mitglied ihres Führungskreises und ein anfänglicher, aber rasch desillusionierter Verfechter einer Einheit von Sozialdemokraten und Kommunisten, prägte dazu schon frühzeitig den Begriff der "Zwangsvereinigung".²

Kurt Schumacher, der gerade auch in den Auseinandersetzungen mit den Kommunisten zum unumstrittenen, fast charismatischen Führer der SPD in den Westzonen wurde, hatte schon frühzeitig vor einer engen Kooperation mit der KPD und allen "Einheits"-Bestrebungen gewarnt.³ Die Geschichte, so scheint es, hat seine Einschätzung bestätigt. Die Entwicklung der SED zu einer marxistisch-leninistischen Partei sowjetischen Typs

- 1 Vgl. die recht detaillierten Angaben in: Bericht des Parteivorstandes der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands an den 2. Parteitag, Berlin 1947, S.29ff. — Allgemein: Hermann Weber, Geschichte der DDR, München 1985, S.69ff; Frank Moraw, Die Parole der "Einheit" und die deutsche Sozialdemokratie, Bonn-Bad Godesberg 1973, S.65ff.
- 2 Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Landesorganisation Hamburg, Die Zwangsvereinigung der Kommunistischen und Sozialdemokratischen Partei in der russischen Zone, o.O. o.J.; wiederabgedruckt mit geringen Änderungen in: Gustav Dahrendorf, Der Mensch, das Maß aller Dinge, Hamburg 1955, S.89ff.
- 3 Vgl. "Politische Richtlinien für die SPD in ihrem Verhältnis zu den anderen politischen Faktoren" vom August 1945, in: Kurt Schumacher. Reden — Schriften — Korrespondenzen 1945-1952. Hrsg. von Willy Albrecht, Berlin und Bonn 1985, S.258ff.

scheint auf den ersten Blick auch geradlinig und unaufhaltsam: Die SED, so heißt es in parteieigener Retrospektive zur Vereinigung, habe es "verstanden [. . .], ihre völlige Verschmelzung auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus und ihre feste organisatorische Einheit zu sichern, weil sie sich selbst konsequent und unbeirrbar als marxistisch-leninistische Kampfpartei entwickelte."⁴ Beide Positionen lassen im Grunde keinen Raum für eine mögliche eigenständige Entwicklung der Sozialdemokratie im sowjetischen Besatzungsgebiet nach 1945. Sergej Tjulpanov, in den ersten Nachkriegsjahren maßgeblicher Offizier der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD),⁵ bekräftigte dieses Urteil: "Das vordringlichste Problem, die Grundvoraussetzung und Grundbedingung dafür, daß die Arbeiterklasse zum politischen Führer des gesamten Prozesses der demokratischen Erneuerung des Landes werden konnte, war daher die Überwindung der Spaltung und die Schaffung einer marxistisch-leninistischen Partei."⁶ Noch weiter zugespitzt: Für ihn war die "Herstellung der Einheit der Arbeiterbewegung auf revolutionären Grundlagen die Hauptvoraussetzung für die erfolgreiche Demokratisierung und Entnazifizierung Deutschlands."⁷

Alles das wies den Sozialdemokraten im sowjetischen Besatzungsgebiet und in Berlin in den rund 10 Monaten ihrer legalen Existenz nur die Funktion zu, sich die "marxistisch-leninistischen", also kommunistischen Maximen anzueignen, mit den eigenen Traditionen radikal zu brechen und Charakter, Struktur und Ziele der eigenen Bewegung grundlegend zu verändern. Schon angesichts der Tatsache, daß die SED-Führung auch heute noch beständig das Gespenst des "Sozialdemokratismus", des "Opportunismus" oder "Reformismus" sieht, ist jedoch nach Konzeptionen und Handlungschancen der damaligen Sozialdemokratie zu fragen, nach Intentionen und Restriktionen ihrer Arbeit, nicht zuletzt auch nach Erfolg und Mißerfolg einer Politik unter den spezifischen Bedingungen einer Besatzungsherrschaft.⁸

4 Günter Heyden, Die Entwicklung der SED als marxistisch-leninistische Partei. Die Bedeutung der Beschlüsse des VIII. Parteitag für die Vertiefung des Vertrauensverhältnisses von Partei und Volk, in: Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung (künftig zitiert: BzG), Jg.28 (1986), H.2, S.147.

5 Manfred Koch, Zum Tode von Sergej I. Tjulpanov, in: Deutschland Archiv, Jg.17 (1984), H.4, S.341f.

6 S. I. Tjulpanov, Die Zusammenarbeit der SMAD und der SED im Kampf für Demokratie und Sozialismus, in: Einheit — im Kampfe geboren. Beiträge zum 30. Jahrestag der Befreiung vom Faschismus, Leipzig 1975, S.98.

7 Sergej Tjulpanov, Deutschland nach dem Kriege (1945-1949). Erinnerungen eines Offiziers der Sowjetarmee, Berlin [Ost] 1986, S.72.

8 Zum Forschungsstand vgl. Werner Müller, Die Gründung der SED 1945/46 — Zum gegenwärtigen Forschungsstand, in: Einheit oder Freiheit? Zum 40. Jahrestag der Gründung der SED. Hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, o.O., o.J., S.91-103. — Neuere Publikationen aus der DDR deuten mitunter Ausmaß und Breite des Widerstandes sozialdemokratischer Führungsgliederungen gegen die Vereinigungskampagne an. So zeigten sich vor allem für Magdeburg und Leipzig Polarisierungen zwischen dem SPD-Bezirksvorstand auf der einen und den Betriebsgruppen, den "Einheitsbüros" und den KPD-Gliederungen auf der anderen Seite. Vgl. Herbert Matthias, Untersuchungen zur Geschichte der Stadtparteiorganisation Magdeburg der SED von der Befreiung des deutschen Volkes bis zur Konstituierung eines antifaschistisch-demokratischen Stadtparlaments (April 1945 bis Dezember 1946), Diss. B, Magdeburg 1985, S.142ff. sowie die Erinnerungen von Otto Schön, in: Leipzig. Aus Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zur Stadtgeschichte, Bd.4, Leipzig 1986, S.35ff. — Nach Abschluß des Manuskripts erschienen noch: Vereint auf dem Wege zum Sozialismus. Geschichte der Landesparteiorganisation Sachsen-Anhalt der SED 1945-1952. Hrsg. von den Bezirksleitungen Halle und Magdeburg der SED, Kommissionen zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, Halle und Magdeburg 1986.

2. Umfeld und Determinanten sozialdemokratischer Politik

Die Hinterlassenschaft der Terrorherrschaft des "Dritten Reiches" und des von ihm begonnenen Zweiten Weltkrieges sowie die Dekrete, Verordnungen und Anweisungen der sowjetischen Besatzungsmacht bildeten den äußeren Rahmen für den Wiederbeginn sozialdemokratischer Politik und den Neuaufbau der Parteiorganisation im sowjetischen Besatzungsgebiet. In der Alltagsarbeit der Partei wurde schnell das Verhältnis zu den Kommunisten auf unterschiedliche Weise in unterschiedlichen Phasen zum dominierenden politischen Problem. In den Grundzügen standen die Sozialdemokraten in allen Besatzungszonen nach Kriegsende vor gleichen Bedingungen. Die Beseitigung der Kriegszerstörungen, die Sicherung von Ernährung und Versorgung der Bevölkerung, die Ingangsetzung der Betriebe, die "Säuberung" der Verwaltungen und des öffentlichen Lebens von Nazis und ihren Parteigängern, der Neuaufbau eines kulturellen Lebens auf demokratischer Basis waren überall in Deutschland die vorrangigsten Aufgaben. Sie zu bewältigen, erschien vielen politisch Aktiven angesichts des herrschenden Chaos, fehlender und zerstörter Verkehrsverbindungen und vor allem auch durch die Lücken, die Verfolgungen und Emigration im Lager der demokratischen Parteien hinterlassen hatten, aussichtslos. In ganz Deutschland, in allen vier Zonen waren die Besatzungsbehörden nicht nur rechtlich, sondern auch faktisch die obersten Machtorgane. Die Deklaration der vier Alliierten vom 5. Juni 1945⁹ unterstrich die Souveränität jeder Siegermacht in ihrer eigenen Zone. Damit war die Basis für eine unterschiedliche Entwicklung in den Besatzungsgebieten gegeben. Daneben konstituierten sie den Alliierten Kontrollrat als faktische gemeinsame Regierung für ganz Deutschland. Zweifellos konnten zugleich die Ziele der Sieger, so vorrangig die Entnazifizierung und die Wiederherstellung geordneter Lebensverhältnisse, nur unter Mitwirkung deutscher Politiker erreicht werden. Das, die Not der Zeit, das Bekenntnis aller Parteirichtungen (unter Einschluß der Kommunisten und dem — selbstverständlichen — Fehlen der diskreditierten Rechten) zur parlamentarischen Demokratie und der überall sichtbare Wille, die "Parteienzersplitterung" der Jahre vor 1933 zu überwinden, begründeten den Willen zur engen Kooperation zwischen allen vom Nationalsozialismus unbelasteten Parteivertretern und -richtungen. Die "Gemeinsamkeit der Antifaschisten" war eine Selbstverständlichkeit und brauchte nicht begründet zu werden.¹⁰

Dieser Grundkonsens zeigte sich vielerorts in Deutschland schon im Moment des Zusammenbruchs des "Dritten Reiches". Es konstituierten sich in der Regel spontan Gruppen als Selbsthilfeausschüsse, die sich häufig "Antifa-Komitees" oder "Anti-Nazi-Komitees" oder ähnlich nannten, allgemein als "Antifas" bezeichnet. Ihre personelle Zusammensetzung war zumeist zufällig; in der Regel dominierten Sozialdemokraten und Kommunisten.¹¹

9 Wiedergegeben u.a. in: Dokumente des geteilten Deutschland. Hrsg. von Ingo von Münch, 2. Aufl., Stuttgart 1976, S.19ff. — Die neuere DDR-Literatur übergeht das, vgl. Errichtung des Arbeiter- und Bauern-Staates der DDR 1945-1949. Von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Karl-Heinz Schöneburg, Berlin [Ost] 1983, S.10f.

10 So auch Otto Grotewohl am 17.6.1945, seiner ersten Rede in der Öffentlichkeit. Vgl. Otto Grotewohl, Im Kampf um Deutschland. Reden und Aufsätze, Bd.1, Berlin 1948, S.11.

11 Insgesamt: Arbeiterinitiative 1945. Antifaschistische Ausschüsse und Reorganisation der Arbeiterbewegung in Deutschland. Hrsg. von Lutz Niethammer, Ulrich Borsdorf und Peter Brandt, Wuppertal 1976.

Diesen Ausschüssen, deren Zahl in ganz Deutschland sicherlich 500 überschritt und die Tausende von Mitgliedern erfaßten,¹² war in der sowjetischen Besatzungszone die kürzeste Existenz beschieden. Die Militärverwaltungen konzentrierten ihre Arbeit auf die Einsetzung "antifaschistischer" deutscher Verwaltungen; sie wurden dabei von den drei "Initiativgruppen" des ZK der KPD, der "Gruppe Ulbricht" in Berlin, der "Gruppe Ackermann" in Sachsen und der "Gruppe Sobottka" in Mecklenburg-Vorpommern unterstützt.¹³ Beide, Militärverwaltungen wie KPD-Emissäre, lösten rigoros bestehende "Antifas" auf und integrierten deren "beste Vertreter" in die neuen Verwaltungen.¹⁴ Damit waren führende Kommunisten in Deutschland erstmals in der Lage, in größerer Zahl über öffentliche Positionen verfügen zu können. Sie bemühten sich um eine nach außen hin allen Parteirichtungen offenstehende Zusammensetzung der örtlichen Organe, aber tatsächlich blieben die Schlüsselfunktionen wie die Personal-, Polizei- und Volksbildungsämter nahezu ausschließlich den Vertrauensleuten der nach Deutschland zurückkehrenden emigrierten Kommunisten vorbehalten. Daneben leiteten die Mitarbeiter der drei "Initiativgruppen" die Vorbereitungen für die Wiedergründung der KPD. Das Aufgehen der KPD in einer wie auch immer orientierten Einheitspartei stand in der KPD-Führung nicht zur Debatte. Das ZK der KPD war allen anderen Parteirichtungen gegenüber in drei Beziehungen im Vorteil: Es hatte als einzige Parteiführung langfristige Planungen und deren praktische Verwirklichung im Nachkriegsdeutschland betreiben können, genoß die weitgehende Unterstützung des Militär- und Zivilapparates einer Besatzungsmacht und war in der Lage, großräumig operieren und eine langfristige Personalpolitik betreiben zu können. Immerhin konnte man schon im Sommer 1945 auf die Mitarbeit von rund 300 Remigranten aus der Sowjetunion zurückgreifen,¹⁵ ein Reservoir an qualifizierten Führungskadern, das zu der Zeit keiner anderen Partei zur Verfügung stand.

Als die gerade gebildete SMAD mit ihrem Befehl Nr. 2 am 10. Juni 1945 für ihr Besatzungsgebiet die Bildung von "antifaschistischen" Parteien und Gewerkschaften gestattete, waren daher die Kommunisten als erste in der Lage, mit einem schon zuvor formulierten Gründungsauftrag an die Öffentlichkeit zu treten. Die KPD-Führung zeigte sich in diesem Gründungsprogramm gegenüber den Jahren vor 1933 völlig verändert. Sie propagierte nun die parlamentarische Demokratie "mit allen Rechten und Freiheiten für das Volk", erklärte es für unzeitgemäß, "Deutschland das Sowjetsystem aufzuzwingen" und gab auch fast alle traditionellen kommunistischen Tagesforderungen auf. Sie forderte eine Bodenreform, selbstverständlich die Enteignung der Kriegs- und Naziverbrecher, versprach aber zugleich die "private Unternehmerinitiative" zu fördern und auf der anderen Seite den Arbeitern nur Schutz vor "unbotmäßiger Ausbeutung". Mit einem solchen Programm wollte das ZK die KPD im Spektrum der wiederentstehenden

12 So Günter Benser, Antifa-Ausschüsse — Staatsorgane — Parteiorganisation, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (künftig zitiert: ZfG), Jg.26 (1978), H.9, S.787.

13 Zusammenfassend nun Günter Benser, Die KPD im Jahr der Befreiung, Berlin [Ost] 1985, S.94ff.

14 So Walter Ulbricht in seinem bekannten Brief an Georgi Dimitroff vom 9.5.1945, in: Walter Ulbricht, Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Aus Reden und Aufsätzen, Bd.2: 1933-1945, Berlin [Ost] 1953, S.419.

15 Archiv der sozialen Demokratie (künftig zitiert: AdsD), Bonn-Bad Godesberg, Nachlaß Erich W. Gniffke 4/2.

Parteien (angesprochen wurden die SPD und das Zentrum) zum dominierenden und bedeutendsten politischen Faktor entwickeln. Diese KPD als Volkspartei "im wahrsten Sinne des Wortes" (Franz Dahlem), als Sammlungspartei aller Antifaschisten und Gutwilligen aus allen Bevölkerungsschichten, hätte nach den Planungen des ZK einer nur noch kleinen SPD gegenübergestanden; der Sozialdemokratie wäre nur noch die Rolle einer "Restgröße" zugefallen, als Sammelbecken derer, die "noch nicht" für die KPD gewonnen werden konnten.¹⁶ Aber selbst diese SPD sollte durch "Aktionseinheits"-Abkommen noch unlösbar an die KPD gekettet werden.

Die Parteien-Zulassung in der sowjetischen Zone lange vor der in den Westzonen wurde zu Recht als Signal gesehen, um vor dem Hintergrund der geleisteten Vorarbeiten und der Unterstützung der Besatzungsmacht (im Juni 1945 war ja auch ganz Berlin noch von der Sowjetarmee besetzt) und nicht zuletzt durch Ausnutzung der Vorreiter-Rolle und des Aktivismus der Parteiführung einen kommunistischen Führungsanspruch durchzusetzen und zu verankern.

3. Sozialdemokratischer Neubeginn in Berlin zwischen Tradition und Reform

Der Wiedergründungs-Prozeß der Sozialdemokratie verlief gänzlich anders. Im Gegensatz zum zentralistisch geleiteten Aufbau der KPD beschränkte sich der Aufbau auf die regionale und lokale Ebene, Gründergruppen wirkten nicht selten ohne Kenntnis voneinander auf engem Raum. Die ausschlaggebende Rolle der Emigranten in der KPD-Führung fand auf sozialdemokratischer Seite keine Entsprechung; die ersten Aktivitäten waren getragen von zufälligen Gremien, deren Mitglieder entweder schon vor 1933 in den betreffenden Städten und Gemeinden aktiv gewesen oder (wie in Berlin) im Laufe der NS-Herrschaft oder des Krieges dorthin gelangt waren. Das wurde deutlich an der Konstituierung des sozialdemokratischen Führungskreises in Berlin, des Zentralausschusses (ZA), der sich im Juni 1945 aus Vertretern von drei Gruppierungen bildete: dem Kreis um Otto Grotewohl und Erich Gniffke, die beide aus Braunschweig stammten und dort vor 1933 Funktionen auf mittlerer Ebene bekleidet hatten, dem Kreis um die früheren ADGB-Funktionäre Hermann Schlimme, Bernhard Göring, Richard Weimann und Fritz Neubecker, zum dritten um Max Fechner, der als einziger ein Mandat des alten Parteivorstandes aus dem Jahre 1933 beanspruchte.¹⁷

Nicht nur das Fehlen früherer prominenter Parteiführer in diesem Kreis, die man durch die Politik vor 1933 diskreditiert glaubte, schwächte die SPD-Führung noch im Prozeß ihrer Konstituierung. Die Mitglieder des Kreises um Göring, Schlimme, Vollmershaus und Leipart widmeten sich schließlich mehrheitlich dem Gewerkschaftsaufbau, bei dem die Kommunisten zugleich ein Übergewicht durchzusetzen suchten.¹⁸ Das zeigte aber,

16 Vgl. allgemein zum KPD-Aufruf: Arnold Sywottek, *Deutsche Volksdemokratie*, Düsseldorf 1971, S.200ff; Werner Müller, *Die KPD und die "Einheit der Arbeiterklasse"*, Frankfurt und New York 1979, S.30ff; der Artikel Dahlems erschien in der *Deutschen Volkszeitung*, Berlin, vom 27.7.1945.

17 Zur Konstituierung des ZA im einzelnen Frank Moraw, a.a.O., S.84ff. — Nach einer Liste vom 24.11.1945 umfaßte der Zentralausschuß 18 Mitglieder, hinzugekommen waren gegenüber den bei Moraw genannten Personen noch August Karsten und Annedore Leber. Zusätzlich wurden 9 "Hauptsekretäre" verzeichnet: Gustav Klingelhöfer, Dr. Otto Ostrowski, Friedrich Ebert, Erich Lübke, Theo Wiechert, Fritz Schreiber, Karl Vollmershaus, Paul Löbe und Louise Schröder. Vgl. Materialien Fritz Schreiber, Kopien im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

18 Vgl. Werner Müller, *Zur Entwicklung des FDGB in der sowjetischen Zone nach 1945*, in: *Solidarität und Menschenwürde*. Hrsg. von Erich Matthias und Klaus Schönhoven, Bonn 1984, S.326ff.

wie begrenzt das Reservoir an sozialdemokratischem Führungspersonal selbst in Berlin war. Anders als auf Seiten der KPD, die sich intensiver Unterstützung der SMAD erfreute,¹⁹ kam die Organisations- und Büro-Arbeit nur schleppend in Gang: Erst am 16.7.1945 fand die konstituierende Sitzung des nunmehr geschäftsführenden Vorstandes in dem von der SMAD zugewiesenen Parteihaus statt.²⁰

Mehr als die Organisationsarbeit hatten programmatische und konzeptionelle Probleme die Tätigkeit des Zentralausschusses in den ersten Wochen bestimmt. Erich Gniffke verdeutlichte in seinen Erinnerungen die fehlende Orientierung und Konzeption auf sozialdemokratischer Seite: Bei dem ersten Besuch beim neugebildeten Magistrat Mitte Mai 1945 traten Grotewohl, Engelbert Graf und er als "Vorbereitender Ausschuß der SPD" auf, ohne daß ihnen klar war, was sie " 'vorbereiten' gedachten".²¹

Der Zentralausschuß wurde sowohl vom Befehl Nr. 2 der SMAD als auch von dem am Folgetag publizierten Gründungsaufwurf der KPD überrascht. Eilig und kurzfristig wurden unterschiedliche SPD-Gründungserklärungen entworfen, bevor der dann am 15. Juni publizierte Text von Grotewohl, Gniffke, Dahrendorf, Helmut Lehmann, Karl Germer jr. und Karl Kleikamp ausgearbeitet wurde.²² Der Zentralausschuß begrüßte die konkreten Forderungen der KPD, bedauerte deren eigenständiges Vorgehen und betonte — vor allem durch Gustav Dahrendorf — den Wunsch nach der Bildung einer einheitlichen Arbeiterpartei. Der Aufruf schloß mit der an sozialdemokratische Programm-Traditionen anklingenden Formulierung: "Demokratie in Staat und Gemeinde, Sozialismus in Wirtschaft und Gesellschaft".²³ In drei Punkten unterschied sich die SPD-Programmerkklärung von der kommunistischen: Sie erwähnte das sozialistische Ziel und forderte die Einheitspartei; insofern ging sie über die aktuellen KPD-Maximen hinaus. In einer weiteren Beziehung blieb sie zum Mißfallen der KPD hinter deren Erklärung zurück: Die vom ZK eingeräumte Kollektivschuld aller Deutschen einschließlich der Kommunisten an Faschismus und Krieg wurde vermieden.

In den Reden seiner Mitglieder distanzierte sich der Zentralausschuß wie schon in seinem Gründungsaufwurf von Konzeption und Praxis der Parteiführung vor 1933, von dem als fehlerhaft empfundenen Tolerierungskurs und dem Immobilismus vor der NS-Gefahr. Dem suchte er durch eine Neuorientierung auf ein Zusammengehen mit der KPD, die sich ja nun als demokratische Partei darstellte, Rechnung zu tragen. Besonderer Förderer dieses Konzepts war Dahrendorf, während Grotewohl es vermutlich aus taktischen Erwägungen, angesichts der Lage in Berlin und Deutschland, unterstützte. Die Konsequenz daraus, den Kurs auf die Bildung einer Einheitspartei, unterstützten ferner nicht alle Mitglieder des Zentralausschusses. Diese propagierte "Einheit" hatte selbstverständlich weder die Konturen der nur weniger als ein Jahr später verwirklichten SED noch gar die einer marxistisch-leninistischen Partei. Selbstverständlich beabsichtigten die Protagonisten der "Einheit" die Fortsetzung der sozialdemokratischen Organisa-

19 "Wir erfreuen uns der besten Hilfe der sowjetischen Besatzungsbehörden", schrieb Wilhelm Pieck am 8.8.1945 an Georgi Dimitroff. Der Brief ist abgedruckt in: BzG, Jg.24 (1982), H.3, S.372.

20 AdsD, NL Gniffke, 9/3 und 2/2.

21 Erich W. Gniffke, Jahre mit Ulbricht, Köln 1966, S.23.

22 AdsD, NL Gniffke, 9/3. — Bis auf Lehmann hatten sie zuvor einem "Programmausschuß" angehört, in dem unterschiedliche Entwürfe erarbeitet worden waren.

23 Vgl. den Wortlaut in: An die Arbeit! Aufruf der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands vom 15. Juni 1945 und Begrüßungsrede ihres Vorsitzenden Otto Grotewohl, Berlin o.J.

tionstraditionen, eine Hinwendung zu kommunistischer Theorie und Praxis wurde nirgends ernsthaft erwogen, wenn man von Übertritten in die KPD absieht. Mit der in den folgenden Wochen ausführlicher diskutierten und formulierten "Ostorientierungs"-Konzeption²⁴ suchte man die Neuorientierung auch programmatisch zu untermauern. Daß die KPD-Führung vor dem Hintergrund der eigenen Erwartungen in dieser Zeit solchen Vorstellungen nichts abgewinnen konnte, liegt auf der Hand: Struktur und Konturen der Kommunistischen Partei wären kaum zu erhalten gewesen, die angestrebte Integration einer großen Zahl nicht geschulter Neumitglieder wenig aussichtsreich.²⁵ Das Schicksal des "Einheits"-Postulats, mit dem der ZA über das KPD-Konzept hinausging, zeigt, wie wenig Handlungsspielraum in der Alltagspraxis zur Verfügung stand. Nachdem die KPD-Führung vor und mit der Parteigründung Fakten geschaffen hatte, blieb dem Zentralausschuß nur übrig, am 19. Juni das bekannte "Aktionseinheits"-Abkommen mit dem ZK einzugehen.²⁶ Es normierte die paritätische Zusammenarbeit und ermöglichte mit der Pflicht zur "ideologischen Klärung" den kommunistischen Zugang zu innerparteilichen Diskussionen der SPD, auch durch gemeinsame Veranstaltungen. In der Folge zeigte sich, wie weit der gemeinsame Ausschuß ein Instrument des ZK war: Seine Vertreter beraumten — mitunter äußerst kurzfristig — die Sitzungen an, brachten fertige Vorschläge zur Tagesordnung und sogar Resolutionen mit und bestanden in einigen Fällen auf deren sofortiger Verabschiedung, ohne die Möglichkeit interner Abstimmung.²⁷ Ähnliches wiederholte sich nach Bildung des "Blocks" der vier Parteien im Juli 1945.²⁸

In der "Einheits"-Frage hatte also der ZA nur auf die KPD-Führung reagieren können. Immerhin besaß die KPD bis zum 7. Juli für rund vier Wochen nach Wiedezulassung der Parteien, ein faktisches Pressemonopol. Neben ihrem Zentralorgan erschienen nur noch das Blatt der SMAD sowie die "Berliner Zeitung", deren Chefredakteur der kommunistische, mit den sowjetischen Truppen zurückgekehrte Journalist Rudolf Herrstadt war. Mit dem Erscheinen der SPD-Zeitung "Das Volk", dessen Chefredakteur Otto Meier wurde, kehrte keine Gleichberechtigung ein: Bekanntermaßen waren Auflage, Format und Papierzuteilung dafür erheblich geringer als für die KPD-Konkurrenz. Auch die materielle Ausstattung, personelle und technische Ressourcen hielten keinem Vergleich stand. Selbstverständlich unterstand die Zeitung einer Vorzensur durch die Besatzungsmacht.²⁹

Die SPD-Führung akzeptierte offenkundig die politische Defensive. Sie nahm die heftige

24 Vgl. Arnold Sywottek, Die "fünfte Zone". Zur gesellschafts- und außenpolitischen Orientierung und Funktion sozialdemokratischer Politik in Berlin 1945-1948, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.13 (1973), S.77ff.

25 Zur Mitgliederentwicklung der KPD vgl. Hermann Weber, Die deutschen Kommunisten 1945 in der SBZ, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung "Das Parlament", B 31/78 vom 5.8.1978, S.24ff.; Günter Benser, Das Jahr 1945, in: ZfG, Jg.28 (1980), H.5, S.319ff.

26 Wiedergegeben u.a. in: Dokumente und Materialien zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, Bd.1: Mai 1945 - April 1946, Berlin [Ost] 1959, S.41f.

27 AdsD, NL Gniffke, 4/2.

28 AdsD, NL Gniffke, 10/1.

29 Lothar Kölm, Die Befehle des Obersten Chefs der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland 1945-1949, phil. Diss. Berlin [Ost] 1977, S.134. Max Nierich, Redakteur bei "Das Volk" und später Chefredakteur von "Neues Deutschland", erwähnt sie nicht. Max Nierich, Journalisten und Redakteure gingen an den Aufbau eines neuen Zeitungswesens, in: Vereint sind wir alles. Erinnerungen an die Gründung der SED, Berlin [Ost], 2. Aufl., 1971, S.255ff.

Kritik der KPD-Führer an der SPD-Politik vor 1933 hin und führte sie sogar fort. Die KPD hingegen wich einer "Fehler"-Diskussion mit dem sachlich unhaltbaren Diktum aus, die Partei habe bereits mit den Konferenzen von Komintern und KPD seit 1935 die (im Tenor immer unterstellten: geringeren) Fehler korrigiert. In der "Schuld"-Zuweisung für die Katastrophe des Jahres 1933 akzeptierte der ZA im Widerspruch zur historischen Realität den größeren Anteil zu Lasten der eigenen Partei. Die KPD-Führung nutzte das offensiv: Sie erhob den Anspruch, auf die personelle und politische Konstellation in der SPD Einfluß nehmen zu können. Hermann Matern, ein enger Vertrauter Walter Ulbrichts, bekannte am 1. Juli 1945 freimütig vor KPD-Funktionären: "Freundschaft und engste Anlehnung an die Sowjetunion ist der einzige Weg für Deutschland, wieder geachtet zu werden. Und da können wir eine sozialdemokratische Partei, die eine Antisowjet-Politik macht, nicht gebrauchen und auch nicht solche Leute wie Stampfer, Grzesinsky, Saeger und Sollmann [. . .]. Die Leute müssen wir nämlich isolieren und deswegen ist der Inhalt und der Zustand der Sozialdemokratischen Partei für uns sehr wichtig."³⁰ Für Berlin schien sich eine für den Führungs- und Gestaltungsanspruch der KPD günstige Konstellation anzubahnen: Ihre beim Neuaufbau der Verwaltungen durchgesetzte Initiativ- und Führungsfunktion wurde von den übrigen entstehenden Parteien akzeptiert; sie nutzte ihren organisatorischen Vorsprung beim Auf- und Ausbau der Parteiorganisation und sie setzte Kooperationsformen durch, die die KPD nicht nur fest ins demokratische Spektrum integrieren, sondern ihr dort auch ein Übergewicht sichern konnten.

Der Zentralausschuß akzeptierte nicht nur die KPD-Vorschläge einer Parteien-Kooperation, sondern mußte auch den Führungsanspruch der Kommunisten in den "Massenorganisationen" hinnehmen: Sie stellten — trotz sozialdemokratischer Opposition — in allen 20 Berliner Bezirksausschüssen wie auch im Landesverband des FDGB jeweils den ersten Vorsitzenden.³¹ an der Gründung des "Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands" im Juli 1945 war der Zentralausschuß gar nicht beteiligt. Immerhin protestierte er brieflich beim KPD-ZK und drohte für die Fortdauer einer solchen Praxis an, die Mitarbeit im "Aktionseinheits-Ausschuß" aufzugeben.³² Im "Aktionseinheits-Ausschuß" selbst dominierten die KPD-Vertreter;³³ der Zentralausschuß mußte in mitunter zeitraubender Arbeit Anschuldigungen gegen der KPD mißliebige (weil kooperationsunwillige) sozialdemokratische Funktionäre nachgehen, wie im Falle des Kreisleiters im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg, Werner Rüdiger.³⁴

Unter diesen Bedingungen wuchs die SPD in Berlin zunächst recht langsam. Im Juli erfaßte sie rund 28 000, im Folgemonat rund 40 000 Mitglieder.³⁵ Bedeutsam war, daß

30 Der Weg unserer Partei. Rede des Gen. Hermann Matern vor Funktionären der KPD am 1. Juli 1945, o.O., o.J., S.29f. Mit "Saeger" ist vermutlich der frühere Reichstagsabgeordnete Gerhard Seger gemeint.

31 Werner Müller, Zur Entwicklung des FDGB, a.a.O., S.329. Einen "beherrschenden Einfluß im Berliner FDGB" konstatieren Horst Bednarek, Albert Behrend und Dieter Lange für "die in fester Aktionseinheit zusammenarbeitenden Kommunisten und klassenbewußten Sozialdemokraten". Vgl. Gewerkschaftlicher Neubeginn. Dokumente zur Gründung des FDGB und zu seiner Entwicklung von Juni 1945 bis Februar 1946, Berlin [Ost] 1975, S. XXXI.

32 AdsD, NL Gniffke, 4/2 und 10/1.

33 AdsD, NL Gniffke, 2/1.

34 AdsD, NL Lübke 1, Aktennotiz vom 14.7.1945.

35 Harold Hürwitz und Klaus Sühl, Autoritäre Tradierung und Demokratiepotehtial in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, Köln 1984, S.192.

die Mitgliederentwicklung im sowjetischen Sektor hinter der der drei Westsektoren zurückblieb, die SPD dort nur einen Teil ihres früheren Mitgliederstamms gewinnen konnte. Noch mehr benachteiligt war die SPD im Berliner Umland. Der Zentrallausschuß hatte sich anfänglich offenkundig als provisorische Bezirksleitung³⁶ verstanden. Mitte Juli wurde von ihm Fritz Neubecker als Leiter des Bezirksverbandes Brandenburg benannt, dem Richard Küter und Fritz Ebert beigeordnet waren. Nach einer Intervention Franz Dahlems Mitte August gab Gniffke an, ein Bezirksvorstand für den Bezirk Berlin sei gerade erst gebildet worden, bis dahin seien dessen Aufgaben durch den Zentrallausschuß mit erledigt worden.³⁷ Auch die Parteiarbeit außerhalb der Stadt begann mühsam: Rund vier Wochen nach Erhalt des Befehls Nr. 2 der SMAD richtete der Zentrallausschuß einen Brief an die SMAD in Karlshorst. "Es laufen täglich Meldungen ein, daß unseren Funktionären außerhalb Berlins überall Schwierigkeiten bei der Aufnahme der Parteiarbeit gemacht werden", beklagte man sich. So verlangten die örtlichen Kommandanten häufig ein Dokument über die Zulassung der SPD oder die Anwesenheit eines Mitglieds des ZA.³⁸ Aber nicht nur Hemmnisse seitens der SMAD oder der KPD wirkten einem schnellen Neuaufbau entgegen. Eine größere Zahl früherer Sozialdemokraten als allgemein angenommen, engagierte sich aus verschiedenen Gründen in der KPD.³⁹

4. Wiedergründung in Ländern, Provinzen und Bezirken

Im Wiedergründungsprozeß in Berlin schien sich also recht "reibungslös" eine kommunistische Dominanz herauszubilden. Außerhalb der Reichshauptstadt und ihrer engeren Umgebung ergab sich ein wesentlich vielschichtigeres Bild. Anfang Juli 1945 hatte sich die endgültige territoriale Struktur der sowjetischen Besatzungszone ergeben: Die westlichen Alliierten hatten die zunächst von ihren Truppen besetzten Gebiete Thüringens, Sachsens, Mecklenburgs und der preußischen Provinzen Brandenburg und Sachsen geräumt. Die SMAD hatte Landes- und Provinzialverwaltungen berufen, wenig später nahmen die ersten deutschen Zentralverwaltungen für die gesamte Zone ihre Arbeit auf.⁴⁰

Die KPD hatte sich schon im Konstituierungsprozeß diesem Organisationsschema angepaßt. Sie bildete Landes- und Kreisleitungen, entsprechend dem Verwaltungsaufbau. Auch die "Ressorts" in den Leitungsgremien orientierten sich — anders als in der KPD

36 Dagegen hielt Gniffke im Manuskript seiner Erinnerungen fest, der Zentrallausschuß habe sich "von Anfang an als ein gesamtdeutsches Führungsorgan" betrachtet. AdsD, NL Gniffke, 4/2. Diese Aussage ist eindeutig unrichtig.

37 AdsD, NL Gniffke, 4/1 und 9/3.

38 Brief an SMA Karlshorst, 6.7.1945, AdsD, NL Gniffke 7/3.

39 Vgl. die einzelnen Angaben bei Günter Benser, Die KPD im Jahre der Befreiung, a.a.O., S.279; ob es sich dabei um "linke" Sozialdemokraten handelte, wie Benser unterstellt, ist fraglich.

40 Errichtung des Arbeiter- und Bauern-Staates der DDR, a.a.O., S.58f.; die SMAD hatte den Zentrallausschuß konsultiert, um Vorschläge für geeignete Sozialdemokraten für Positionen in den Zentralverwaltungen zu erhalten. AdsD, NL Gniffke, 4/2. Aber die SMAD griff auch auf Personen zurück, die nach Ansicht des ZA nicht zur SPD gehörten, so in Brandenburg auf den Vize-Präsidenten Fritz Rücker. Weil er früheres NSDAP- und später NKFD-Mitglied war, protestierte die SPD bei der SMAD (erfolglos), ihn als Sozialdemokraten zu bezeichnen. AdsD, NL Gniffke, 2/1.

vor 1933⁴¹ — an kommunalen und staatlichen Aufgaben. Zugleich etablierte die Partei bis hinunter zur Kreisebene umfangreiche Stäbe an hauptamtlichen Mitarbeitern⁴² und setzte einen Schwerpunkt auf die Arbeit von Betriebsgruppen. Auch das entsprach dem neuen Selbstverständnis der KPD-Führung als aktiver Wiederaufbau-Partei.

Anders als auf programmatischem oder "bündnispolitischem" Feld behielt die sich formierende SPD ihr traditionelles Organisationsschema im wesentlichen bei. Sie richtete Bezirks- und Unterbezirksorganisationen ein und stützte die Parteiarbeit vornehmlich auf einen ehrenamtlichen Funktionärkörper. Die von SMAD und KPD geförderte Bildung von Landesvorständen der SPD schuf zusätzlich Reibungsflächen im Parteaufbau,⁴³ sichtbar vor allem an den Differenzen zwischen dem Bezirk Leipzig und dem sächsischen Landesvorstand sowie zwischen dem Bezirk Magdeburg und dem Provinzialvorstand in Halle. Die sich bildenden Landesverbände Thüringen und Mecklenburg waren im großen und ganzen mit früheren Bezirken identisch, daher entfielen derartige Kompetenzprobleme. Allerdings hatte die Sozialdemokratie auf dem Gebiet der nunmehr sowjetischen Zone vor 1933 einige ihrer ausgesprochenen "Hochburgen", so in Sachsen und Thüringen und in den Bezirken Magdeburg und Anhalt. Ferner hatten die anfänglichen anglo-amerikanischen Militärverwaltungen westlich der Elbe eben nicht die Kommunisten maßlos begünstigt, sondern beide Arbeiterparteien gleichermaßen an ihrer Entfaltung gehindert.⁴⁴ Die Ausgangslage für die SPD in diesen Regionen war also gegenüber der KPD nicht eindeutig negativ. Die sozialdemokratischen Funktionäre konnten vielfach mit ungebrochenem Selbstbewußtsein der SMAD und KPD gegenüberreten, wie es schon zuvor den Westalliierten gegenüber geschehen war. So weigerte sich die Leipziger SPD, sich an den von der KPD initiierten Begrüßungsfeiern für die Rote Armee anlässlich des Besatzungswechsels zum 1. Juli 1945 in Leipzig zu beteiligen.⁴⁵ Fehlende Kommunikationsmöglichkeiten der sozialdemokratischen Zentren untereinander und die unverkennbare Überalterung der Funktionäre kennzeichneten die Wiedergründung der Partei. Die KPD hingegen suchte frühzeitig Verbindungen zwischen dem ZK und einzelnen Regionen herzustellen, auch noch vor dem Besatzungswechsel in die

41 Vgl. vor allem den § 38 des Statuts der KPD von 1925, das formell auch 1945 noch galt. Wiedergegeben in: *Der deutsche Kommunismus. Dokumente.* Hrsg. und kommentiert von Hermann Weber, Köln und Berlin, 2. Aufl., 1964, S.254ff; zur Neustrukturierung der KPD vgl. Franz Dahlems Organisationsbericht auf dem 15. Parteitag der KPD, in: Bericht über die Verhandlungen des 15. Parteitages der Kommunistischen Partei Deutschlands. 19. und 20. April 1946 in Berlin, Berlin 1946, S.64ff.

42 Bericht betr. Vorbereitung einer Organisationseinheit mit der KPD, 3.10.1945, AdsD, NL Gniffke, 23.

43 AdsD, NL Gniffke, 2/4.

44 Vgl. für Leipzig den Bericht des US-Geheimdienstes OSS über die Aktivität der Kommunisten, in: Zwischen Befreiung und Besatzung. Analysen des US-Geheimdienstes über Positionen und Strukturen deutscher Politik 1945. Hrsg. von Ulrich Borsdorf und Lutz Niethammer, Wuppertal 1976, S.117ff. Die Grundtendenz der DDR-Historiographie ist gleichbleibend: "Die Besonderheiten" westallierter Besatzungspolitik "bestanden darin, den demokratischen Neuaufbau zu unterminieren." So Bruno Probst und Karl Kunze, Beiträge zum Kampf Halberstädter Antifaschisten unter den Bedingungen imperialistischer Besetzung, o.O., o.J., S.10, ebenso Ludwig Fuchs, Die Besetzung Thüringens durch die amerikanischen Truppen. Die Behinderung des Kampfes der KPD um die Neuformierung ihrer Reihen und um die Entwicklung einer breiten antifaschistischen Bewegung zur Herstellung antifaschistisch-demokratischer Verhältnisse (April bis Juli 1945), in: Beiträge zur Geschichte Thüringens, Erfurt 1968, S.53ff.

45 Mitteilung von Stanislaw Trabalski (Leipzig) an den Verfasser, 29.11.1982, im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

von Westalliierten besetzten Gebiete.⁴⁶ Mit Unterstützung durch die SMAD konnte diese Partei überall die technischen und Verkehrsprobleme viel leichter überwinden. Auch dabei zeigten sich schnell die Grenzen der Bereitschaft zur "brüderlichen Zusammenarbeit" mit der SPD: In einem Fall sicherte sich die KPD Maschinen einer Druckerei, die vor 1933 der SPD gehört hatte;⁴⁷ sozialdemokratische Interventionen, das von den Nazis geraubte Eigentum zurückzuerhalten, scheiterten.

Die politischen Probleme glichen denen in Berlin: Die Gründer verfochten regional unterschiedliche Konzeptionen von Neubeginn und Tradition. Das wohl bedeutsamste Neuorientierungs-Konzept in der sowjetischen Zone verfolgte der schnell zum Landesvorsitzenden aufgerückte Hermann Brill in Thüringen. Gestützt auf das von ihm maßgeblich verfaßte "Buchenwalder Manifest" und seine persönliche Autorität, wirkte er für eine Verbreiterung der sozialen und politischen Basis der Sozialdemokratie in gleichem Maße wie für eine "kämpferische" Demokratie.⁴⁸ Statt der Wiedergründung der beiden "alten" Arbeiterparteien propagierte er einen "Bund demokratischer Sozialisten". Ein Zusammengehen mit der KPD wurde nicht erwogen. Franz Lepinski, Mitglied des thüringischen Landesvorstandes, berichtete nach einer Tagung im Oktober 1945: "Als wir hier während der Sommermonate die SPD wieder aufbauten, war bei uns, aber auch bei den Kommunisten, von einer Verschmelzung keine Rede. Im Gegenteil: Die Kommunisten hier im Lande, die sich des besonderen Wohlwollens der Besatzungsmacht erfreuten und daraus mancherlei Nutzen zogen, sahen in einer Vereinigung mit den Sozialdemokraten kein vordringliches Problem."⁴⁹ Tatsächlich hatte sich die thüringische Bezirksleitung der KPD schon Ende April gebildet. Nach dem Besatzungswechsel verfocht sie unbeirrt die Positionen des ZK. Walter Ulbricht war schon Anfang Juli nach Weimar gekommen, um die Maximen des ZK zu erläutern.

Die SMA Thüringens lehnte Brills Konzeption ab; sie erlaubte nur die Wiedergründung eines Landesverbandes der SPD. Nachdem sie Brill schnell als Regierungschef entlassen hatte, zu dem die US-Militärverwaltung Brill berufen hatte, zeigte sich die politische Ablehnung der Politik und Person Brills durch die Besatzungsbehörden immer deutlicher; zeitweise mußte er sogar seine Verhaftung befürchten.⁵⁰ Die SMAD unterband die Verbreitung seines "Einheits"-Konzepts; eine entsprechende Vereinbarung der Landesleitungen von SPD und KPD vom 9.7.1945 durfte nicht durch Plakatanschlag bekanntgemacht werden.⁵¹

Im Lande Sachsen, dessen westlicher Teil bis zur Zwickauer Mulde zunächst amerika-

46 So die KPD Thüringens. Volker Wahl, Der Beginn der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung in Thüringen — Die Organisierung der gesellschaftlichen Kräfte und der Neuaufbau der Landesverwaltung 1945, Diss., Jena 1976, S.109ff; für Halle Karl-Heinz Schiller, Wie die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands in Halle entstand, o.O., o.J., S.13ff.

47 Schreiben des ZA an das ZK der KPD, 6.12.1945, AdsD, NL Gniffke, 7/3. In Chemnitz wurde die Druckerei der früheren sozialdemokratischen Zeitung von der Besatzungsmacht demontiert. Bericht über Chemnitz, AdsD, Büro Schumacher, J. 29.

48 Im einzelnen Manfred Overesch, Hermann Brill und die Neuanfänge deutscher Politik in Thüringen 1945, in: Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte, Jg.27 (1979), H.4, S.554ff.

49 AdsD, NL Gniffke, 10/1.

50 AdsD, NL Gniffke, 2/4; ferner Bericht über die Angelegenheit Dr. Brill, AdsD, NL Gniffke 11/1. Danach hatte der Landesvorstand bei Grotewohl "zum Ausdruck gebracht, daß er um die Sicherheit des Genossen Dr. Brill besorgt ist."

51 SPD Thüringen, Rundschreiben Nr.3, Juli 1945, AdsD, NL Brill 1.

nisch besetzt war, zeigten sich sehr unterschiedliche Tendenzen. In Dresden war die SPD der KPD gegenüber deutlich im Nachteil. Unter der Leitung der mit der Roten Armee zurückgekehrten Mitglieder der "Gruppe Ackermann" konstituierte sich die KPD rasch: Sie zählte Ende Juni 1945 nach den Angaben ihres Landesleiters Hermann Matern schon 40 000 Mitglieder in Sachsen.⁵² Unmittelbar nach der Zulassung der Parteien konnte sie schon am 13. Juni eine größere Funktionärsversammlung in Dresden durchführen, auf der Matern das Berliner Gründungsprogramm und die Prinzipien des Parteaufbaus erläuterte. Anders sah es auf sozialdemokratischer Seite aus. Anfänglich trafen sich einige frühere Funktionäre in der Wohnung des Dresdner Oberbürgermeisters Friedrichs, zu denen der in Dresden zunächst wenig bekannte frühere Reichstagsabgeordnete Otto Buchwitz zählte. Man war sich einig, die Gründung von zwei Arbeiterparteien "grundsätzlich" abzulehnen; Matern legte den SPD-Gründern jedoch dar, daß ein solcher Weg nicht gangbar sei. Nach weiteren Vorbereitungssitzungen im privaten Kreis trat am 26. Juni die Gründungsversammlung der SPD in Dresden zusammen, besucht von 140 Personen. Die organisatorischen Vorarbeiten hatten Richard Woldt und Clemens Dölitzsch geleitet. Vor welchen Problemen die Dresdner SPD-Gründer standen, wird schon daran deutlich, daß ihnen der rund zehn Tage alte Aufruf des Zentralaussschusses in Berlin nicht im vollen Wortlaut, sondern nur in Auszügen vorlag.⁵³ Da die Parteigründer alle Funktionen auf kommunaler Ebene ausübten, trugen sie Buchwitz die Parteiführung für Sachsen an, die am 9.7.45 auf der ersten "Landesausschußsitzung" bestätigt wurde. Als Sekretäre standen ihm Felix Kaden und Walter Leipert zur Seite. Vorausgegangen war die erste gemeinsame Sitzung von SPD und KPD am 3.7. und die Konstituierung eines gemeinsamen Ausschusses. Durch eine enge Kooperation mit Matern präjudizierte Buchwitz in der Folgezeit nicht selten Beschlüsse seines Landesvorstandes.⁵⁴ Organisationspolitisch konsolidierte sich der Landesvorstand der SPD noch im Juli, nachdem ein Sachverständiger für Pressefragen (der spätere Geschäftsführer der SPD-Landeszeitung "Volksstimme") kooptiert und ein eigener Vorstand für Dresden (unter Arno Haupe) gebildet worden waren. Noch im August konnte der erste Bezirksparteitag für Ostsachsen abgehalten werden.

In Sachsen bildeten sich fünf Bezirke, neben Ostsachsen noch Görlitz, Westsachsen, Chemnitz und Zwickau. Im Bezirk Görlitz, der vor 1945 zu Schlesien gehört hatte, kam die Parteiarbeit, bedingt durch die Kriegszerstörungen und die neue Grenzziehung, nur sehr langsam in Gang. Dort waren Ende Oktober erst rund 4 000 SPD-Mitglieder registriert. Anders sah es in den drei übrigen sächsischen Bezirken aus. Noch Mitte April hatte sich in Zwickau unter amerikanischer Besatzung ein paritätischer Aktionsausschuß von Kommunisten und Sozialdemokraten gebildet, der täglich Sitzungen abhielt. Ab Anfang Juni fanden die ersten Zusammenkünfte von Sozialdemokraten auf Bezirksebene statt. Aber es dauerte nach dem Besatzungswechsel noch fast vier Wochen, bis die

52 Hermann Matern, Die Partei wies uns den Weg, in: Wir sind die Kraft. Der Weg zur Deutschen Demokratischen Republik. Erinnerungen, Berlin [Ost] 1959, S.44.

53 Gründung der SPD im Bundesland Sachsen, AdsD, NL Gniffke, 7/2 und 11/1. Geschichte der Landesparteiorganisation Sachsen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (1945/46-1952). Kleine Chronik, Dresden 1981, S.23, nennt nur 114 Teilnehmer.

54 Mitteilung von Stanislaw Trabalski, 29.11.1982, a.a.O. (wie Anm.45).

SPD sich am 27.7. legal konstituieren konnte.⁵⁵ Auch im Bezirk Chemnitz konstituierte sich die KPD früher als die SPD, nämlich am 13. Juni.⁵⁶ Die SPD folgte am 18. Juni, allerdings genehmigte die sowjetische Kommandatur das Statut der SPD erst am 25. Juni.⁵⁷ Die Möglichkeit legaler Parteiarbeit fiel hier zusammen mit der Einbindung der SPD in den "Block" und der Aufnahme von Verbindungen zum Landesvorstand in Dresden. In Chemnitz waren die Sozialdemokraten zwar zur Zusammenarbeit mit der KPD bereit, aber Neigungen zu einer Einheitspartei bestanden nicht.⁵⁸

Nicht nur die traditionelle Rivalität zur Landeshauptstadt Dresden, sondern auch über die Illegalität erhaltene Organisationstraditionen bestimmten das Bild der Wiedergründung im Bezirk Leipzig. Mitte Mai bildete sich ein Bezirksvorstand, der am 3.7. von einer "Vorstandskonferenz" bestätigt wurde. Ihm gehörten unter anderem Stanislaw Trabalski, Rudolf Rothe und Ernst Schönfeld an. Mit der KPD kam es schon früh zu ersten Differenzen, vor allem über die Besetzung öffentlicher Ämter und beim Gewerkschaftsaufbau. Die Sozialdemokraten waren nicht bereit, den Vormachtanspruch der KPD hinzunehmen. Um die angestrebte Kooperation zu erleichtern, ersetzte die KPD-Landesleitung den Leipziger KPD-Vorsitzenden Fritz Selbmann durch Ernst Lohagen, der zuvor die KPD in Zwickau geleitet hatte.⁵⁹ Auf dem ersten "Bezirkstag" der SPD Ende August umschrieb Trabalski die Schwierigkeiten, die die SPD mit der Besatzungsmacht und der KPD hatte: ". . . wir müssen uns darüber im klaren sein, daß es in Deutschland auch noch Leute gibt, die unsere Partei in der Stärke nicht gern sehen möchten, sondern es lieber sehen würden, wenn andere stärker würden. Das erschwert uns die Arbeit. Es kann klar und deutlich hier gesagt werden, unsere Kundgebung haben wir mit Ach und Krach erst vorgestern genehmigt bekommen."⁶⁰

Auch in Halle und Magdeburg konstituierten sich SPD und KPD getrennt; Einheitsparteieneigungen in den Zentren fanden sich kaum, dagegen in kleineren Städten.⁶¹ Noch unter amerikanischer Besatzung wählte eine SPD-Versammlung von maximal 50 Personen einen Vorstand mit Walter Ölschläger an der Spitze für Halle. Zugleich bildete sich eine KPD-Leitung im engen Kontakt mit dem ZK oder dessen Emissären.⁶² Auch in Magdeburg bildeten frühere Funktionäre, zunächst noch illegal, das Rückgrat des Parteaufbaus. Hier bildeten sich lokale und Bezirksorganisation gleichzeitig und nebenein-

55 Dr. Hans-Jürgen Görden, *Vom Schweren Anfang in Zwickau 1945/1946*, Zwickau 1981, S.11; das Zulassungsdatum in AdsD, NL Gniffke, 7/2.

56 Die Gründung der SED in Chemnitz. Eine Dokumentation von Rudolph Strauß, Karl-Marx-Stadt 1966, S.18.

57 Gründung der SPD im Bundesland Sachsen, a.a.O., (wie Anm.53).

58 So: Bericht über Chemnitz, a.a.O. (wie Anm.47); dagegen: Schafft die Einheit! Die Gründung der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in Chemnitz, o.O., o.J., S.26, verzeichnet "nicht wenige Genossen, [. . .] die nur eine einheitliche Arbeiterpartei schaffen wollten."

59 Horst W. Schmollinger, *Entstehung und Zerfall der antifaschistischen Aktionseinheit in Leipzig*, phil. Diss., FU Berlin 1976, S.511.

60 Erster Bezirkstag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands Bezirk Leipzig . . . , AdsD, Ostbüro, 0394, S.3.

61 So etwa in Eisleben und Gera.

62 Karl-Heinz Schiller, a.a.O., S.12; ähnlich: Interview mit Adam Wolfram am 24.7.1973 in Rossert/Rupp., AdsD, Sammlung Interviewprotokolle.

ander heraus.⁶³ Für die Provinz Sachsen zeigte sich eine Analogie zum Land Sachsen: Die KPD etablierte in der Gründungsphase zentrale Leitungsgremien, die im engen Kontakt zum ZK wirkten. Die Orientierung auf die Maximen des ZK stand an erster Stelle der innerparteilichen Aktivitäten. Die KPD-Provinzialleitung in Halle war somit Motor des Parteaufbaus. In der SPD wirkten drei traditionelle Zentren nebeneinander: die Bezirke Halle, Magdeburg und Dessau. In der SPD "hatte man mit spürbarem Widerstreben der Einrichtung eines Landessekretariats zugestimmt. Die Bezirke nahmen ihm gegenüber jedoch eine völlige Selbständigkeit in Anspruch. Aus je drei Vertretern der drei Bezirke wurde ein Landesvorstand nach altem überliefertem Muster gebildet, schwer beweglich und stets darauf bedacht, die Positionen des eigenen Bereiches zu wahren."⁶⁴

Der Gründungsprozeß der SPD im sowjetischen Besatzungsgebiet zeigt für großstädtische und industrielle Regionen nur drei Beispiele für die vorherrschende Tendenz zu einer Einheitspartei, nämlich Berlin, Dresden und Görlitz. Alle drei Parteigliederungen hatten vor 1933 eher zum "rechten" Flügel der SPD gezählt. In Berlin und Dresden mußte angesichts des Wirkens der ZK-"Initiativgruppen" den Sozialdemokraten der kommunistische Vorsprung uneinholbar erscheinen. In den Industriestädten Chemnitz, Halle, Magdeburg, Leipzig, Rostock⁶⁵ und im Bezirk Thüringen stand die Wiedergründung der Sozialdemokratie außer Frage, allenfalls der Grad ihrer Erneuerung zur Disposition. Die Parteitradition blieb offenkundig das dominierende Element im Neuaufbau. Außerhalb der Städte und Ballungszentren war es für die SPD aus drei Gründen schwer, wieder Fuß zu fassen. Erstens fehlten ihr im Gegensatz zur KPD die technischen Möglichkeiten wie Autos, ferner war für eine solche Tätigkeit ein ehrenamtlicher Funktionärkörper weniger geeignet. Zweitens wechselten — freiwillig oder weniger freiwillig — eine Reihe von Sozialdemokraten zur KPD. Im sächsischen Radeberg bildete sich zum Beispiel erst im September 1945 die SPD, da sich die meisten früheren Sozialdemokraten der KPD angeschlossen hatten.⁶⁶ Anders aber in der Stadt Oschatz im Bezirk Leipzig: Dort wurde die Falschmeldung in Umlauf gesetzt, es gebe nur eine Partei. Daraufhin traten die Sozialdemokraten in die KPD ein.⁶⁷ In Neubrandenburg und Neustrelitz hatten die Kommandanten offenkundig KPD-Kader mit der Gründung der SPD beauftragt. Die früheren Sozialdemokraten boykottierten daher die Partei.⁶⁸ Gustav Dahrendorf vermerkte in einem Bericht für den Zentralausschuß, daß in einigen Kreisen noch "Antifa"-Komitees zu finden waren. Diese verhinderten unter anderem die Gründung von SPD-Gruppen.⁶⁹ Drittens erschwerten die sowjetischen Kommandanturen

63 Beatrix W. Bouvier, Antifaschistische Zusammenarbeit, Selbstständigkeitsanspruch und Vereinigungstendenz, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd.16 (1976), S.465. — Danach begannen parteipolitische Aktivitäten "erst nach der sowjetischen Besatzung". Dagegen konstatieren Rudolf Engelhardt, Herbert Matthias und Werner Oberländer in: Vereint sind wir unüberwindlich. Die Vereinigung der KPD und SPD zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Bezirk Magdeburg, Magdeburg 1977, S.18, daß die englischen Besatzungsbehörden sogar die Bildung eines sozialdemokratischen Ortsvereins gestatteten — aus ihrer Optik selbstverständlich nur, "um die antifaschistische Einheitsfront zu spalten." A.a.O., S.17f.

64 Werner Bruschke, Für das Recht der Klasse — für die Macht der Arbeiter und Bauern, Halle 1981, S.89.

65 Albert Schulz, Erinnerungen eines Sozialdemokraten, AdsD, Sammlung Interviewprotokolle.

66 Walter Löscher, Zur Geschichte des Vereinigungsprozesses von KPD und SPD zur SED im heutigen Bezirk Dresden (1945 bis 1946). Dokumentensammlung, Dresden 1976, S.52.

67 Erster Bezirkstag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands Bezirk Leipzig . . . , a.a.O., S.5f.

68 Reise nach Mecklenburg, AdsD, NL Gniffke, 4/1.

69 Bericht Dahrendorf, AdsD, NL Gniffke, 4/1.

durch bürokratische Auflagen nicht selten die Arbeit der SPD. "Jede Versammlung, die wir in Rostock oder im Lande abhalten wollten, mußte zunächst von der Kommandantur genehmigt werden. Jedesmal mußte ein schriftlicher Antrag vorgelegt werden. Er wurde niemals sofort genehmigt [. . .]. Oft machten dann die Ortskommandanturen der kleineren Orte trotz der Genehmigung der Rostocker Kreiskommandantur Schwierigkeiten", resümierte der Rostocker SPD-Vorsitzende Albert Schulz und räumte ein: "Wir waren überzeugt, ohne es beweisen zu können, daß die KPD nicht diese Schwierigkeiten hatte."⁷⁰

Die Wiedegründung der SPD in der sowjetischen Zone bis zum September 1945 zeigte sich als letztlich uneinheitlicher, aber trotz aller Widrigkeiten und Behinderungen durch Besatzungsmacht und KPD in den traditionellen Zentren der Partei als außerordentlich erfolgreicher Prozeß. In Thüringen, Sachsen, in Magdeburg-Anhalt erreichte die SPD schnell wieder die Stärke der Zeit vor 1933. Außerhalb dieser Bezirke sah es anders aus: In Mecklenburg überflügelte die SPD zwar schnell die KPD in Rostock und in Stralsund, aber auf dem flachen Land kam die Bildung von Ortsgruppen nur sehr langsam in Gang. Ähnliches galt für die Provinz Brandenburg außerhalb der größeren Städte wie Brandenburg, Potsdam oder Cottbus. Zwei Merkmale kennzeichneten dieses Wachstum: Zum einen gelang es nur in Ansätzen, eine überregionale Kommunikation der SPD-Gliederungen in Gang zu setzen. Bezirke und traditionelle Zentren arbeiteten oft ohne Kenntnis voneinander. Erst vom August 1945 an gelang es dem Zentrallausschuß in Berlin, Verbindungen in die sowjetische Zone aufzunehmen und zu unterhalten. Diese beschränkten sich zudem auf Informationsreisen einzelner Parteiführer, die dabei noch an die Vorgaben der Militärkommandanten gebunden waren.⁷¹ Zur gleichen Zeit hatte das KPD-ZK regelmäßige Verbindungen zu allen Parteibezirken in ganz Deutschland;⁷² auf der anderen Seite hatte in den Westzonen Kurt Schumacher zu dieser Zeit bereits mit den wichtigsten Parteibezirken der SPD Kontakt aufgenommen — entweder brieflich oder durch Besuche. Im Zentrallausschuß fehlte eine Persönlichkeit, die, analog zu Schumacher in den Westzonen, den überregionalen Parteiaufbau forciert und koordiniert hätte; daneben fehlten dazu auch die technischen Möglichkeiten.

5. Unabhängigkeit und Führungsanspruch der SPD

Im September modifizierte der Zentrallausschuß seinen bislang verfolgten Kurs einer engen Kooperation mit der KPD. Er zielte mehr und mehr, vertreten vor allem durch Otto Grotewohl, auf die Eigenständigkeit der Partei und die Durchsetzung und Sicherung einer Führungsrolle im gesamtdeutschen Parteienspektrum. Zwei Faktoren begünstigten diese Neuorientierung: zum ersten wachsende Schwierigkeiten in der Zusammenarbeit mit der KPD und die — offenbar unerwartet — rasche und erfolgreiche Konsolidierung der eigenen Partei zonenweit.

70 Albert Schulz, Erinnerungen eines Sozialdemokraten, a.a.O., S.83f.

71 "Besonders erschwert wurde diese Tätigkeit dadurch, daß für den Raum Berlin und die sowjetisch besetzte Zone in den meisten Fällen noch die Besatzungsmacht einzuschalten war, Anträge waren an sie zu richten und Besprechungen mit ihr auf den verschiedensten Ebenen, in Karlshorst, bei den Militärverwaltungen der Länder und mit den Kommandanten der größeren und mittleren Städte zu führen", schrieb Gniffke. AdsD, NL Gniffke, 10/1.

72 SED-Rededispositionen, 4 Jahre Kommunistische Partei Deutschlands. Hrsg. vom Zentralsekretariat der SED, Abt. Werbung, Presse, Rundfunk, o.O., o.J., S.2f.

In der Folge führungsinterner Diskussionen in Berlin um die "Ostorientierungs"-Denkschrift vom August 1945 wurde erstmals Skepsis artikuliert, ob sich die kommunistische "Bruderpartei" zur "Demokratie im klassischen Sinne" durchgerungen habe.⁷³ Vorausgegangen war dem die rigorose Durchsetzung des kommunistischen Konzepts und Zeitplans über die Bodenreform in "Aktionseinheits"- und "Block"-Ausschüssen. Trotz eines grundsätzlichen Konsenses über die Notwendigkeit einer Bodenreform demonstrierte das Vorgehen der KPD die außerordentlich engen Grenzen ihrer Kooperationsbereitschaft: Sie räumte ihren "Bündnispartnern" weder die Möglichkeit breiter Diskussion ein, noch war sie zu Verhandlungen über Detailregelungen bereit.⁷⁴ Auch beim Aufbau der Gewerkschaften, einem für die Sozialdemokratie ungleich bedeutsameren Feld, zeigten sich gravierende Differenzen, die Hermann Schlimme im Berliner Vorbereitenden Gewerkschaftsausschuß zur Sprache brachte.⁷⁵

Obwohl vielerorts die "Aktionseinheits"-Ausschüsse sich in einem "Dornröschenschlaf" (Hermann Brill) befanden, zeigten sich auch in Ländern und Provinzen sozialdemokratische Vorbehalte gegen eine enge Kooperation mit der KPD. Schon im Juli 1945 hatte der Dresdner Oberbürgermeister Friedrichs die Zusammenarbeit mit den Kommunisten als nahezu unerträglich, mit der SMAD dagegen als erträglich beschrieben. In Fragen der Personalpolitik verzeichnete er "fast täglich" einen Zusammenstoß mit der KPD.⁷⁶ Der Magdeburger Bezirksvorstand berichtete Mitte September nach Halle: "Im Parteibüro des Unterbezirks häufen sich die Klagen über unerfreuliche Zusammenarbeit mit den Kommunisten. Es hat den Anschein, als hätten sich die Kommunisten immer noch nicht der Methoden und ihrer Begründungen zu entwöhnen vermocht, die 1933 bei ihnen Mode waren [. . .]". Als "typisches Beispiel" wurde hier das Ansinnen genannt, alle sozialdemokratischen Versammlungen und Funktionärssitzungen bei der KPD anzumelden, mit der Begründung, die Kommunisten seien den Militärbehörden für die "antifaschistische Ausrichtung" der Bevölkerung verantwortlich.⁷⁷

Für die thüringische Sozialdemokratie galt ähnliches. Der Landesvorstand versandte am 6.11.1945 ein Rundschreiben, in dem er der KPD eine "Einheitsfronttaktik" attestierte, "die auf eine Zerstörung unserer Partei hinausläuft."⁷⁸ Unübersehbar waren die Gegensätze zwischen beiden Parteien in Leipzig. Nach der ersten Kontaktaufnahme des Zentralausschusses nach Leipzig im August mußte er schon im Folgemonat erneut versuchen, die Differenzen zwischen SPD und KPD dort zu bereinigen. Erich Gniffke ging dabei wenig geschickt vor, als er sich zunächst bei der sowjetischen Kommandantur und der KPD informierte, bevor er seine Parteifreunde besuchte. Die KPD erhob durch ihren Sekretär Fritz Selbmann den Vorwurf, die SPD sabotierte die Zusammenarbeit, während die SPD-Vertreter entgegneten, das KPD-Sekretariat versuche permanent, die SPD-Führung zu bevormunden.⁷⁹ Das zeigte aber die grundsätzliche Unversöhnlichkeit

73 AdsD, NL Gniffke, 2/2.

74 Vgl. dazu Siegfried Suckut, Der Konflikt um die Bodenreform in der Ost-CDU, in: Deutschland Archiv, Jg.15 (1982), H.10, S.1080ff.

75 Gewerkschaftlicher Neubeginn, a.a.O., S.82 (Sitzungsbericht vom Freitag, den 31.8.1945).

76 AdsD, NL Gniffke, 2/1.

77 Bericht des Bezirksvorstandes an den Provinzialvorstand über das Verhältnis zur Kommunistischen Partei, 15.9.1945, AdsD, Ostbüro, 0301 I.

78 SPD-Landesverband Thüringen, Rundschreiben Nr.18, 6.11.1945, AdsD, NL Brill 1.

79 Bericht über meinen Besuch in Leipzig, AdsD, NL Gniffke, 32.

beider Positionen an: Die Sozialdemokratie war nicht bereit, den kommunistischen Anspruch zunächst auf Gleichrangigkeit, darüber hinaus auf die politische Führung zu akzeptieren.⁸⁰ Auch hier zeigten sich die Streitigkeiten vornehmlich beim Aufbau der gewerkschaftlichen Organisation. Hier hatte der frühere ADGB-Vorsitzende Erich Schilling mit einem noch unter amerikanischer Besatzung ins Leben gerufenen "Sozialpolitischen Ausschuß" ein Gremium geschaffen, das unter faktischem Ausschluß der Kommunisten eine beträchtliche Organisationsarbeit geleistet hatte.⁸¹ Schilling war darüber hinaus der Motor der sozialdemokratischen Opposition gegen die Machtansprüche der KPD.

Auch in der früheren kommunistischen Hochburg Halle regte sich gegen eine enge Orientierung an der KPD Widerspruch. Er wurde von Mitgliedern des im Mai 1945 gebildeten Vorstandes vorgetragen. Auch der Bezirkssekretär Bruno Böttge gehörte zu ihnen.⁸² In Mecklenburg konzentrierten sich "Einheitsgegner" im Sinne der KPD in Rostock, Schwerin und Wismar, also den Orten, in denen die Sozialdemokratie vor 1933 über bedeutendere Organisationen verfügt hatte. Sie gruppierten sich um Hermann Lüdemann, den Landessekretär der SPD, um Hans Pollock, den Landesvorsitzenden des FDGB, und um Willi Jesse, der Lüdemann im Amt des Landessekretärs folgte.⁸³ Eindeutig bildeten also traditionelle Gruppen von sozialdemokratischen Funktionären und Mitgliedern das wesentlichste Potential, das sich dem KPD-Anspruch verschloß.⁸⁴ Das Interesse, die Fehler der Jahre vor 1933 zu vermeiden, schloß eine Beibehaltung überkommener sozialdemokratischer Grundprinzipien nicht aus. Aus dem politischen Interesse der zeitgenössischen KPD-Führung war das aber eine unbefriedigende Lage: Ihr Ziel war die Umformung der SPD, der Herausbildung einer "anderen" Sozialdemokratie.

Im September 1945 hatte sich die SPD in der sowjetischen Besatzungszone vorläufig konsolidiert. Sie verfügte in den Zentren über eine ausgebaute Organisation und darüber hinaus über eine Reihe von Stützpunkten. Sie hatte beträchtliche Teile der Mitgliedschaft aus der Zeit vor 1933 wieder gewonnen. Bis zum Oktober 1945 wurden in fast allen Bezirken Parteitage abgehalten, die die in der Gründungsphase konstituierten Vorstände bestätigten. In Sachsen fand Anfang Oktober 1945 der erste Landesparteitag statt. Die Tagung wurde von 70 Delegierten aus Ostsachsen, je 60 aus Leipzig und Chemnitz, 40 aus Zwickau und 25 aus dem Bezirk Görlitz beschickt.⁸⁵ Damit waren die

80 Der Bezirksvorsitzende Trabalski umschrieb das mit einem Zitat: "Als der Marschall Shukow die Sozialdemokratische Partei in Berlin registrierte und legitimierte, hat er erklärt, [. . .] daß er sogar der Meinung ist, daß die Kommunistische Partei nicht die Organisation ist, sondern die deutsche Sozialdemokratie, die für Deutschland maßgeblich sein muß. Ich glaube auch, [. . .] Ich habe daraus genommen, daß der Boden für unsere Parteiorganisation so gut ist, daß wir [. . .] wie früher die stärkste Partei Deutschlands [. . .] werden." Erster Bezirkstag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands Bezirk Leipzig, a.a.O., S.6.

81 Bericht über meinen Besuch in Leipzig, a.a.O.

82 Karl-Heinz Schiller, Wie die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands in Halle entstand, a.a.O., S.34.

83 Heinz Voßke, Die Vereinigung der KPD und der SPD zur SED in Mecklenburg/Vorpommern. Mai 1945 bis April 1946, Rostock 1966, S.63.

84 Die SED-Historiographie umschrieb das mit Termini wie "alte Führer" der SPD, "die keine grundlegenden Lehren gezogen hatten", so Karl-Heinz Schiller, a.a.O., S.34.

85 Sozialdemokratische Partei des Landes Sachsen, Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Landes-Parteitages, abgehalten am 7., 8. und 9. Oktober 1945 in Dresden (Freital), Dresden o.J., S.178.

sächsischen Bezirke im Verhältnis ihrer Mitgliederstärke vertreten.⁸⁶ Auf der Tagung sprach nicht nur der KPD-Landesvorsitzende Hermann Matern ein Grußwort, sondern auch Paul Löbe, der "mit stürmischem Beifall empfangen" wurde.⁸⁷ Es wurde ein Landesvorstand gewählt, dem Otto Buchwitz, Arno Haufe und Walter Leipert als Kassierer und Felix Kaden als Sekretär angehörten, sowie ein engerer und ein erweiterter Vorstand, in dem je zwei Vertreter der Bezirke saßen, aus Chemnitz Richard Engelmann und August Friedel, aus Leipzig Stanislaw Trabalski und Rudolf Rothe.⁸⁸ Die beiden Chemnitzer paßten sich in den Folgejahren dem jeweiligen Kurs der SED an,⁸⁹ während die beiden Leipziger ihren sozialdemokratischen Auffassungen treu blieben: Rothe mußte unmittelbar nach der Vereinigung in den Westen flüchten, Trabalski wurde mehrfach eingekerkert.⁹⁰

Die SPD verfügte nach Berlin (ab Juli) vom September an in vier Ländern über Regionalzeitungen; lediglich in Brandenburg erhielt sie erst im Oktober ein eigenes Blatt. Dort fand auch erst im November der erste Bezirksparteitag statt.⁹¹ Zwar standen alle Publikationen unter Zensur der SMAD, Auflagen und Formate der sozialdemokratischen Blätter waren immer wesentlich geringer als die der KPD, aber nunmehr war eine, wenn auch zensierte, Informationspolitik zonenweit möglich. Es zeigte sich, daß die Kalkulation der KPD-Führung nicht aufgegangen war: Die SPD war trotz aller Behinderungen nicht zum "Juniorpartner" der KPD geworden. Die massiven Begünstigungen der KPD durch die Besatzungsmacht hatten nicht einmal zu einem Übergewicht an Mitgliedern der KPD geführt. Ende Oktober 1945 zählte die SPD rund 300 000, die KPD nur rund 250 000.⁹² Damit hatte die SPD offenbar nicht nur ihren Mitgliederstamm im wesentlichen zurückgewonnen, sondern auch einen Teil neuer Anhänger gewinnen können. Die regionale Verteilung ließ die traditionellen Hochburgen der SPD deutlich werden: In Sachsen waren Ende Oktober rund 75 000, in Sachsen-Anhalt (in den drei Bezirken Halle, Magdeburg und Anhalt) rund 78 000, in Thüringen rund 35 000 Mitglieder regi-

86 Vgl. die Aufstellung der Mitgliederzahlen nach Bezirken zum 1.10.1945: Ostsachsen ca. 21 500, Görlitz ca. 4 500, Leipzig ca. 16 000, Chemnitz ca. 16 500 und Zwickau ca. 8 500. Gründung der SPD im Bundesland Sachsen, a.a.O., S.5.

87 Sozialdemokratische Partei des Landes Sachsen, Stenographischer Bericht . . ., a.a.O., S.16.

88 A.a.O., S.130. Der Landesvorstand wurde übrigens mit einer Gegenstimme bestätigt, so die Volksstimme, Dresden, vom 8.10.1945; ferner wurde er noch nachträglich um Elsa Thümmel und Otto Schrenk erweitert, a.a.O.

89 Biographische Angaben in: Revolutionäre Kämpfer. Biographische Skizzen. Hrsg. von der Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt der SED. Kommission zur Erforschung der Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung, o.O. o.J., S.26ff und S.31ff.

90 Bericht Stanislaw Trabalski, 5.6.1974, AdsD, Sammlung Interviewprotokolle.

91 Karl Urban, Die Vereinigung der KPD und SPD im Kampf um die Schaffung der Grundlagen der antifaschistisch-demokratischen Staatsmacht in der Provinz Brandenburg (Mai 1945 bis April 1946), Potsdam 1963, S.87f.; zugleich sah die KPD eine "gute Zusammenarbeit" nur in Calau, danach entwickelte sie sich in Teltow, Frankfurt/Oder, Angermünde und Prenzlau. Nach: Volkswille, Potsdam, vom 17.11.1945.

92 Bericht über eine Informationsreise in die Parteibeirke, 10.11.1945, AdsD, Ostbüro, 0301 I. Hermann Weber, Traditionslinien und Neubeginn der deutschen Parteien 1945 — am Beispiel der "Arbeiterparteien", in: Politische Wissenschaft und politische Ordnung. Hrsg. von Max Kaase, Opladen 1986, S.312, nennt für Oktober nur 181 000 Mitglieder für die sowjetische Zone. Da die "Ostbüro"-Zahlen mit den Angaben Felix Kadens von 1947 (Gründung der SPD im Bundesland Sachsen) und denen auf dem Landesparteitag in Freital übereinstimmen, dürften Webers Zahlen für Oktober kaum noch zutreffen.

striert.⁹³ Demgegenüber blieb das Wachstum in Berlin zurück: Bis Ende Oktober stieg dort die Zahl nur auf rund 55 000, im Folgemonat aber kaum noch.⁹⁴

In der Mitgliedschaft der SPD, aber auch unter den Funktionären in den Bezirken, "vollzog sich die Abkühlung gegenüber dem propagierten Einheitswillen sehr schnell", hielt Erich Gniffke fest.⁹⁵ Gustav Dahrendorf bilanzierte die Ergebnisse der Informationsreisen der ZA-Mitglieder in die Bezirke: "Es fehlen heute weit mehr die Voraussetzungen für eine Vereinigung der Arbeiterparteien als [. . .] im Juni".⁹⁶ — Vor dem Hintergrund der sich verschlechternden Kooperation mit der KPD, der rapide schwindenden Attraktivität des "Einheits"-Motivs und dem Gewicht der eigenen Organisation ging der Zentrallausschuß zur politischen Offensive über. Otto Grotewohl, mehr und mehr als Zonenvorsitzender anerkannt, vollzog einen deutlichen Kurswechsel von der Orientierung an und der intendierten Einheit mit den Kommunisten hin zu einer Eigenständigkeit und Unabhängigkeit der SPD. Er stellte offen den kommunistischen Führungsanspruch infrage und modifizierte die Konzeption der "Ostorientierung". Am 14.9.1945 trug er zum ersten Mal diese Überlegungen vor mehreren Tausend SPD-Funktionären in Berlin-Neukölln vor. Grotewohl wies der SPD die künftige Rolle zu, als von allen vier Alliierten gleichermaßen berufener Sprecher der deutschen Interessen zu fungieren. Einzig sie könne als "die Gesamtvertretung der deutschen Arbeiterklasse und des deutschen Volkes" gesehen werden. Daraus resultierte eine besondere Funktion der SPD im deutschen politischen Spektrum. Sie habe für die "politische Willensbildung als Sammelrinne zu wirken, in der sich die Ausstrahlungen der übrigen politischen Parteien und Anschauungen des politischen Lebens in Deutschland treffen." Damit erklärte Grotewohl die SPD zum eigentlichen Integrationsfaktor des deutschen Parteiensystems — eine Rolle, die die KPD bei ihrer Wiedergründung durchaus auch beansprucht hatte. Daraus leitete er nichts geringeres als den Führungsanspruch für die SPD ab, einen neuen deutschen Staat aufzubauen. Er betonte zugleich die Notwendigkeit einer "einheitlichen Sozialdemokratischen Partei für Gesamtdeutschland", die er als "erste Stufe einer politischen Einheit" über die wirtschaftliche Einheit Deutschlands hinaus interpretierte. Ebenso lehnte er einen Berliner Führungsanspruch für die gesamte SPD ab. Er sah die Berliner Führung lediglich als "Treuhand und Sachwalter" für die Partei. Den Einheitskonzepten erteilte er aktuell eine Absage: Die Voraussetzungen für eine organisatorische Vereinigung sah er "noch nicht erfüllt". Nur sehr vorsichtig konnte er Kritik an der KPD üben, als er dem ZK große Schwierigkeiten konzidierte, dem Prinzip der Demokratie überall in dieser Partei Geltung zu verschaffen.⁹⁷

Mit dieser Rede sah der Zentrallausschuß die Vereinigung nicht mehr als vordringlich an. Anders die KPD: Wilhelm Pieck schloß seine Antwort auf Grotewohls Rede eben mit der Aufforderung, eine einheitliche Partei zu schaffen. Ferner forderte er, die Lehren des Marxismus-Leninismus in die Praxis umzusetzen. In dieser sozialdemokratischen Funktionärsversammlung rief das einen solchen Tumult hervor, daß Pieck nicht weiter sprechen konnte.⁹⁸ Die KPD-Führung reagierte umgehend. Schon auf einer Kundge-

93 Bericht über eine Informationsreise . . . , a.a.O.

94 Harold Hurwitz und Klaus Sühli, *Autoritäre Tradition* . . . , a.a.O., S.192.

95 AdsD, NL Gniffke, 4/1.

96 AdsD, NL Gniffke, 4/1.

97 Wo stehen wir. Wohin gehen wir? Der historische Auftrag der SPD, o.O. o.J., S.32ff.

98 Friedrich Ebert, *Zwei Ströme der deutschen Arbeiterbewegung haben sich vor 20 Jahren vereinigt*, Berlin [Ost] 1966, S.22.

bung der KPD wenige Tage später zur Bodenreform wandte sich Pieck "mit aller Schärfe gegen jeden Versuch, die sich anbahnende Einheit aufzuhalten".⁹⁹ In seiner Rede wurde das Motiv deutlich, die Unabhängigkeitstendenzen der SPD zu unterlaufen, als er Zweifel an der Neuorientierung der SPD artikuliert und die Sorge ausdrückte, daß die alten SPD-Führer die Partei wieder in ihre Hände bekämen. Ende September 1945 reagierte das ZK mit einem Beschluß auf das veränderte Verhalten der SPD. Still-schweigend wurden die seit Juni immer wieder genannten Voraussetzungen der KPD für eine Vereinigung fallen gelassen, die "ideologische Klärung" und die gemeinsame Aktion. Die KPD versuchte, die Offensive zurückzugewinnen; sie leitete eine Werbekampagne zur Gewinnung neuer Mitglieder ein.¹⁰⁰

Eine Grundvoraussetzung des Selbständigkeits-Konzepts von Grotewohl entfiel im Grunde schon im Oktober 1945. Die Rolle der SPD als stärkster deutscher Partei und als Gesprächspartner aller Alliierten erwies sich mit der Konferenz von Wennigsen (5. bis 7. Oktober 1945) als Illusion. Nicht die Vereinheitlichung, sondern die Festschreibung der Zonenteilung, der wachsende Dissens zwischen Schumacher und Grotewohl und Schumachers kategorische Weigerung, mit der sowjetischen Besatzungsmacht oder den Kommunisten zu kooperieren, bestimmten nun das Bild der SPD. Grotewohl und der Zentralausschuß mußten in der Folge die nun voll einsetzende Vereinigungs-Kampagne der KPD ohne Hilfe der SPD aus den Westzonen durchstehen. Ihr Postulat der Wiederherstellung einer einheitlichen deutschen SPD wurde gleichsam zum Rettungsanker vor der seit Oktober immer deutlicher von der KPD erhobenen Forderung, eine Vereinigung "zunächst" auf Zonenebene zu betreiben.

Der Kurswechsel der KPD vollzog sich in mehreren Etappen; sein unmittelbarer Anlaß waren die Stärke und die Selbständigkeitstendenzen der SPD. Im September benannte Pieck zum ersten Mal die "Einheit" als aktuelles Ziel. Im Folgemonat forderte Walter Ulbricht darüber hinaus gemeinsame Mitgliederversammlungen und Funktionärskonferenzen. Das KPD-ZK bemühte sich zunächst, die Arbeit der "Aktionseinheits"-Ausschüsse zu initiieren und zu beleben. Am 4.9.1945 vereinbarten die Parteispitzen, in allen Orten gemeinsame Funktionärsversammlungen beiden Parteien durchzuführen.¹⁰¹ Es sollte hier zunächst die Frage der Bodenreform behandelt werden. Über das konsensfähige Thema hinaus war damit die institutionelle Möglichkeit gegeben, die SPD-Mitgliedschaft zu erfassen und mit den aktuellen KPD-Zielen vertraut zu machen. Der erste Höhepunkt ideologischer Einflußnahme auf die Sozialdemokratie war die von der KPD geförderte Versammlungskampagne zu den Jahrestagen der Oktober- und Novemberrevolution.¹⁰² Noch weiter ging Anfang November eine Vereinbarung in Berlin auf Be-

⁹⁹ Deutsche Volkszeitung, Berlin, vom 20.9.1945.

¹⁰⁰ So Ulbricht am 12. Oktober 1945 vor KPD-Funktionären in Berlin. Vgl. Walter Ulbricht, Zur Geschichte . . . , a.a.O., S.507.

¹⁰¹ Vereinbarung zwischen dem ZA der SPD und dem ZK der KPD, 4.9.1945, AdsD, NL Gniffke, 6/2; ferner die Rede Wilhelm Piecks am 19.9.1945, in: Deutsche Volkszeitung, Berlin, vom 20.9.1945.

¹⁰² Erich Gniffke, Jahre mit Ulbricht, a.a.O., S.102ff; für Sachsen-Anhalt berichtet Karl-Heinz Schiller, a.a.O., S.35, daß sich der SPD-Provinzialsekretär Bruschke in einer Rede zu den Revolutionsfeiern den KPD-Standpunkt zu eigen gemacht hatte. In einer anschließenden Sekretariatssitzung wurden ihm schwere Vorwürfe gemacht. Der Chefredakteur des "Volksblattes", Saupe, stand auf seiten Bruschkes und veröffentlichte (offenbar gegen das Votum des Sekretariats) Teile dieser Rede.

zirksebene, für beide Parteien gemeinsame Versammlungen zu historischen, programmatischen und theoretischen Fragen durchzuführen.¹⁰³

Den gewandelten KPD-Vorstellungen erteilte wiederum Otto Grotewohl in einer Rede zum 9. November eine deutliche Absage. Er postulierte, daß die Einheit "kein Beschluß von Instanzen" sein könne. Ferner dürfe sie auch nicht "nur im geringsten, das Ergebnis eines äußeren Drucks oder indirekten Zwanges" sein. Das von der KPD bis September vorgebrachte Argument der Notwendigkeit einer "ideologischen Klärung" wurde von ihm als unerheblich abgetan. Einheit, so Grotewohl, müsse praktisch realisiert sein, eher sie organisatorisch beschlossen werden könnte. Zuletzt verlangte er die "schnellste Schaffung einheitlicher Reichsparteien der deutschen Arbeiterklasse" und erteilte allen Bestrebungen einer nur zonenweisen Vereinigung eine klare Absage. Eine nur partikuläre Einheitspartei interpretierte er noch als Gefährdung der deutschen Einheit.¹⁰⁴ Damit hatte Grotewohl in der Sache nicht einmal seine gesamte Argumentation vom September wiederholt, aber dennoch war die Reaktion sowohl der SMAD wie der KPD-Führung ungleich schärfer. Sie rief massive Verärgerung in beiden Gremien hervor. Grotewohl legte mit seiner Rede den Kurs der SPD-Führung in Berlin für die nächsten Monate fest. Er folgte der Devise "Zeit gewinnen", um mit dem Verweis auf ein gesamtdeutsches Vorgehen der KPD-Strategie zu begegnen. Auf kommunistischer Seite folgte eine monatelange Propagandakampagne mit seit Kriegsende unbekannten Dimensionen und beispielloser Intensität. In der Alltagspraxis verlagerte sich deren Schwerpunkt von der SPD-Führung auf die mittlere und untere Ebene. SMAD und KPD waren nun bemüht, die Einheitlichkeit der Sozialdemokratie in der sowjetischen Zone zu unterminieren, einzelne Parteigliederungen für das (in seinen Details noch unklare) Vereinigungs-Konzept der KPD zu gewinnen und vor allem einzelne Parteiführer an sich zu binden. Dabei setzte die KPD in ihrem Kampf um eine "andere" Sozialdemokratie im wesentlichen drei Instrumente ein. Erstens propagierte sie die — möglichst gemeinsame — "ideologische Schulung" von Kommunisten und Sozialdemokraten. KPD-Funktionäre bemängelten wiederholt den "Rückstand" der Sozialdemokratie auf diesem Feld; zugleich war sie bemüht, Sozialdemokraten für den Besuch von Kursen an KPD-Parteischulen auf Landesebene zu gewinnen.¹⁰⁵ Zweitens förderte die KPD die Bildung von Betriebsgruppen der SPD¹⁰⁶ und damit die Auflösung traditioneller Organisationsstrukturen, die als "Wahlvereine" diskreditiert wurden. Drittens suchte sie ihr mißliebi-

103 Das Volk, Berlin, vom 6.11.1945.

104 Text der Grotewohl-Rede in: AdsD, NL Brill, 1.

105 Für Sachsen-Anhalt: Erwin Könnemann, Zur historischen Bedeutung der Gründung der SED, dargestellt an Beispielen zum Vereinigungsprozeß in der Provinz Sachsen/Anhalt, in: Der Kampf um die Schaffung der einheitlichen revolutionären Partei der Arbeiterklasse in den ehemaligen Ländern der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Hrsg. von Erwin Könnemann, Halle/Saale 1982, S.19.

106 Willi Glier, Zu einigen Fragen der Herausbildung von Betriebsgruppen der KPD und SPD und deren Ringen um die Herstellung der Einheit der Arbeiterklasse in Chemnitz 1945-1946, in: Der Kampf um die Schaffung . . . , a.a.O., S.56ff. Danach betrieben vom Herbst 1945 an die Bezirkssekretäre Horst Nendel und Erich Mückenberger den Aufbau von Betriebsgruppen, von denen im Februar 1946 im Stadt- und Landkreis 185 (gegenüber 215 der KPD) existierten. A.a.O., S.58. Auch in Sachsen markierte die Diskussion um die Betriebsgruppen-Struktur einen Wendepunkt im Charakter der SPD. Walter Böhme, Über die führende Rolle der KPD im Ringen um die Vereinigung und die antifaschistisch-demokratische Umwälzung im damaligen Land Sachsen, in: a.a.O., S.39.

ge lokale und regionale Parteiführer abzulösen und durch "kooperationsbereite" Sozialdemokraten zu ersetzen.

Im allgemeinen konnten "von unten" die Betriebsgruppen der SPD für die "Vertiefung" der Aktionseinheit mobilisiert werden. Die überwiegende Zahl von Resolutionen, in denen der Kurs auf die Vereinigung begrüßt wird, stammt von solchen Parteigruppen, häufig noch dazu von gemeinsamen kommunistischen und sozialdemokratischen Versammlungen.¹⁰⁷ Ob also Sozialdemokraten in diesem Stadium der Vereinigungskampagne tatsächlich eine aktive Rolle spielten, muß zweifelhaft bleiben.

Im Oktober und November 1945 wurden ebenfalls an verschiedenen Orten Resolutionen in Funktionärskonferenzen verabschiedet, in denen die Bildung einer Einheitspartei gefordert wurde. Auch hier ist die tatsächliche Aktivität der Sozialdemokraten kaum exakt zu bestimmen. Auffällig ist jedoch, daß es sich überwiegend um Orte und Regionen handelte, die nicht zu den traditionellen Hochburgen der SPD zu zählen waren. So wurde im mecklenburgischen Kröpelin eine "Einheitsresolution" beschlossen, in der zur Einheit "unter Führung der KPD" aufgerufen wurde.¹⁰⁸ Ähnliches war im Kreise Querfurt sichtbar. Dort verlangte man eine "Einheitspartei nach den Grundsätzen von Marx und Lenin".¹⁰⁹

Allein diese Aktivitäten waren für einen Erfolg der KPD nicht ausreichend. Die Einwirkung der Besatzungsbehörden für einen Fortschritt im Sinne der KPD war unverzichtbar: Nachdem sie vielfach die Gründung der SPD verzögert hatten, wurden hier die Dienststellen der Besatzungsmacht ein zweites Mal direkt aktiv. Orts- und Kreiskommandanten schalteten sich wiederholt und vielerorts in die innerparteilichen Willensbildungsprozesse der SPD ein, um die Bereitschaft zur Vereinigung auch "notfalls gegen den Willen des Zentralausschusses" (so Erich Gniffke) herbeizuführen.¹¹⁰ Vertreter der SMAD beklagten sich mehrfach über eine "Rechtsentwicklung" in der SPD, so General Kotikow in Halle. Als unmittelbare Auswirkung verhinderte die Zensur mehrfach Berichte über sozialdemokratische Versammlungen.¹¹¹ Zugleich verschlechterte sich erneut das Verhältnis zwischen den Anhängern und Mitgliedern beider Parteien. Die Ursache dafür waren die Wahlen zu den Gewerkschaftsdelegiertenkonferenzen. Seit November wurden in allen Ländern der sowjetischen Zone Vorbereitungsarbeiten bis hin zu Delegiertenwahlen zu Landes- und Zonenkonferenzen des FDGB betrieben. In Sachsen warf die SPD der KPD (mit großer Wahrscheinlichkeit zu Recht) umfangreiche Wahlfälschungen vor, mit denen die KPD letztlich eine Mehrheit unter den Delegierten erreichte. In Sachsen-Anhalt stellte die SPD fest, daß einige KPD-Führer offen die Zusammensetzung der Ortsausschüsse kritisierten und eine Neubesetzung mit kommunistischen Mehrheiten forderten.¹¹²

Innerhalb der SPD begannen sich die Fronten zwischen den wenigen Befürwortern einer

107 So als eine der ersten dieser Resolutionen die der gemeinsamen Funktionärskonferenz beider Parteien in der Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG) vom 17.10.1945, in: Deutsche Volkszeitung, Berlin, vom 18.10.1945.

108 AdsD, NL Gniffke, 2/4.

109 Ulla Plener, SPD 1945-1949. Konzeption. Praxis. Ergebnisse, Berlin [Ost] 1981, S.73 mit weiteren marginalen Beispielen.

110 Erich W. Gniffke, Ich lebe in Deutschland, AdsD, NL Gniffke, 9/3.

111 Bericht (über eine Reise nach Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen), AdsD, NL Gniffke, 32.

112 A.a.O., S.8.

Einheit und ihren Gegnern zu klären. Eine sozialdemokratische Landesvorstandssitzung Ende November 1945 in Thüringen lehnte einmütig, bis auf den späteren Landesvorsitzenden Heinrich Hoffmann, ein Vorgehen nach den Maximen der KPD ab.¹¹³ Als weitere Anhänger der "Einheit" profilierten sich der sächsische Landesvorsitzende Buchwitz und der mecklenburgische Vorsitzende Carl Moltmann. Im Zentralaussschuß exponierte sich in der Richtung Karl Litke, der schon in der Weimarer Zeit Mitglied des Parteivorstandes gewesen war. Alle waren vor 1933 unbedingte Parteigänger der damaligen Parteiführung gewesen. — Nicht selten waren die Protagonisten der "Einheit" den lokalen und regionalen Parteitraditionen nur wenig verhaftet, so Hoffmann und Buchwitz, aber auch der Provinzialsekretär der SPD in Halle, Werner Bruschke. In Leipzig kam es zu einem besonderen Eklat, als im November 1945 die sowjetische Kommandantur die Entlassung Erich Schillings als Gewerkschaftsvorsitzender verfügte.¹¹⁴ Ihm folgte der "einheitsbereite" Sozialdemokrat Kurt Pohling nach, der vor 1933 Gewerkschaftssekretär in Breslau gewesen war.¹¹⁵

Im November 1945 war offensichtlich der Zenit der Autonomie der SPD in der sowjetischen Zone erreicht. Die Organisation der Partei war nach einer Reihe von Landes- und Bezirksparteitagen recht festgefügt, politisch hatte sie nach den Reden Grotewohls im September und November das größte Maß an Unabhängigkeit von den Kommunisten erreicht. Zugleich erschien die Partei zu dieser Zeit noch homogen nach außen: Die Fraktionierungen aufgrund der "Einheits-Kampagne" der KPD zeichneten sich erst ab. Noch konnte sie — trotz des Ergebnisses der Konferenz von Wennigsen und der unnachgiebigen Haltung Kurt Schumachers — hoffen, eine vereinigte deutsche Sozialdemokratie dem Macht- und Einheitsanspruch der KPD gegenüberzustellen.

6. Um die Selbständigkeit der SPD

Noch im November mußte der ZA sich dem Wunsch der KPD beugen, eine gemeinsame Konferenz der Parteiführungen zur "Einheitsfrage" abzuhalten.¹¹⁶ Am 4.12.1945 tagte zum ersten Mal das Zentralsekretariat der SPD mit insgesamt 20 Vertretern der Landes- und Bezirksverbände, die nunmehr einen "Parteiausschuß"¹¹⁷ bildeten, um ein einheitliches Auftreten gegenüber der KPD und den sowjetischen Kommandanturen zu erreichen.¹¹⁸ Die von Grotewohl entworfene Taktik, auf gesamtdeutsche Rücksichten zu verweisen, wurde allgemein akzeptiert und konkretisiert. Es wurde beschlossen, schnellstens mit den Sozialdemokraten der Westzonen Kontakte aufzunehmen, man wollte regelmäßige Treffen von Vertretern aller vier Zonen durchführen. Freilich stand diese Taktik von vornherein auf einem nicht allzu festen Fundament. Nach der Vereinbarung von Wennigsen hatte der ZA kaum die Möglichkeit, die westdeutschen Parteigremien direkt anzusprechen, Schumacher hatte darüber hinaus in der Zwischenzeit nahezu alle Parteigliederungen der Westzonen für seine Politik gewinnen können. Unmittelbar vor der Parteiausschuß-Sitzung waren Grotewohl und Dahrendorf mehr als eine

113 AdsD, NL Gniffke, 4/1.

114 Parteiensystem zwischen Demokratie und Volksdemokratie. Hrsg. von Hermann Weber, Köln 1982, S.349-352.

115 Mitteilung von Stanislaw Trabalski (Leipzig) an den Verf., 23.6.1982, im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

116 AdsD, NL Gniffke, 4/1.

117 Dem Parteiausschuß gehören aus den einzelnen Landesausschüssen an, in: Materialien Fritz Schreiber, im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

118 AdsD, NL Gniffke, 4/1.

Woche durch die amerikanische Zone gereist und hatten in Frankfurt, Stuttgart, München und Regensburg Gespräche geführt, ohne indes Rückhalt gewinnen zu können. Das Scheitern der Planungen des ZA, durch eine Brücke nach Westen der KPD-Taktik zu begegnen, zeichnete sich vollends im Dezember ab. Erich Gniffke reiste zu Kurt Schumacher nach Hannover. Das Gespräch zwischen ihnen zeigte eine Verhärtung der Positionen an und demonstrierte die Isolation des ZA von allen Parteigremien im Westen. Zum Wendepunkt sozialdemokratischen Einflusses wurde nun die seit längerer Zeit von der KPD geforderte gemeinsame Konferenz, die am 20. und 21. Dezember 1945 in Berlin tagte und nach ihrer Teilnehmerzahl als "Sechziger-Konferenz" bezeichnet wurde.¹¹⁹ Die Vertreter aus den Bezirken der sowjetischen Zone wurden sehr kurzfristig eingeladen, so überraschend, daß den Landes- und Bezirksverbänden der SPD keine Zeit mehr für Vorbereitungen blieb. Schon das zeigte den geringen noch verbleibenden Spielraum an. Zur Vorbesprechung der Sozialdemokraten kamen die Bezirksvertreter so spät, daß keine Planung mehr möglich war. Aus Mecklenburg erschien erst gar kein Delegierter.¹²⁰

Auf der Tagung selbst, besucht von rund dreißig Delegierten beider Parteien, trug Otto Grotewohl in einer mutigen Rede alle jene Bedenken vor, die den Sozialdemokraten in den vergangenen Monaten in der politischen Praxis unter sowjetischer Besatzung und im Laufe der institutionellen Kooperation mit der KPD hatten aufkommen müssen. Grotewohl verzeichnete die "wesentlich weitergehende und nachdrücklichere Förderung" der KPD durch die Besatzungsmacht, einen Widerspruch zwischen dem immer wieder beschworenen demokratischen Geist und der Praxis der Kommunisten. Die sich mehrenden Fälle "undemokratischen Drucks" auf Sozialdemokraten hätten zu "einem zunehmenden Zweifel an der Ehrlichkeit des Bekenntnisses der KPD zur Demokratie" geführt. Erst nach "vorbehaltloser Aufgabe aller unzulässigen Einflußnahme auf die SPD" erklärte sich der ZA zur "Vorbereitung" der Einheit in der Lage. Er drohte auch die Abberufung aller sozialdemokratischen Vertreter in den Selbstverwaltungen an, wenn diesen Bedenken nicht Rechnung getragen würde. Er lehnte ferner die Forderung der KPD ab, gemeinsame Wahllisten für die anstehenden Wahlen in allen Zonen aufzustellen ebenso wie der Vereinigung der Parteien nur auf Zonenebene zuzustimmen.¹²¹ Auch andere Diskussionsredner sprachen in diesem Sinne, während die KPD-Vertreter, vor allem Wilhelm Pieck, kaum ein Argument ausließen, um die Vorteilhaftigkeit der Vereinigung in kürzester Frist herauszustellen. Selbst die nüchterne Feststellung der eminenten Benachteiligung der Sozialdemokratie auf dem Gebiet der Presse wurde mit dem Zwischenruf quittiert: "Also machen wir die Einheitspartei!" Zeigten sich noch am ersten Konferenztag — vor allem bei Grotewohl — Eigenständigkeit und Selbstbehauptungswille der Sozialdemokratie, so war "über Nacht" eine Wende eingetreten. In einer internen Nachtsitzung wurde ein Konsens erreicht (oder vielleicht auch erzwungen), der

119 Vgl. das Protokoll in: Gert Gruner und Manfred Wilke, Sozialdemokraten im Kampf um die Freiheit, München 1981, S.59ff. — Die genaue Teilnehmerzahl der Konferenz ist nicht zu ermitteln, da einige Unterschriften unter der Resolution der Konferenz zweifelhaft erscheinen (so hat Gniffke nicht teilgenommen, er war zu der Zeit in Mecklenburg und Hermann Brill war mit Sicherheit nicht anwesend).

120 AdsD, NL Gniffke, 4/2.

121 Gert Gruner und Manfred Wilke, a.a.O., S.63ff.; vgl. auch: Streichung aus dem Entwurf der KPD-Vorschläge, AdsD, NL Brill 1.

die sozialdemokratischen Vorbehalte bis auf drei ausräumte. Am zweiten Konferenztage wurden die Bedenken der SPD-Vertreter nicht mehr zur Sprache gebracht, sie hatten sich darauf beschränkt, aus dem KPD-Resolutionsentwurf die für sie unannehmbaren Passagen zu streichen. Man ging auf das Postulat einer baldigen Vereinigung beider Parteien ein — mit drei Vorbehalten: Einheit nur in ganz Deutschland und nach einem Parteitag für alle Zonen und zuvor Verzicht auf gemeinsame Wahllisten.

Dieses Vorgehen entpuppte sich als schwerer taktischer Fehler der SPD. Sie erweckte den Eindruck, im Grunde der KPD-Resolution zugestimmt und die eigenen Positionen verlassen zu haben. Vielfach glaubten die Sozialdemokraten in der sowjetischen Zone und besonders die im Westen, der Zentralausschuß habe seine Handlungsfreiheit und Selbständigkeit aufgegeben. Noch im Dezember kam die Forderung nach einer Urabstimmung in der SPD über eine Vereinigung auf. Nach Gniffkes Ansicht wurde sie auf kommunistischer Seite von Ackermann befürwortet, aber von Pieck und Ulbricht und ebenfalls von dem Leiter der Informationsabteilung der SMAD, Tjulpanov, abgelehnt.¹²² Überraschenderweise publizierte die "Tägliche Rundschau", die Zeitung der SMAD, die Position der SPD-Führung: Sie räumte ein, daß die Vereinigung nur "durch den Parteitag der gesamten deutschen Sozialdemokratie" beschlossen werden könne, zu der "nötigenfalls sogar eine Urabstimmung" durchzuführen sei.¹²³

Die politische Realität in den folgenden Wochen zeigte aber, daß der Handlungsspielraum für die SPD immer geringer wurde. Die Forderung nach einer Urabstimmung wurde zumindest für Rostock und Dresden publiziert. Als die Rostocker SPD am 6.1.1946 beschloß, über die Vereinigung durch Urabstimmung zu entscheiden, unterband zwar die Zensur die Veröffentlichung dieses Beschlusses in der mecklenburgischen SPD-Zeitung, aber nicht im Berliner Zentralorgan. Dessen Chefredakteur handelte sich dafür heftige Vorwürfe der SMAD ein.¹²⁴ Das Dresdner SPD-Blatt berichtete am 22.1.1946 über die Forderung des Unterbezirks Dresden nach einer Urabstimmung.¹²⁵ In Halle wurde noch Ende Januar 1946 in einer Stadtversammlung der SPD die Forderung nach einer Urabstimmung laut. Offenbar stieß sie bei einer Reihe von Teilnehmern auf Resonanz, lediglich der Chefredakteur des "Volksblattes" in Halle, Saupe, trat dem entgegen.¹²⁶

Statt dessen stand die Durchsetzung der Beschlüsse der Sechziger-Konferenz in der Interpretation der KPD auf der Tagesordnung. Die Dienststellen der SMAD unterstützten das. "Überall wird von den sowjetischen Kommandanten auf sofortige Verschmelzung gedrängt", schrieb Erich Gniffke am 10.2.1946 an den Zentralausschuß und berief sich dabei auf übereinstimmende Gespräche mit Sozialdemokraten aus "vielen Provinzorten" der gesamten sowjetischen Zone.¹²⁷ Die Vertreter der SMAD versuchten vor allem, einzelne Parteigliederungen der SPD zu bewegen, als "Vorreiter" der Einheit aufzutreten. So berichtete der mecklenburgische Landessekretär Willi Jesse von mehreren

122 AdsD, NL Gniffke, 2/1.

123 Tägliche Rundschau, Berlin, vom 1.1.1946.

124 Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Landesorganisation Hamburg, Die Zwangsvereinigung . . . , a.a.O., S.5.

125 Volksstimme, Dresden, vom 22.1.1946.

126 Karl-Heinz Schiller, a.a.O., S.41.

127 Erich W. Gniffke an den geschäftsführenden Vorstand der SPD, 10.2.1946, AdsD, NL Gniffke, 31.

Konferenzen bei der SMA in Schwerin. Der sowjetische General suchte Carl Moltmann zu bewegen, in Mecklenburg für die Vereinigung "ein Beispiel" zu geben.¹²⁸ Die SMA beließ es nicht nur bei Gesprächen: Gegen die Magdeburger Bezirkssekretäre Rudolf Dux und Albert Deutel wurde von der Hallischen Kommandantur ein Redeverbot verfügt, nachdem sie in der "Einheits"-Frage den Standpunkt des Zentralausschusses propagiert hatten.¹²⁹ Die Besatzungsmacht griff auch direkt in die Personalhoheit der SPD ein. Als Hermann Brill nach andauernden Differenzen mit der SMAD und der KPD (wegen seiner auf das von ihm verfaßte "Buchenwalder Manifest" gegründeten Konzeption) den Landesvorsitz der SPD niederlegte und nach Berlin ging, wurde auf Druck der SMAD nicht sein bisheriger Stellvertreter August Frölich sein Nachfolger, sondern Heinrich Hoffmann,¹³⁰ der schon längere Zeit eng mit der Besatzungsbehörde kooperiert und in der Vereinigungsfrage deren Standpunkt verfochten hatte. Als im Februar 1946 in einer Sitzung des thüringischen Landesvorstandes Hoffmann von Gustav Brack und Curt Böhme attackiert wurde, räumte er ein, daß die Sowjets die Einigung befahlen hätten. Aufgabe der Sozialdemokraten müsse es nun sein, sie als freie Willensentscheidung auszugeben.¹³¹

Der Zentralausschuß mußte seine Positionen, also den auf der "Sechziger-Konferenz" erreichten Kompromiß, immer weiter zurücknehmen. Am 15.1.1946 bestätigte er seine Vorbehalte gegen eine baldige Vereinigung und ersuchte "alle Landes- und Bezirksvorstände, an keinerlei Beschlüssen mitzuwirken", die seinen Vorbehalten widersprachen "oder auch Zweifel daran zulassen."¹³² Er war jedoch nicht mehr in der Lage, den Beschluß zu publizieren. Als das in Dresden dennoch geschah, ließ die SMA Sachsens die gesamte gedruckte Ausgabe der "Volksstimme" wieder einstampfen.¹³³ Am 25.1.1946 tagte der Parteiausschuß der SPD in Berlin. Er konnte schon nicht mehr die bekannten Vorbehalte artikulieren, sondern plädierte nur gegen einen übereilten Termin: Die Einheit war für ihn "ein entwicklungsgeschichtlicher Prozeß, der baldmöglichst zum Abschluß gebracht werden muß, aber nicht gewaltsam beendet werden darf." Aus der gesamtdeutschen Option war eine inhaltsleere Deklaration geworden: "Wir wünschen deshalb, daß den beiden Parteien in allen Zonen volle Freiheit in ihrer Tätigkeit [. . .] für die Entfaltung der Demokratie, für die Sicherung des Friedens und der nationalen Einheit eingeräumt wird [. . .]".¹³⁴

In den Bezirken ergab sich ein vielschichtigeres Bild. In Berlin fand am 29.12.1945 eine erweiterte Bezirksvorstandssitzung statt, die mit großer Mehrheit einer Resolution zustimmte, in dem Aufruf der "Sechziger-Konferenz" nur "eine brauchbare Diskussionsgrundlage" zu sehen. "Er verpflichtet zu keinerlei organisatorischen Bindungen." Ferner sollte vor jeder Grundsatzentscheidung eine Urabstimmung erfolgen, "sofern die

128 AdsD, NL Gniffke, 10/1.

129 Sozialdemokratische Partei Deutschlands, Landesorganisation Hamburg, Die Zwangsvereinigung . . ., a.a.O., S.6.

130 Niederschriften der Gespräche von Frölich und Hoffmann mit Major Babenko, SMA Weimar, 31.12.1945, AdsD, NL Brill 1/2.

131 Bericht von Franz Lepinski, AdsD, NL Gniffke, 11/1.

132 Entschließung des Zentralausschusses vom 15. Januar 1946, in: Materialien Fritz Schreiber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

133 AdsD, NL Gniffke, 4/1.

134 Entschließung, 25.1.1946, in: Materialien Fritz Schreiber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

Abhaltung eines Reichsparteitages nicht möglich ist.”¹³⁵ In den Diskussionsreden überwog die Skepsis gegenüber der KPD, auch von den Vertretern der SPD des sowjetischen Sektors.

In der Provinz Sachsen begrüßten Teilnehmer einer gemeinsamen Sitzung der “Provinzleitungen” von SPD und KPD den Berliner Beschluß, deklarierten die “Einheit der Arbeiterklasse” als “beste Voraussetzung für die Freiheit und Einheit Deutschlands”.

“Genaue Richtlinien und Anweisungen [. . .] im Sinne dieser EntschlieÙung” sollten von dem “eingesetzten Ausschuß beider Provinzleitungen ausgearbeitet” werden.¹³⁶

Am 6.2.1946 konstituierte sich dann in Halle ein gemeinsames Organisationskomitee, das die Vereinigung “beschleunigen” wollte. Es bestand aus je sechs Mitgliedern beider Parteien. Die Parteien waren verpflichtet, den Beschlüssen zu folgen, zugleich wurde die Absicht, die Einheitspartei bis zum 1. Mai zu gründen, benannt. Angesichts dessen war die Ankündigung, “Die beiden Parteiorganisationen behalten in allen Teilen ihre Selbstständigkeit”, nur noch eine Worthölse.¹³⁷ Immerhin gehörten mit Bruno Böttge und Gustav Schmidt-Küster zwei offenkundige “Einheitsgegner” diesem Büro an; zwei weitere Sozialdemokraten, Ernst Thape und Adam Wolfram, brachen später mit der SED, als sie sich zur “marxistisch-leninistischen” Partei entwickelte. Aber auch die Haltung der Sozialdemokraten in der gesamten Provinz war noch keineswegs einheitlich. In Dessau¹³⁸ und im Bezirk Magdeburg¹³⁹ artikulierte sich mehrfach die Opposition gegen die Vereinigung.

Nachdem Hoffmann zum thüringischen Landesvorsitzenden avanciert war, schwenkte der Landesvorstand voll auf die Linie der KPD um. Am 6.1.1946 beschloß eine gemeinsame Konferenz, gemeinsame Versammlungen in Betrieben und zu örtlichen Fragen, Schulungen und zu praktischen Arbeiten einzuberufen. Für die Zusammenarbeit am Ort wurden Richtlinien angekündigt, die “genauestens einzuhalten” waren. Nebenbei wurde noch das Rundschreiben vom November 1945, das Vorbehalte gegen die KPD artikuliert hatte, zurückgenommen.¹⁴⁰ Zwar konnte in Versammlungen noch Unmut deutlich werden, aber der politische Druck und die Anwesenheit der Besatzungsorgane in den Versammlungen wirkten sich im Abstimmungsverhalten aus: Ende Januar 1946 tagten rund 150 Funktionäre im Haus der SPD in Erfurt. In der Diskussion dort gab es eine klare Tendenz gegen die Vereinigung, aber in offener Abstimmung wurde sie gegen eine Stimme gebilligt.¹⁴¹

Im Lande Sachsen trat die Tendenz, die “Einheitsneigungen” durch Massenversammlungen zu dokumentieren und zu fördern, besonders deutlich hervor. Am 15.1.1946

135 Protokoll der erweiterten Bezirksvorstandssitzung mit den Kreisleitern am 29.12.1945, vormittags 9 Uhr, im Parteihaus Behrenstraße, in: Materialien Fritz Schreiber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

136 Gemeinsamer Beschluß der Provinzleitungen von SPD und KPD, in: Morgenröte einer neuen Zeit! Der Weg zur Einheit der deutschen Arbeiterklasse, o.O. o.J., S.11.

137 Faksimile-Wiedergabe in: Vereint sind wir unüberwindlich, a.a.O., S.64.

138 Horst Engelmann, Der Kampf der Werktätigen unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer revolutionären Partei zur Durchsetzung der antifaschistisch-demokratischen Revolution in der Stadt Dessau, phil. Diss., Leipzig 1969, S.80.

139 Vereint sind wir unüberwindlich, a.a.O., S.52f.

140 SPD-Landesverband Thüringen, Rundschreiben Nr. 2/1946, AdsD, NL Brill 1/2.

141 Mitteilung von Curt Eckhardt, 29.12.1946, AdsD, Ostbüro, 0301 II.

fand in Dresden eine Kundgebung statt, auf der, wie zunächst geplant, 2 000 Funktionäre für die Vereinigung demonstrieren sollten. Es wurden schließlich 3 000. Die Leipziger SPD boykottierte geschlossen die Tagung;¹⁴² daraufhin wurden eilends aus dem Leipziger Umfeld Betriebsgruppen-Mitglieder gesammelt und als Leipziger Teilnehmer nach Dresden gefahren. Ob es sich dabei tatsächlich um Sozialdemokraten handelte, ist fraglich.¹⁴³ Immerhin hatte schon Anfang Januar eine Ortsvorstände-Konferenz im Bezirk Westsachsen, eine "überstürzte Parteifusion" abgelehnt — mit überwältigender Mehrheit bei nur vier Gegenstimmen.¹⁴⁴ Die Verbreitung dieser Meldung im Rundfunk führte zu verstärkter Überwachung sozialdemokratischer Versammlungen durch die SMAD.

Nach der "Konferenz der 3 000" versuchte der Landesvorstand Sachsen ein letztes Mal, die Entwicklung zu steuern. Er forderte am 21.1.1946 in einer Resolution — durchaus doppelsinnig — die "strikte Einhaltung" der Berliner Beschlüsse vom Dezember 1945.¹⁴⁵ Aber die KPD-Führung hatte sich längst davon losgesagt, denn auf einer "Reichskonferenz" am 8. und 9.1.1946 hatte sie die Anweisung gegeben, die Vereinigung gebietsweise zu betreiben.¹⁴⁶ Im Anschluß an die Resolution vom 21.1.1946 versandte der Landessekretär Felix Kaden ein Rundschreiben, in dem es hieß, daß die "voreilige Zusammenschließung der Parteigruppen nicht in Frage käme."¹⁴⁷ Die Antwort darauf waren Resolutionen von Betriebsgruppen, in denen "das sofortige Entfernen der für dieses Schreiben verantwortlichen Leute" verlangt wurde.¹⁴⁸ Allerdings hatte ein Teil der Betriebe überhaupt nicht abgestimmt, sondern es waren nur SPD- und KPD-Betriebsgruppenmitglieder zum KPD-Landessekretariat bestellt worden, um gegen Kaden zu demonstrieren.¹⁴⁹ Ende Januar wurde schließlich in Dresden ein "Einheitsbüro" von KPD und SPD gebildet, das die Vorarbeiten für die Parteienfusion leiten sollte. Ihm gehörten für die SPD Buchwitz und der 1948 als "Einheitsgegner" verfolgte Arno Haufe und Matern und Fritz Grosse für die KPD an.¹⁵⁰ In Bezirken und Kreisen wurden in der Folge ebenfalls "Einheitsbüros" gebildet.

In Mecklenburg kam der SPD-Landesvorstand der KPD-Konzeption noch am weitesten entgegen. Schon am 6.1.1946 beschloß, so ein Bericht von Carl Moltmann, eine Konferenz der Kreisvorsitzenden einstimmig die Vereinigung — genau an dem Tag, an dem die Rostocker SPD einmütig die Urabstimmung forderte. Am 20. und 21.1.1946 sollten gemeinsame Kreiskonferenzen mit der KPD folgen. Nach einem gemeinsamen Beschluß beider Landesvorstände war dann für den 24.2. ein Landesparteitag geplant, um die

142 Manfred Bensing, Im revolutionären Kampf geschmiedet. Über das Ringen um die Aktionseinheit der Arbeiterklasse und die Vereinigung von KPD und SPD zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands im Bezirk Leipzig 1945/46, Leipzig 1978, S.192.

143 Mitteilung von Stanislaw Trabalski (Leipzig) an den Verf., 29.11.1982, im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

144 Meine Eindrücke über die Vorbereitungsarbeiten der KPD zur Bildung einer S.E.D. an der Ruhr und Vorschlag für unsere Gegenmaßnahmen, AdsD, Büro Schumacher, J 114.

145 Geschichte der Landesparteiorganisation Sachsen . . . , a.a.O., S.29.

146 So Peter Rehtmeyer, Ausgewählte Probleme der Einwirkung der antifaschistisch-demokratischen Umwälzung im Osten Deutschlands auf die Politik der Klassenkämpfe in den Westzonen (1945-1947), phil. Diss., Berlin [Ost] 1974, S.64.

147 Ergänzung zum Bericht vom 16.6.46, AdsD, Ostbüro, Zeitungsausschnittsammlung I.

148 Resolution, 21.1.1946, AdsD, Ostbüro, 0330 I.

149 Ergänzung zum Bericht vom 16.6.46, a.a.O.

150 AdsD, NL Gniffke, 11/1.

Gründung der Einheitspartei für Mecklenburg zu beschließen.¹⁵¹ Der Zentralausschuß konnte diesen Alleingang gerade noch abbremsen. Aus dem geplanten Vereinigungsparteitag wurde dann eine Landeskonzferenz.¹⁵²

Als Erich Gniffke am 10.2.1946 dem geschäftsführenden Vorstand der SPD schrieb, der Zentralausschuß habe seine Handlungsfreiheit im wesentlichen eingebüßt,¹⁵³ traf das nur einen Teil der Realität. Die unteren Parteigliederungen bis hin zu den Bezirken hatten sie, sofern sie das KPD-Vorgehen in der "Einheitsfrage" ablehnten, bereits vollständig verloren. Das Gesetz des Handelns war an die KPD und die mit ihr verbündeten "einheitswilligen" Sozialdemokraten, voran die drei Landesvorsitzenden Buchwitz (Dresden), Hoffmann (Weimar) und Moltmann (Schwerin) übergegangen.

Die "Sechziger-Konferenz" hatte im Dezember die Einsetzung einer "Studienkommission" aus je vier Vertretern beider Parteien beschlossen, die Möglichkeiten und Wege zur Vereinigung beider Parteien klären sollte. Diese Kommission erarbeitete seit Anfang des Jahres 1946 schon Entwürfe für ein Gründungsprogramm und ein Statut der SED, sie definierte sich schließlich im Februar 1946 als "Organisationskommission" für die Vereinigung und wurde von dem Mitglied des KPD-Politbüros Anton Ackermann schon als Führungsgremium beider Parteien vor der Vereinigung interpretiert.¹⁵⁴ Das verdeutlichte die Taktik der KPD-Führung, weitreichende Entscheidungen der SPD durch Präjudizien auf möglichst hoher Ebene im kleinen Kreise festzulegen und sie damit der Kompetenz der Parteitage, letztlich also der Mitgliedschaft, zu entziehen. Eine zweite "Sechziger-Konferenz" am 26.2.1946 verabschiedete schon Entwürfe zu Statut und Programm der SED. Längst nicht alle Eingeladenen erschienen; die Würfel waren bereits gefallen. Das einzig bemerkenswerte an dieser Konferenz war, daß Wilhelm Pieck die Einflußnahmen der SMAD-Dienststellen für die Vereinigung zugab.¹⁵⁵

Für den völligen Verlust eigener Handlungschancen der SPD sind drei Faktoren entscheidend: erstens Ausmaß und Breite der seit November sich ständig verstärkenden Propagandakampagne, die den Einheitsbefürwortern alle materiellen Ressourcen zur Verfügung stellte, ihren Gegnern letztlich auch nur die Artikulation ihrer Opposition unmöglich machen wollte. Presse, Rundfunk und Propaganda in der gesamten sowjetischen Zone wirkten vorbehaltlos und ausschließlich für die Vereinigung, so daß selbst die spärlichen Berichte über die Urabstimmungsforderung allenfalls als Pannen zu werten sind. Der demgegenüber recht bescheidene Versand West-Berliner Zeitungen, wie des "Telegraf" oder des "Tagesspiegel" in die sowjetische Zone konnte das nicht einmal in Ansätzen kompensieren.

Zweitens gelang es der KPD zonenweit, mit der Mobilisierung vornehmlich der Betriebsarbeiter die SPD-Instanzen unter Druck zu setzen. Die von ihr initiierte und auf breiter Front geförderte Gründung sozialdemokratischer Betriebsgruppen¹⁵⁶ schuf ein Poten-

151 AdsD, NL Gniffke, 2/2 (Wiedergabe einer Rede Moltmanns im Zentralausschuß am 10.2.1946).

152 AdsD, NL Gniffke, 2/2 (Wiedergabe einer Unterredung mit Franz Dahlem).

153 Erich W. Gniffke an den geschäftsführenden Vorstand der SPD, 10.2.1946, AdsD, NL Gniffke, 31.

154 Anton Ackermann, Mit der geeinten Millionenpartei in Führung, in: Deutsche Volkszeitung, Berlin, vom 28.2.1946.

155 Wilhelm Pieck, Aus dem Bericht der Studienkommission auf der zweiten Sechziger-Konferenz über die Ausarbeitung des Entwurfs der "Grundsätze und Ziele der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands", Berlin, 26. Februar 1946, in: BzG, Jg.23 (1982), H.2, S.247.

156 Vgl. die Berichte in: Neuer Weg. Monatsschrift für aktuelle Fragen der Arbeiterbewegung, Berlin, Jg.1 (1946), H.1, S.3f.

tial, das nur wenig in sozialdemokratische Organisationstraditionen integriert war. Durch das fast ständige Zusammenwirken kommunistischer und sozialdemokratischer Betriebsgruppen wurden schon frühzeitig die Grenzen zwischen beiden Parteien fließend. Auch das außerordentliche Mitgliederwachstum der SPD in den ersten Monaten des Jahres 1946 weist in diese Richtung. Die Mitgliederzahl verdoppelte sich zwischen Jahresende 1945 von rund 375 000 auf vom Zentrallausschuß für Ende März ausgewiesene rund 700 000.¹⁵⁷ Der Kampf der KPD-Führung um eine "andere", um eine von ihren Organisations- und Politiktraditionen ferne Sozialdemokratie war auch unter diesem Aspekt erfolgreich. Diese große Zahl von Neumitgliedern, wenn sie jemals Sozialdemokraten waren, war gerade durch die betriebsbezogene Erfassung kurzfristig mobilisierbar.

Drittens können die Einwirkungen der Besatzungsbehörden kaum überschätzt werden. Der direkte Befehl war nicht einmal das letzte Mittel. Das Spektrum ihrer Mechanismen reichte von der Überzeugung bis zur offenen Gewalt.¹⁵⁸ Auch Otto Buchwitz, der sich selbst "als Apostel für die Vereinigung" sah, räumte in einem Brief an Franz Neumann Druck und Gewalt der sowjetischen Administration ein.¹⁵⁹ Aber auch vor schärfsten Sanktionen schreckte die SMAD nicht zurück. Nach Angaben Erich Ollenhauers aus dem Jahre 1961 wurden "nach ganz vorsichtigen Schätzungen in der Zeit vom Dezember 1945 bis zum April 1946 mindestens 20 000 Sozialdemokraten gemäßregelt, für kürzere oder auch sehr lange Zeit inhaftiert, ja sogar getötet."¹⁶⁰ Von diesen Unterdrückungsmaßnahmen blieb die Parteiführung in Berlin und in den Ländern verschont, sie trafen nur Funktionäre auf lokaler und regionaler Ebene.

7. Um die Gründung der SED

Der Zentrallausschuß hatte seit Mitte Januar seine Positionen Zug um Zug zurücknehmen müssen, bis ihm am 11. Februar 1946 kein anderer Ausweg als die Zustimmung zur Vereinigung nach dem KPD-"Fahrplan" blieb. Noch am 15. Januar hatte er gemeinsam mit den Bezirksvertretern seine Bedenken gegen eine nur zonenweite Vereinigung bekräftigt. Das klare Nein der SPD in der britischen und amerikanischen Zone vom 4. und 6. Januar zu jeder Art von Einheit mit den Kommunisten machte die Argumentation des Zentrallausschusses obsolet. SMAD und KPD verstärkten ihren Druck mit dem Argument, ein sozialdemokratischer Reichsparteitag sei nicht erreichbar, da Kurt Schumacher ihn boykottiere. In dieser Phase wurde auch der 1. Mai als Termin eines Vereinigungsparteitages ins Gespräch gebracht. Der Zentrallausschuß vermochte allenfalls noch, den Termin infragezustellen, wie sich Erich Gniffke mit dem Argument "keine Vereinigung nach der Stoppuhr" wehrte. Ein letztes Mal trafen am 8. Februar Grotewohl und Schumacher in Braunschweig zusammen. Grotewohl, unterstützt von Dahrendorf, räumte ein, daß die Entwicklung zur Einheitspartei nicht mehr unter ihrer

157 Mitgliederzahlen, in: Materialien Fritz Schreiber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim. Die auf dem Vereinigungsparteitag genannte Zahl von rund 681 000 SPD-Mitgliedern ist offenkundig damit diese, um die Teilnehmer an der Urabstimmung "bereinigte" Zahl.

158 Vgl. Hermann Weber, Einleitung, in: ders., Parteiensystem zwischen Demokratie und Volksdemokratie, a.a.O., S.30ff.

159 Brief vom 7.5.1946, Franz-Neumann-Archiv, Berlin, IV/7.

160 Zitiert in: Karl Wilhelm Fricke, Opposition und Widerstand in der DDR, Köln 1984, S.34.

Kontrolle stünde. Schumacher empfahl, die Partei in der sowjetischen Zone aufzulösen.¹⁶¹

Am Vorabend des ersten Gewerkschaftskongresses für das sowjetische Besatzungsgebiet, am 10. und 11. Februar, tagte wiederum der Zentrallausschuß mit Vertretern der Länder. Er hatte unter anderem über die Forderung der KPD zu entscheiden, die Vereinigung bis zum 1. Mai zu vollziehen. Obwohl längst keine Alternative für die SPD mehr offenstand, entwickelte sich eine heftige und kontroverse Debatte. Dahrendorf brachte noch den Antrag ein, die Partei aufzulösen. Über diesen wurde nicht einmal mehr abgestimmt, mit der Begründung, die prinzipielle Zustimmung der SPD zur Vereinigung liege bereits vor. Vor allem die Landesvorsitzenden Hoffmann, Buchwitz und Moltmann drängten auf einen Beschluß zur sofortigen Vereinigung und dessen Bekanntgabe mit dem Gewerkschaftskongreß am folgenden Tag. Ein entsprechender Antrag fand keine Mehrheit, worauf in einer chaotischen Situation die drei Landesvorsitzenden drohten, sich vom ZA loszusagen und auf Landesebene die Vereinigung zu vollziehen. Am Folgetag fanden sie in einer neuerlichen Abstimmung endlich eine Mehrheit, bei drei Gegenstimmen und vier Enthaltungen. Vermutlich stimmten aus dem Zentrallausschuß Dahrendorf, Karl Germer und Fritz Neubecker gegen den Vereinigungstermin.¹⁶²

Nachdem die Sozialdemokratie in den Bezirken vergebens auf ein Signal des Zentrallausschusses gewartet hatte,¹⁶³ blieb ihr nur der Weg in die Einheitspartei. So versandte der Provinzialvorstand Sachsen-Anhalt Mitte März eine Resolution, in der er sich für die schnellstmögliche Bildung der SED aussprach und sich gegen die Berliner Opposition wandte.¹⁶⁴ Kurz zuvor hatte der Parteiausschuß in einer Sitzung die Termine der Parteitage nur noch zur Kenntnis genommen. Er wollte "dem demokratischen Bestimmungsrecht der Mitglieder weitgehendst Rechnung [. . .] tragen", indem er beschloß, die Delegiertenzahl so groß wie technisch möglich zu gestalten. So sollten je 100 Mitglieder durch einen Delegierten vertreten sein. Lediglich in Berlin gelang es den oppositionellen Sozialdemokraten, sich zu sammeln und zu organisieren, nicht zuletzt durch die Anwesenheit der vier Besatzungsmächte. Der Zentrallausschuß und der Bezirksvorstand (unter Führung von Hermann Harnisch) gerieten immer offener in Gegensatz zur Parteimehrheit. Sie rückten auch von dem am 29.12.1945 gefaßten und von einer Tagung der Betriebsfunktionäre anschließend bestätigten Beschluß ab. Eine Reihe von Parteigliederungen aus allen vier Sektoren verabschiedete Resolutionen gegen die Vereinigung. Erst nach dem Beschluß des Zentrallausschusses vom 11. Februar an formierte sich die Opposition. Schumacher nahm Ende Februar Kontakt zu ihr auf. Nach immer weiter eskalierenden Auseinandersetzungen nahm eine Berliner Funktionärskonferenz am 1. März gegen das Votum von Otto Grotewohl und Hermann Harnisch eine von Franz Neumann verfaßte Resolution an, die eine Urabstimmung in der Berliner SPD vorsah. Bis zu der Abstimmung am 31.3.1946 spaltete sich die SPD auch formal, es bildete sich ein "Aktionsausschuß", der ohne großen Apparat mit viel Improvisation die Vorarbeiten leitete.¹⁶⁵

161 Zusammenkunft am 8. Februar 1946, 9.15 Uhr in Braunschweig, AdsD, Büro Schumacher, J 12 I.

162 Vgl. die detaillierte Schilderung der Sitzung bei Frank Moraw, Die Parole der "Einheit", a.a.O., S.152ff.

163 So für vieles ein Schreiben von Karl Zilch (Berlin) an Fritz Heine (Hannover), 20.2.1946, AdsD, Büro Schumacher, J 12 II.

164 Materialien Fritz Schreiber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

165 Klaus-Peter Schulz, Auftakt zum Kalten Krieg, Berlin (West) 1965, S.163.

Die Urabstimmung, im sowjetischen Sektor vom dortigen Stadtkommandanten verboten, brachte ein eindeutiges Ergebnis gegen die KPD-Bestrebungen. Von knapp 24 000 Abstimmenden sprachen sich rund 19 500 gegen die sofortige Vereinigung aus, mehr als 14 500, eine deutliche Mehrheit, befürwortete eine enge Kooperation mit der KPD, die "den Bruderkampf" ausschloß und gemeinsame Arbeit sichern sollte, nur rund 5 500 lehnten jede Kooperation ab. Die doppelte Fragestellung der Urabstimmung hatte die einfache Polarität Zustimmung oder Ablehnung bewußt vermieden. Sie war damit nicht nur ein deutliches Votum für die Selbständigkeit der SPD, sondern auch für deren Willen zur Zusammenarbeit auf der Basis tatsächlicher Gleichberechtigung. Das war ja bis zur Kursänderung vom September 1945 an die verbal artikuliert, aber kaum realisierte Position der KPD gewesen.

Eine Woche nach der Urabstimmung, am 7.4.1946, konstituierte sich ein neuer Berliner Bezirksverband der SPD. Die von der KPD als "Zehlendorfer Krankenhausklub" verhöhlte Opposition umfaßte tatsächlich die große Mehrheit der Berliner SPD. Nur rund 24 000 ihrer 66 000 Mitglieder gingen anschließend zur SED. Die SPD wählte Franz Neumann, Curt Swolinsky, einen der aktivsten Oppositionellen, und Karl Germer zu Vorsitzenden und Otto Suhr zum Generalsekretär.¹⁶⁶

Die Spaltung der SPD in Berlin störte empfindlich den Terminplan des KPD-ZK zur Vereinigung. Analog zur Einheitskampagne sollten die Beschlüsse zur Vereinigung zunächst auf unterer Ebene gefaßt werden, für den 6. und 7. April waren getrennte Landes- und anschließende Vereinigungsparteitage geplant, denen am 19. und 20. April die zentralen (für die SPD, trotz weitergehenden Anspruchs, nur Zonen-) Parteitage und unmittelbar darauf der Vereinigungsparteitag folgen sollte. Die Berliner Bezirksparteitage konnten als Resultat des sozialdemokratischen Widerstandes erst eine Woche später stattfinden.

Das "Organisationskomitee" in Sachsen-Anhalt beschloß, daß dem Provinzialparteitag zwischen dem 20. Februar und dem 9. März die Vereinigung in den Grundorganisationen, zwischen dem 10. und 21. März in den Kreisen und am 30. bis 31. März in den Bezirken vorangehen sollte.¹⁶⁷ In Mecklenburg beschlossen in allen Kreisen am 24. März getrennte Parteitage die SED-Bildung, am Folgetag kamen die Vorstände der Einheitspartei zu ihren konstituierenden Sitzungen zusammen, nachdem sich unmittelbar zuvor noch in Wismar die Opposition gegen die Vereinigung artikuliert hatte.¹⁶⁸ In Sachsen konnte das Vorbild Sachsen-Anhalts nicht nachgeahmt werden, die Vereinigung fand in Kreisen und Bezirken zwischen Ende März und Anfang April statt, in Chemnitz am 30., in Leipzig am 31. März.¹⁶⁹ Gegenstimmen auf den Delegiertentagungen waren nicht zu verzeichnen.

Die Vereinigungskampagne hat den Zulauf zur SPD nicht gebremst. Lediglich in Berlin stagnierte die Mitgliederzahl.¹⁷⁰ Die SPD förderte die Werbung von Mitgliedern auf al-

166 Protokoll vom Bezirksparteitag der SPD am Sonntag, dem 7. April 1946 in Berlin-Zehlendorf. Im Auftrag des Franz-Neumann-Archivs e.V. herausgegeben und eingeleitet von Manfred Rexin, o.O. o.J.

167 Karl-Heinz Schiller, a.a.O., S.43; zu Einzeldaten vgl. Chronik zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Bezirk Halle 1945/1946, o.O. o.J., S.21 mit z.T. abweichenden Angaben.

168 Heinz Voßke, Die Vereinigung . . ., a.a.O., S.96ff.

169 Geschichte der Landesparteiorganisation Sachsen, a.a.O., S.31.

170 Ende Dezember waren dort 58 000, Ende Januar 62 500, Ende Februar 66 300 und Ende März nur noch 50 000 Mitglieder ausgewiesen. Mitgliederzahlen, in: Materialien Fritz Schreiber im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

len Ebenen, um in der (zumindestens seit Februar sichtlich unvermeidlichen) SED wenigstens ein zahlenmäßiges Gleich- oder Übergewicht aufweisen zu können. Über die genannten Einwirkungen von SMAD und KPD hinaus, die den Begriff der Zwangsvereinigung durchaus rechtfertigen, stellt sich noch eine andere Seite der Einheitskampagne dar. Vielen Sozialdemokraten, voran den Parteiführern Grotewohl und Gniffke, aber auch vielen Bezirksfunktionären, so Trabalski in Leipzig, Haufe in Dresden, Franz Lepinski in Thüringen, Bruno Böttge in Halle oder Albert Schulz in Rostock, schien es zumindestens anfänglich so, als könne man in der SED noch sozialdemokratisches Gedankengut und eigene Traditionen erhalten. Die Einheitspartei erschien so von ihren Konturen her als noch erträgliche Organisation — wenn schon die eigene Partei nicht erhalten werden konnte. Sie stellte sich somit als zweite Option dar, der schon wegen der offenkundigen Interessen der Militärregierung keine erste Option gegenüberstand. Schon auf dem Vereinigungsparteitag wurde das später viel beschworene Bild gebraucht, Pieck und Grotewohl hätten sich (stellvertretend für beide Parteien) "in der Mitte getroffen".¹⁷¹ Nicht nur das suggerierte eine Kompromißstruktur der neuen Partei. Ideologie und Programm der zeitgenössischen KPD und dann der SED haben in der Tat vielen Sozialdemokraten den Übergang in die Einheitspartei erleichtert. Die SED betonte unablässig, weder eine Fortsetzung der alten KPD noch der alten SPD zu sein und zugleich das kommunistische "Sektierertum" wie den sozialdemokratischen "Reformismus" überwunden zu haben. — Anton Ackermann hatte mit seinem im Februar 1946 veröffentlichten Aufsatz "Gibt es einen besonderen deutschen Weg zum Sozialismus?"¹⁷² für viele Sozialdemokraten die Hoffnung auf eine autonome und demokratische Entwicklung in Deutschland geweckt — sie konnten nicht wissen, daß die Strategie der "nationalen Wege" die damals geltende kommunistische Generallinie war.¹⁷³ Das Gründungsprogramm der SED erweckte ähnliche Hoffnungen. Es formulierte gleichsam eine "mittlere Linie" zwischen beiden früheren Parteien. Sein Kernsatz: "Die SED erstrebt den demokratischen Weg zum Sozialismus, sie wird aber zu revolutionären Mitteln greifen, wenn die kapitalistische Klasse den Boden der Demokratie verläßt", mußte vielen Sozialdemokraten vor dem Hintergrund der Erfahrungen der Jahre seit 1930 und erst recht seit 1933 als Selbstverständlichkeit erscheinen. Weiter noch: die "Studienkommission" hatte sich auf das Prinzip der "Parität" geeinigt, das bedeutete: Alle Funktionen vom Ortsvorstand an aufwärts mußten doppelt besetzt werden, mit je einem früheren Sozialdemokraten und Kommunisten. Das schien den Sozialdemokraten geradezu eine institutionelle Garantie für ihren Einfluß in der SED zu sein. Auch das erste Statut repräsentierte keine kommunistischen Traditionen, sondern war, wie Erich Gniffke anführte, am Vorbild der österreichischen Sozialdemokratie orientiert.¹⁷⁴ Immerhin hatte es noch bei dessen Verabschiedung Differenzen über den Rang der Betriebsgruppen ge-

171 So Otto Grotewohl auf dem Vereinigungsparteitag. Vgl. Protokoll des Vereinigungsparteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) und der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) am 21. und 22. April 1946 in der Staatsoper "Admiralspalast" in Berlin, Berlin 1946, S.12.

172 Einheit. Monatsschrift zur Vorbereitung der Sozialistischen Einheitspartei, Nr.1, Februar 1946, S.22ff.

173 Universität Mannheim. Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR am Institut für Sozialwissenschaften: Ziele, Formen und Grenzen der "besonderen" Wege zum Sozialismus. Zur Analyse der Transformationskonzepte europäischer kommunistischer Parteien in den Jahren zwischen 1944/45 und 1948, Mannheim 1984.

174 Ich lebe in Deutschland, AdsD, NL Gniffke, 9/3.

geben. Die KPD wollte diesen die Priorität einräumen, die Sozialdemokraten den Wohngebietsgruppen. Schließlich wurden beide nebeneinander als Grundeinheiten verankert.

Gerade unter der Voraussetzung, die deutsche Einheit sei zu erkämpfen oder wiederherzustellen, mußte den Sozialdemokraten der versprochene Freiraum in der SED nicht von vornherein als Illusion erscheinen. Ein letztes: Die immer wieder bekundete Absicht, die SED in ganz Deutschland zu verwirklichen, spornte manchen Sozialdemokraten, exemplarisch dafür ist Erich Gniffke, zu entsprechenden Aktivitäten an. Denn, so die Kalkulation, gelänge es, eine gesamtdeutsche SED in Leben zu rufen, würden nach den offenkundigen Kräfteverhältnissen in ganz Deutschland die Kommunisten dort zu einer Minderheit.

Auch die kommunistische Seite war sich des Problems bewußt. Von einigen ihrer Vertreter auf dem Vereinigungsparteitag wurde die Aussage überliefert, der Kampf um die Vereinigung habe erst auf dem Vereinigungsparteitag begonnen. Zweifellos war die SED im Jahre 1946 auch noch strukturell, personell, programmatisch und von ihrem Selbstverständnis her weit von der stalinistischen "Partei neuen Typus" der Jahre nach 1948 entfernt. Ihr Charakter als "marxistisch-leninistische" Partei bildete sich erst in den Folgejahren heraus, in einem Prozeß, der mit Brüchen und Wendungen behaftet und keineswegs geradlinig war.¹⁷⁵ In dessen Verlauf schieden Hunderttausende der bei Gründung in die SED übernommenen Sozialdemokraten wieder aus: durch Ausschlüsse, "Säuberungen", Verfolgungen, Inhaftierungen oder auch durch Flucht in den Westen Deutschlands.

8. Das Schicksal der Sozialdemokraten in der SED

Selbstverständlich hatten die Mitglieder vieler sozialdemokratischer Gliederungen, auch die des Zentralaussschusses, die Absicht, den Zusammenhalt untereinander zu bewahren und sozialdemokratische Traditionen fortzuführen. Aber wie schon in den Auseinandersetzungen um die Vereinigung, bildete die fehlende Einheitlichkeit der früheren SPD das größte Problem. Freilich war an offene Koordination nicht zu denken; im Zuge des Auflebens des Kalten Krieges und der fortschreitenden Polarisierung zwischen Ost und West verschlechterten sich die Bedingungen dafür fortwährend. Noch vor der Stalinisierung der SED wurden Sozialdemokraten mitunter als "Schumacher-Agenten" denunziert. Die SMAD tat ein übriges: Selbst führende SED-Mitglieder waren vor Verfolgungen und Inhaftierungen nicht sicher. Im Juli 1946, knapp vier Monate nach der Vereinigung von KPD und SPD, wurde Willi Jesse von den Organen der SMAD verhaftet und lange Zeit inhaftiert. Jesse war nichts weniger als ein auf dem Vereinigungsparteitag gewähltes Mitglied des Parteivorstandes der SED. Andere erlitten ein ähnliches Schicksal.¹⁷⁶ Schon allein das mußte den Zusammenhalt der Sozialdemokraten empfindlich stören. Aber die fehlende Koordination untergrub auch letztlich die Positionen in der SED selbst:

175 Kein geringerer als Wilhelm Pieck räumte im Jahre 1948 ein: "So erfolgte die Vereinigung nicht auf der klaren Grundlinie des Marxismus-Leninismus", und zuvor: "Diese beschleunigte Vereinigung ließ nicht die Zeit zu einer gründlichen ideologischen Vorbereitung im Geiste des Marxismus-Leninismus und eines ersten Kampfes gegen die revisionistischen und opportunistischen Auffassungen, deren Vertreter mit in die vereinigte Partei übernommen wurden." In: Neues Deutschland, Berlin, vom 15.10.1948.

176 Karl Wilhelm Fricke, Warten auf Gerechtigkeit, Köln 1971, S.69ff.

Erstens ließ sich eine Reihe von Sozialdemokraten, deren Zahl in die Zehntausende geht, gar nicht erst in der SED registrieren. So wurden von rund 81 000 Sozialdemokraten in Mecklenburg etwa 20 000 nicht in der SED als Mitglieder verzeichnet. In Magdeburg entzogen sich rund 5 000 Sozialdemokraten der Überführung in die Einheitspartei, in Leipzig nach Angaben des damaligen Kassierers rund ein Drittel der SPD-Mitgliedschaft.¹⁷⁷ Dieser Aderlaß, der mit Sicherheit nicht auf die drei genannten Bezirke beschränkt war, verkehrte zusammen mit der Spaltung der SPD in Berlin schon die numerische Mehrheit der Sozialdemokraten in der SED in das Gegenteil. In Berlin war ja nur gut ein Drittel der SPD-Mitglieder in die SED übergewechselt. Sicherlich ist die Annahme nicht falsch, daß gerade dieser Personenkreis zu den langjährigen, aktiven und bewußten Parteigängern der SPD zu zählen war.

Zweitens reagierten viele Sozialdemokraten auf die Vereinigung mit Passivität. Sie standen für die Parteiarbeit nicht mehr zur Verfügung. Das bedeutete die Unmöglichkeit, die "Parität" in den Führungsfunktionen auszufüllen. Den früheren Kommunisten wurden nun ohne Gegenwehr, ja freiwillig, die wichtigeren Funktionen überlassen. Gniffke räumte später ein, daß es niemals gelungen sei, den paritätischen Ausgleich in den Parteiführungen zu erreichen. Augenfällig wurde das besonders in Berlin. Dem sozialdemokratischen Teil in der SED fehlte am Sitz des Parteivorstandes ein ausreichendes und fähiges Funktionärspotential, das den kommunistischen "Partnern" fachlich und politisch entsprechen konnte.

Drittens wirkten sich Zufälligkeit der Vorstandsbesetzungen und fehlende Mobilität sozialdemokratischer Funktionäre nachteilig aus. Während die KPD eine langfristige Personalpolitik betrieben hatte, herrschte auf sozialdemokratischer Seite Improvisation und Regionalismus vor. Das Zentralsekretariat der SED, die hauptamtliche Führungsmannschaft, war offenkundig äußerst ungleich besetzt. Die "Paritäten" von Ulbricht und Fechner, der beträchtliche Erfahrungen auf dem Gebiet der Kommunalpolitik besaß, oder von Dahlem, dem "Kaderchef" der KPD, und Erich Gniffke, der ein fähiger Kaufmann war, sprechen für sich. Die sozialdemokratische Seite hatte allenfalls Weggänge zu verzeichnen, genannt seien hier nur Hermann Brill, Hermann Lüdemann, der nach Niederlegung seines Amtes als Landessekretär in Mecklenburg Ministerpräsident in Schleswig-Holstein wurde, oder Gustav Dahrendorf, der nach der Entscheidung des ZA vom 11.2.1946 sein Mandat niederlegte und nach Hamburg wechselte. Umgekehrt hat die SED-Spitze vergleichbare Parteiführer aus der Sozialdemokratie des Westens nicht gewinnen können. Auch ein Funktionärswechsel aus den Ländern und Bezirken nach Berlin unterblieb im wesentlichen.

Viertens floh notgedrungenenerweise eine nicht unbeträchtliche Zahl von Sozialdemokraten in den Westen, weil sie um ihre persönliche Sicherheit fürchten mußten. Gerade solche Funktionäre, die sich als "Gegner der Einheit" geäußert hatten oder aus anderen Gründen der KPD oder den Besatzungsbehörden mißliebig geworden waren, mußten diesen Ausweg wählen. Auch hier bot die kommunistische Seite ein konträres Bild.

177 Die Stärke der SPD bis zur Zwangsvereinigung in der sowjetischen Zone, 12.2.1949, AdsD, Ostbüro, 0301 II; Lagebericht aus Magdeburg, 4.3.1947, AdsD, Ostbüro, 0361; Mitteilung von Stanislaw Trabalski (Leipzig) an den Verf., 23.6.1982 im Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR der Universität Mannheim.

Nicht wenige KPD-Funktionäre aus den Westzonen übernahmen Funktionen in der sowjetischen Zone.

Fünftens zog sich eine Reihe von Sozialdemokraten aus dem unmittelbaren politischen Bereich zurück und übernahm eher repräsentative Funktionen wie Bürgermeisterämter oder Fachaufgaben in Verwaltungen. Einige zogen auch die Arbeit in "Massenorganisationen" wie dem Gewerkschaftsbund oder dem Kulturbund vor. Aber es ist auch darauf hinzuweisen, daß auch nach der Vereinigung die früheren Kommunisten mitunter gezielt die Taktik verfolgten, Sozialdemokraten in solche Funktionen abzuschieben.

Endlich darf sechstens nicht übersehen werden, daß sich eine nicht unbeträchtliche Zahl früherer Sozialdemokraten aus den unterschiedlichsten Motiven aktiv in der Einheitspartei engagierte — sei es, weil man die "Kompromißstruktur" der Partei und die darauf gegründete Einheit jenseits der beiden alten Parteien für tragfähig hielt, sei es nur unter dem Zwang, sich den Verhältnissen anzupassen, sei es aus persönlichen Erwartungen gegenüber der SED (die ja einen immensen "Kaderbedarf" entwickelte), sei es, weil man mehr und mehr die kommunistischen Grundpositionen übernahm und sie schließlich offen verfocht.

Alles das führte dazu, daß bis Mitte 1947 die früheren Kommunisten ein deutliches politisches Übergewicht in der SED erlangt hatten, trotz des geltenden "Paritäts"-Prinzips. Nach Mitte 1947 konnten so vor dem Hintergrund der veränderten weltpolitischen Lage, des aufkommenden Kalten Krieges die Orientierung an der Sowjetunion propagiert und eine Rezeption des Marxismus-Leninismus gefordert werden, nachdem sich die SED seit ihrer Gründung nur auf den Marxismus berufen hatte. Eine Reihe von Sozialdemokraten, so etwa Otto Grotewohl, Hermann Schlimme aus dem Vorstand des FDGB, der brandenburgische Ministerpräsident Steinhoff oder der Sohn des früheren Reichspräsidenten Friedrich Ebert, paßte sich der neuen Linie an. Insbesondere Otto Grotewohl unterminierte mit seinem Einschwenken auf die aktuelle Linie der Kommunisten auf der 11. Tagung des Parteivorstandes der SED Ende Juni 1948 die Positionen und den Zusammenhalt der Sozialdemokraten. Wieder einmal (nach seinen Schwenkungen im September 1945 und Februar 1946) trug er den gewandelten Kräfteverhältnissen Rechnung. Er forderte hier die Orientierung der SED "eindeutig und ohne jeden Rückhalt" nach dem Osten und die Aufgabe aller Konzeptionen, die auf eine "Brücken"- oder Vermittlerrolle gerichtet waren.¹⁷⁸ Die "bürgerliche", die parlamentarische Mehrheitsdemokratie, war für ihn nicht mehr von Wert.

Die Entwicklung der SED in ihren ersten Jahren ist nicht zuletzt auch das Resultat weltpolitischer Prozesse, des fortschreitenden Auseinanderfallens der alliierten Siegerkoalition des Zweiten Weltkrieges. Die Sowjetunion hat zumindest für Deutschland keine eindeutig und ausschließlich auf Spaltung gerichtete Politik betrieben — bis zum Frühsommer 1947. Immerhin war sie noch bis zu diesem Datum bestrebt, ihre Reparationsinteressen auch aus den deutschen Westzonen zu befriedigen. Das konnte aber nur in Übereinstimmung mit den Westmächten eine Erfolgsaussicht haben. So betrieb die sowjetische Besatzungspolitik zwar auf der einen Seite mit Macht und Gewalt die Vereinigung von KPD und SPD in ihrer Zone, wirkte aber im Alliierten Kontrollrat an den Arbeiten für ein gesamtdeutsches Parteiengesetz mit. Das hätte ihr zwar die Zulassung

178 Unsere Partei die führende Kraft, in: Neues Deutschland, Berlin, vom 1.7.1948.

der SED in ganz Deutschland eingebracht, aber um den Preis der erneuten Existenz der SPD in der sowjetischen Zone — neben der SED. Immerhin gibt es Indizien, daß die SMAD — aus welchen Gründen auch immer — eine solche Möglichkeit im Frühjahr 1947 in Erwägung gezogen hat.¹⁷⁹

9. Die Folgen der Vereinigung

Die Gründung der SED hatte zwei besondere und in ihren Auswirkungen auch heute noch unübersehbare Folgen. Die Bildung der SED zerstörte nachhaltig die bis dahin einheitliche Parteienlandschaft in allen vier Zonen Deutschlands. Die Versuche, die SED auch im Westen Deutschlands zu verankern, stießen nur bei den Kommunisten auf Resonanz. Der Prozeß der Verschmelzung in der sowjetischen Zone führte in den Westzonen zum gegenteiligen Ergebnis. Keine sozialdemokratische Gliederung war mehr bereit, mit den Kommunisten enger zu kooperieren, geschweige denn über eine Einheit auch nur zu reden. Die Vereinigung im Osten mußte zwangsläufig die Kommunisten aus dem Konsens der Antifaschisten ausgrenzen. Auch vor dem Ausbruch des Kalten Krieges waren die Kommunisten wieder, wie schon vor 1933, in einer Außenseiterstellung, zu einer Randfigur im politischen Kräftefeld geworden.

Ferner richtete die SED-Gründung eine unüberschreitbare Mauer zwischen der SED und den nichtkommunistischen Parteien des Westens auf. Sie bewirkte die absolute Verständigungsunfähigkeit besonders zwischen SPD und SED. Die beiden zahlenmäßig größten und bestorganisierten Parteien im Nachkriegsdeutschland waren nicht einmal in Grundfragen deutscher Politik wie der Frage der deutschen Einheit kooperationsfähig. Insofern ist das der erste große Schritt zur Spaltung Deutschlands. Die Spaltung der Deutschen untereinander ging ebenfalls der vollständigen Spaltung des alliierten Lagers voraus.

Die zweite Konsequenz der SED-Gründung bezog sich auf die politischen Kräfteverhältnisse in der sowjetischen Zone selbst. Den Führungsanspruch, den die KPD 1945 erhob, als sie sich als antifaschistische Sammlungspartei präsentierte, machte nun die SED unter viel günstigeren Bedingungen geltend. Aus der Sicht und der Interessenlage der KPD-Führung war der erste und wichtigste Konkurrent aus dem Parteienspektrum ausgeschieden. Eine Einheit ohne oder gegen die Kommunisten war unmöglich geworden. Auch Grotewohls im September 1945 formulierte Vorstellung von der Sozialdemokratie als eigentlicher Sammellinse, als Kristallisationskern aller Parteirichtungen und somit deutscher Politik schlechthin, war damit gegenstandslos.

Die Entwicklung der Nachkriegsjahre zeigt ferner, daß die KPD trotz günstigster Voraussetzungen (gleichberechtigte Stellung im Parteienspektrum, massive materielle Bevorzugung durch die Besatzungsmacht) nie in der Lage war, aus eigener Kraft gegen die Konkurrenz der Sozialdemokratie zur größten und einflußreichsten Partei zu werden. Um endlich ihren Führungs- und Gestaltungsanspruch realisieren zu können, waren zwei historisch einmalige und unwiederholbare Fakten vonnöten: die Anwesenheit der sowjetischen Besatzungsmacht und die Beseitigung auch nur der bloßen Existenz einer sozialdemokratischen Partei.

179 Erich Gniffke, Jahre mit Ulbricht, a.a.O., S.228f.; ebenso in Dresden und Leipzig. Bericht Stanislaw Trabalski, 5.6.1974, AdsD, Sammlung Interviewprotokolle.

ROSA LUXEMBURG AN PAUL LEVI. EIN NACHTRAG

Von Sibylle Quack

In meinem Buch über Paul Levi, das 1983 erschienen ist,¹ habe ich im Anhang 50 bis dahin unbekannte Briefe von Rosa Luxemburg an Paul Levi herausgegeben. Sie gehörten zu einer Sammlung von Briefen, die mir von Paul Levis Neffen in den USA anvertraut worden war. Mit einer Einschränkung durfte ich sie 1983 veröffentlichen: Nur wenige, rein persönliche Briefe, meist kurze, liebevolle Äußerungen Rosa Luxemburgs für Paul Levi, sollten nicht publiziert werden.

Inzwischen haben sich Paul Levis Neffen doch noch dazu entschlossen, ihre Erlaubnis zur Veröffentlichung auch dieser persönlichen Briefe zu geben. Ich bin Frank und Kurt Herz außerordentlich dankbar für das Ergebnis ihres schwierigen Entscheidungsprozesses. Sie haben es sich nicht leicht gemacht. Man kann durchaus der Meinung sein, auch historische Persönlichkeiten hätten einen Schutz ihrer Privatsphäre verdient; so entschieden sich auch die Herausgeber und Herausgeberinnen der äußerst verdienstvollen neuen Ausgabe von "Rosa Luxemburg. Gesammelte Briefe", die in der DDR erschienen ist. Allerdings führte die Trennung von "politischen" und rein "privaten" Briefen dazu, daß allein 70 Briefe an Kostja Zetkin weggelassen wurden mit der Begründung, sie trügen "vorwiegend privat-intimen Charakter".² — Ich habe mich immer kritisch gegen die strikte Trennung der privaten von der politischen Ebene ausgesprochen, weil ich sie künstlich finde und der Meinung bin, Menschen, auch und gerade "historische Persönlichkeiten", sollten nicht verkürzt werden auf einige Aspekte ihres Lebens.

Die Persönlichkeit Rosa Luxemburgs wird gerade auch in ihren liebevollen Briefen deutlich. Auch die Beziehung zu Paul Levi läßt sich so besser beurteilen. Die Nähe, die Wärme, zu der Rosa Luxemburg fähig war, ihre Sehnsucht, ihr Witz — all das gehört zu ihrem Wesen. Die Kraft dieser längst historisch gewordenen Person schlägt in ihren Sätzen durch; gleichzeitig empfinde ich diese Briefe oder nur kurz hingeworfenen Anmerkungen wie Musikstücke oder Zeichnungen.

Durch den gesonderten Abdruck indes bekommen die hier veröffentlichten sieben Briefe einen Rang, den sie in der Beziehung zwischen Rosa Luxemburg und Paul Levi wohl nicht hatten. Sie müssen relativiert und in Zusammenhang mit den anderen 50 Briefen gebracht werden, die Rosa Luxemburg an Paul Levi zwischen Februar und November 1914 geschrieben hat. Eine genaue Datierung der sämtlich ohne Datum verfaßten Briefe ist aus dem Inhalt nicht möglich; der erste muß Ende Februar, der letzte irgendwann im Frühling 1914 geschrieben worden sein.

Den möglicherweise einzig erhaltenen Brief von Paul Levi an Rosa Luxemburg aus dem Juli 1914 gebe ich hier ebenfalls erstmals heraus. Aus ihm wird deutlich, wie der "Alltag" der Beziehung beider aussah: Reisen, Versammlungen, zwischendurch ein paar Briefe, seltene Zusammenkünfte. Paul Levi lebte in Frankfurt, Rosa Luxemburg in Berlin. Durch den Prozeß gegen Rosa Luxemburg in Frankfurt im Februar 1914, bei dem

1 Sibylle Quack, Geistig frei und niemandes Knecht. Paul Levi — Rosa Luxemburg. Politische Arbeit und persönliche Beziehung. Mit 50 unveröffentlichten Briefen, Frankfurt/M., Berlin und Wien 1986 (Erstauflage: Köln 1983).

2 Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe. 5 Bde. Hrsg. vom IML beim ZK der SED. Leitung der Redaktion: Annelies Laschitzka und Günter Radczun, Berlin 1982-1984, Bd.1, Vorwort, S.49.

Levi ihr Anwalt gewesen war, hatten sie sich näher kennen gelernt. Ihre Liebesbeziehung dauerte bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, dann trennten sich ihre Wege wieder; aber die letzte Zeit ihres Lebens, die Revolutionszeit, hat Rosa Luxemburg gemeinsam mit Paul Levi in Berlin verbracht. Aus ihrer sehr engen Verbundenheit scheint dann eine politische Freundschaft geworden zu sein.

Brief 1:

[Ende Februar 1914]¹

Süßer Herr, Du und die herrliche Nacht zittert mir noch in allen Gliedern, und meine wichtigste Beschäftigung hier ist, in den Erinnerungen zu wühlen mit trägen Fingern, wie in einem Korb Blumen.

Dein blasses leidenschaftliches Gesichtlein mit den dunklen Augen sehe ich immer vor mir, wie damals — ganz in der Nähe.

Hier fand ich die böse Nachricht von Rosenf.,² dass Karski³ verhaftet ist — wegen dem Art. in dem Kieler Blatt — Beleidigung des Kriegsminist.

1 Der Brief ist wahrscheinlich Ende Februar 1914 geschrieben. Am 20. Februar 1914 hatte der Prozeß gegen Rosa Luxemburg vor der Frankfurter Strafkammer stattgefunden, in dem sie wegen "Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Gesetze" zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war. Sie hatte auf zwei Versammlungen zum Kampf gegen die Kriegsgefahr aufgerufen und dazu aufgefordert, im Kriegsfall nicht auf die "französischen oder andern Brüder" zu schießen. Die Gefängnisstrafe mußte sie erst später, vom 18. Februar 1915 bis 18. Februar 1916, absitzen.

Nach dem Prozeß am 20. Februar 1914 sprach Rosa Luxemburg zunächst noch auf einer Versammlung, bevor sie am 23. oder 24. Februar nach Berlin zurückkehrte. Hier blieb sie nur einige Tage; am 26. Februar fuhr sie wieder zu einer Versammlung, diesmal nach Stuttgart. Auf der Hin- oder Rückreise Berlin-Stuttgart muß sie Paul Levi in Frankfurt getroffen haben. Wieder zurück in Berlin, schrieb sie ihm vorliegenden Brief.

2 Kurt Rosenfeld (1877-1943), Rechtsanwalt, zu dieser Zeit (1914) sozialdemokratischer Stadtverordneter in Berlin. Später USPD, preußischer Justizminister. Von 1920 bis 1932 Mitglied des Reichstages, zuerst für die USPD, dann SPD und schließlich SAP. Er emigrierte 1933 in die USA. In der Weimarer Republik war Rosenfeld ein bekannter Strafverteidiger. Rosa Luxemburg hat er in ihren zwei Prozessen vor dem Ersten Weltkrieg zusammen mit Paul Levi verteidigt.

3 Julian Marchlewski (1866-1925), genannt Karski, Freund und Kampfgefährte Rosa Luxemburgs aus der polnischen Arbeiterbewegung. Karski war wegen eines Artikels zur Zabern-Affäre, in dem er den deutschen Militarismus angriff, Ende Januar 1914 verhaftet worden. Der Artikel war zunächst in der *Sozialdemokratischen Korrespondenz* veröffentlicht und dann in einigen anderen sozialdemokratischen Blättern nachgedruckt worden, so z.B. auch von der *Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung* (Kiel). Am 17. Juli 1914 wurde Karski in Kiel zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Verteidiger waren Paul Levi und Rechtsanwalt Spiegel.

Brief 2:

Poststempel: 4.3.1914

Am Freitag passiere ich Frankfurt¹ um 3⁴⁶. Komme an die Bahn, um das Weitere zu besprechen. Telegraphiere gleich, ob Du kommst.

RL

- 1 Rosa Luxemburg befand sich wahrscheinlich auf der Durchreise nach Karlsruhe, wo sie am 8.3.1914 auf einer Versammlung zum Thema "Militarismus und Volksfreiheit" sprach.

Brief 3:

[Ohne Datum]

Du Liebling, heute ist nichts von Dir gekommen, obwohl Du gestern schreiben wolltest, sicher ist die hiesige Saupost schuld.

Alle Leute u. Geschäfte haben sich schon auf mich gestürzt, Lauferei, Schreiberei u. Besprechungen. Es ist heiss hier wie im Juli — 22° C. Mimi¹ hat sich sehr gefreut, Gertrud² auch. Heute habe ich gleich auf meinem Schreibtisch u. in den Schränken Ordnung gemacht, — sonst kann ich nicht arbeiten. In den nächsten Tagen werde ich meine Tour³ ungefähr feststellen.

Die Sehnsucht würgt mich sehr, aber ich stürze mich doch gern in jedem freien Moment in ihre Arme, denn sie kommt von Dir. Schreibe mir immer durch Eilbrief, dann kriege ich pünktlich.

1 Rosa Luxemburgs Katze.

2 Gertrud Zlottko, Hausgehilfin von Rosa Luxemburg.

3 Rosa Luxemburg sprach im März 1914 auf zwei großen Volksversammlungen in München und Nürnberg (21. und 22.3.1914).

Brief 4:

[Ohne Datum]

Diesen Gruss soll mein geliebter Herr noch finden, wenn er nach Hause kommt. Es wurde mir so schlecht nach dem Abgang des Zuges, dass ich im Hotel schnell einen Benedictiner trinken musste, um nicht ohnmächtig zu werden. Was macht jetzt der langstielige Junge? Läuft in den Strassen herum, eine Hand in der Hosentasche, das Hütlein auf die Stirn gedrückt u. die Oberlippe trotzig vorgeschoben (die kleine untere muß sich das gefallen lassen).

Liebling! —

Brief 5:

[Ohne Datum]

Warum bin ich ganz ohne Nachricht? Wie geht es Dir? Hier ist Frühling.

RL

Brief 6:

[Ohne Datum]

Liebling, ich habe Sehnsucht. Ich möchte Deine Augen sehen.

Brief 7:

[Ohne Datum]

Ich schickte Dir gestern Nacht eine Zeile, als ich müde wie ein Omnibuspferd um 1 Uhr nachts schlafen ging. Jetzt erhalte ich Deinen verdrussvollen Brief. Mein langstieliger Liebling soll sich nicht durch den Quarck¹ in jeder Gestalt anfechten lassen. Man kann all dies mit einer Schulterbewegung abschütteln und an sich selbst innerlich nichts herantreten lassen. Mir wird es hell, wenn ich an Deinen feinen Kopf u. die tiefen Augen denke. Ausserdem summt mir im Hirn seit zwei Tagen die "Fledermaus" mit ihrer

1 Gemeint ist *Max Quarck* (1860-1930), Redakteur der Frankfurter *Volksstimme*, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter von 1912-1920. Zwischen ihm und Mitgliedern des linken Parteiflügels in Frankfurt und umliegenden Orten gab es immer wieder heftige Differenzen um die Haltung der *Volksstimme*.

goldglitzernden, kichernden und prickelnden Musik (namentlich der göttlich-blödsinnige Refrain: "Glücklich ist — wer vergißt — was nicht zu ändern ist" —) und macht mich glücklich, trotz — trotz Asta Nielsen,² die mich tief verletzt hat. Ich hatte nie gehofft, mit dem abscheulichen Weibsbild "an einer dritten Stelle zu wechseln", wie der Präsident in *Kabale u. Liebe* sagt.³

Es eilt jetzt nicht hier, mein Liebling, Du brauchst Dich also nicht abzuheizen, sondern kannst kommen, wenn sich dies ruhig machen läßt; dann wird auch schon hoffentlich mehr Material u. Überblick da sein, so dass Du disponieren kannst.

Sei also heiter und denke an *Confalonieri*,⁴ an das arme Käuzchen in *Teinach*,⁵ an den Junker Bleichwang,⁶ an Figaros Hochzeit.⁷ Und ein klein wenig auch an mich.

- 2 *Asta Nielsen* (1881-1972), Schauspielerin, galt als bedeutendste Darstellerin der Stummfilmzeit. Studierte an der Kopenhagener Königlichen Schauspielschule, ging 1911 nach Deutschland und drehte hier über 70 Filme. 1933 verließ sie Deutschland.
- 3 "Welcher Mensch von Vernunft würde nicht nach der Distinktion geizen, mit seinem Landesherren an einem dritten Orte zu wechseln?" heißt es in Schillers *Kabale und Liebe* (Erster Akt, Siebte Szene). Mit diesem "dritten Orte" ist Lady Milford, Geliebte des Fürsten, gemeint, die Ferdinand, der Sohn des Präsidenten, gegen seinen Willen heiraten soll. Er würde dann den Fürsten bei der Lady Milford sozusagen ablösen. Rosa Luxemburg scheint hier auf eine nähere Beziehung zwischen Asta Nielsen und Paul Levi anzuspitzen — ob berechtigt oder nicht, konnte nicht festgestellt werden.
- 4 Gemeint ist *Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri* von Ricarda Huch (Erste Auflage 1910).
- 5 Wahrscheinlich eine Anspielung auf eine gemeinsame Reise nach *Bad Teinach* im Schwarzwald.
- 6 Gemeint ist die Figur des *Junker Christoph Bleichenwang* in William Shakespeares *Was ihr wollt*.
- 7 *Figaros Hochzeit*, Oper von W.A. Mozart.

Paul Levi an Rosa Luxemburg

[Juli 1914]

Ich hab Dir gestern noch nach Berlin geschrieben, aber zu spät wohl, daß die Stimmung wunderbar ist in allen Versammlungen,¹ daß kein Saal groß genug ist und daß es mir nur leid tut, daß Du nicht selber bist dabei. Die Leute wären dann überhaupt nicht mehr zu bändigen. Und daß ich heiser bin wie ein krächzender Rabe, schließlich, daß ich wissen möchte, wann Du zurückkommst.

Ich bin bis Freitag Vormittag zu erreichen beim Kollegen Spiegel² in Kiel (Dänische Str.

- 1 Vom 29. Juni bis 3. Juli 1914 fand vor dem Berliner Landgericht ein Prozeß gegen Rosa Luxemburg statt. Sie war angeklagt, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der preußischen Armee beleidigt zu haben, weil sie in einer Rede in Freiburg i.Br. die ständigen Soldatenmißhandlungen im Heer angegriffen hatte. Ihre beiden Verteidiger im Prozeß, Paul Levi und Kurt Rosenfeld, hatten mithilfe der sozialdemokratischen Presse Tausende von Zeugen für Soldatenmißhandlungen gefunden. Angesichts dieser Fülle wurde der Prozeß auf unbestimmte Zeit vertagt. Die Sozialdemokratie feierte diesen Ausgang des Prozesses als ihren Sieg. Eine rege Versammlungstätigkeit begann. Paul Levi sprach im Anschluß an den Prozeß in verschiedenen Städten auf großen Volksversammlungen (so z.B. in Stuttgart, Hanau, Höchst).
- 2 Der Kieler Rechtsanwalt *Spiegel* verteidigte gemeinsam mit Paul Levi Julian Marchlewski in dessen Prozeß vor dem Kieler Landgericht am 17. Juli 1914.

15) und bis Samstag Abend in Chemnitz (Carola-Hotel). Freitag Abend im Excelsiorhotel Berlin, falls die Karski-Sache³ bis Mittags 3 Uhr zu Ende ist.

Ich schicke Dir ein paar Zeitungsausschnitte über Versammlungen. Beachte das "Stimmungsbild" in der Volksstimme (so nennt Hammer⁴ die von ihm unter Schmerzen geborene Einleitung) und das in der "Kl. Presse", einem stramm gegnerischen Blatt.

Daß doch unsere Gegner das Privileg haben, immer viel gescheiter zu sein als unsere Kämpen.

Von Berlin wird mir ein juristisches Gutachten von Heinemann⁵ übersandt gegen die Veranstaltung von Versammlungen.⁶ Den Mann soll man in natura dem Parteiarchiv überweisen.

PL

3 Siehe oben, Brief 1, Anmerkung 3.

4 *Gustav Hammer*, Redakteur der Frankfurter *Volksstimme*.

5 Hugo Heinemann (1863-1919), Rechtsanwalt, 1898-1918 sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter. Lehrer für Strafrecht an der Parteischule und an der Gewerkschaftsschule in Berlin. Mitarbeiter der *Sozialistischen Monatshefte*.

6 Nach dem Prozeß gegen Rosa Luxemburg in Berlin hatte der Aktionsausschuß der Berliner Sozialdemokratischen Partei bei Rechtsanwalt Hugo Heinemann ein Gutachten darüber eingeholt, ob es ratsam sei, nach der Vertagung des Prozesses Versammlungen einzuberufen. Heinemann war in seinem Gutachten zu dem Schluß gekommen, Protestveranstaltungen müßten zu diesem Zeitpunkt abgelehnt werden, da sie eine Einmischung in ein schwebendes Verfahren darstellten. Der Berliner Aktionsausschuß hatte sich dieser Meinung angeschlossen. Diese Entscheidung hatte beim linken Flügel der Berliner Parteiorganisation große Enttäuschung ausgelöst. Der Bezirk Steglitz veranstaltete dennoch am 17. Juli 1914 eine Volksversammlung zum Berliner Prozeß gegen Rosa Luxemburg.

ANNÄHERUNGEN AN DIE WIRKLICHKEIT. VIELFALT DER PERSPEKTIVEN UND METHODEN ALS HERAUSFORDERUNG AN DIE HISTORISCHE FORSCHUNG IM SPIEGEL EINES LITERATURBERICHTS

Von Peter Steinbach

Die moderne Regionalgeschichte steht im Schatten der Forderung, die "Wirklichkeit" zu erobern. Einen unverstellten Zugang sollen Orts- und Landesgeschichte, Ausstellungen und die mit ihnen verbundenen Ausstellungskataloge, nicht zuletzt auch Lebenserinnerungen bieten. Die Zahl der Neuerscheinungen zur modernen zeithistorischen Regionalgeschichte ist Legion¹ und kaum mehr überschaubar. Sogar in soziologischen Rezensionsschriften erscheinen inzwischen Literaturberichte zur Alltags- und Sozialgeschichte mit deutlich orts- und regionalgeschichtlichen Bezügen.²

Im folgenden sollen einige Schlaglichter auf Orte und Regionen geworfen werden, die sich durch einen Verbund von Erinnerungen und Ausstellungen bzw. Filmserien charakterisieren lassen.³ Denn zunehmend hat sich herausgestellt, daß auch die methodische Vorgehensweise der modernen Stadt- und Landesgeschichte nicht entfernt das Postulat zu erfüllen in der Lage ist, "in Grenzen unbegrenzt" zu sein. Immer können nur verschiedene Perspektiven kombiniert und auf diese Weise auch ganz verschiedene Lebensgeschichten in das Bewußtsein gehoben werden. Dies zeigt sich auch an der Auswahl der Einzelbeispiele. Wuppertal etwa gilt in der zeit- und widerstandsgeschichtlichen Forschung als Zentrum des Kirchenkampfes. In der Kirche der Gemeinde Barmen-Gemarke trafen gegen Ende Mai 1934 Synodale der von Deutschen Christen nicht majorisierten Gemeinden aus Bayern, Südwestdeutschland und Preußen zusammen, um die "Theologische Erklärung zur gegenwärtigen Lage der Deutschen Evangelischen Kirche" zu verabschieden. Das Barmer Bekenntnis brannte den Namen der Wuppertaler Teilgemeinde in das öffentliche Bewußtsein ein, denn bis heute gelten die sechs Thesen als Kern der wohl wichtigsten Bekenntnismanifestation des Protestantismus im 20. Jahrhundert — angesichts eines klar benannten "totalen Staates". Der fünfzigste Jahrestag des Abschlusses des Barmer Bekenntnisses ist durch weithin beachtete Veranstaltungen, Ausstellungen und Sammelbände in das öffentliche Bewußtsein gehoben worden.⁴ Dabei

- 1 Kurt Düwell, Die regionale Geschichte des NS-Staates zwischen Mikro- und Makroanalyse. Forschungsaufgaben zur 'Praxis im kleinen Bereich', in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte, Jg.9 (1983), S.287-344, mit einer sehr informativen Bibliographie; Johnpeter Horst Grill, Local and Regional Studies on National Socialism: A Review, in: Journal of Contemporary History, Jg.21 (1986), S.253-294; Horst Kuss, Die Ausbreitung nationalsozialistischer Herrschaft im westlichen Teil des deutschen Reiches. Ein Bericht über neuere regional- und lokalgeschichtliche Arbeiten, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte, Jg. 121 (1985), S.539-582.
- 2 Hinrich Paul, Nationalsozialismus — eine bleibende Herausforderung für die Sozialgeschichtsforschung, in: Soziologische Revue, Jg.8 (1985), S.231-239.
- 3 Einen guten Überblick der lokal- und regionalgeschichtlichen Forschungs-, Ausstellungs- und Lehrprojekte bietet die vom Deutschen Institut für Urbanistik herausgegebene Zeitschrift: Informationen zur modernen Stadtgeschichte, die halbjährlich erscheint und sich als ein unentbehrliches Hilfsmittel erwiesen hat.
- 4 Hier sollen nur die im ortsgeschichtlichen Forschungszusammenhang entstandenen Arbeiten erwähnt werden: Kirchenkampf im Rheinland. Die Entstehung der Bekennenden Kirche und die Theologische Erklärung von Barmen 1934. Hrsg. von Günther van Norden, Köln 1984; Zwischen Bekenntnis und Anpassung. Aufsätze zum Kirchenkampf in rheinischen Gemeinden in Kirche und Gesellschaft. Hrsg. von Günther van Norden, Köln 1985; Wir verwerfen die falsche Lehre. Arbeits- und Lesebuch zur Barmer Theologischen Erklärung und zum Kirchenkampf. Hrsg. von Günther van Norden u.a., Wuppertal 1984.

stellte sich nicht nur das Gefühl der inneren Befriedigung, sondern auch der Selbstkritik ein, denn die ausgebliebene Stellungnahme der Synode zur Verfolgung der Juden stellt das entscheidende Defizit der "Theologischen Erklärung" dar. Andererseits wäre es unangemessen, die Geschichte der Barmer Synode für den einzig möglichen Ansatzpunkt Wuppertaler Zeitgeschichte zu halten. Einen umfassenden Zugang bietet der aus einer Initiative des Wuppertaler Arbeitskreises zur Erforschung der NS-Zeit hervorgegangene Katalog zur gleichnamigen Ausstellung.⁵ Er will "Lebensbereiche" vorstellen und auf diese Weise versuchen, "für die Menschen, die damals lebten, und für ihre besondere Situation Verständnis zu wecken" (S.7). In Übereinstimmung mit diesem Konzept der Darstellung von kleinen Lebensräumen versammelt das Begleitbuch zur Ausstellung über "Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus" ortsgeschichtliche Schlaglichter von großer Intensität und Konkretion. Der Herausgeber skizziert den Wandel der Parteipropaganda im Zuge der Machteroberung: Ziele die öffentliche Aggressivität der Nationalsozialisten zunächst gegen die politischen Gegner, so wird nach der Ausschaltung der Opposition Propaganda zum Mittel, die nationalsozialistischen Wert- und Zielvorstellungen "in alle Lebensbereiche" einsickern zu lassen: "Die propagandistischen Aktivitäten zielten zunehmend auf die Selbstdarstellung der Bewegung und einen Fortschritt, der als Überwindung von Parteigegensätzen, demokratischen Gepflogenheiten, überholten bürgerlichen Gewohnheiten und allem Undeutschen propagiert wurde" (S.9).

Klaus Goebel konzentriert sich auf die nationalsozialistische Propaganda in Wuppertal, um alltagsgeschichtlich folgenreiche Erscheinungen inszenierter und verstärkter, durch Druck von außen, durch innere Übereinstimmung, aber auch durch Darstellung neuer Herrschaftsverhältnisse deutlich zu machen.⁶ Der Kampf um Symbole findet in der Presse, in Veranstaltungen, in Manifestationen der Geschlossenheit statt. Allerdings hat er in einer faktischen Machtergreifung auch auf örtlicher Grundlage seinen Hintergrund und zugleich eine entscheidende Voraussetzung. Uwe Eckardt skizziert Grundlinien örtlicher Verwaltungsgeschichte von 1933 bis 1937 und vermittelt auf diese Weise einen anschaulichen Eindruck von der Wirklichkeit kommunaler Gleichschaltung.⁷ Dabei zeigt sich, daß die Bemächtigung der Verwaltungsämter ihre Zeit brauchte, daß zugleich aber vergleichsweise rasch fast 160 Arbeiter aus politischen Gründen entlassen wurden (S.38). Weil die örtlichen Nationalsozialisten ihre Macht auch symbolisch demonstrieren wollten, kommt den Straßenumbenennungen eine besondere Bedeutung zu. Die von Ruth Meyer-Kahrweg⁸ zusammengestellten Listen der "eindeutig aus politischen Gründen" geänderten Straßennamen zeigen die multifrontale nationalsozialistische Kulturkampfstimmung: Aus der Bebelstraße wird die Boelckestraße, aus der nach dem Linksliberalen Eugen Richter benannten Straße wird die Arioiviststraße. Bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß die "Gefallenen" des Münchener Putsches vom 9.11.1923 durch Straßenna-

5 Wuppertal in der Zeit des Nationalsozialismus. Hrsg. von Klaus Goebel (künftig zitiert: Wuppertal). — Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1984. 202 S.

6 Klaus Goebel, Fahnen, Feiern und Parolen. Nationalsozialistische Propaganda in Wuppertal, in: Wuppertal, a.a.O., S.9-25.

7 Uwe Eckardt, "Der Bonzentraum ist ausgeträumt, im Rathaus wird nun aufgeräumt!" Zur Verwaltungsgeschichte 1933 bis 1937, in: Wuppertal, a.a.O., S.27-42.

8 Ruth Meyer-Kahrweg, Straßenumbenennungen in Wuppertal als Demonstration nationalsozialistischen Geistes, in: Wuppertal, a.a.O., S.43-50. Die Geschichte der Umbenennungen nach 1945 wird in diesem Beitrag ebenfalls nicht aus dem Blick verloren.

men geehrt werden. In diesen Zusammenhang gehören auch pressegeschichtliche Studien (Kurt Schnöring),⁹ Untersuchungen über die Entwicklung des Theaterlebens¹⁰ und das städtische Büchereiwesen.¹¹ In diesen Arbeiten von Hans-Willi Lukas und Heinrich Karl Schmitz werden regelmäßig in Ortsgeschichten unterbelichtet gebliebene Bereiche des Kulturlebens behandelt — mit teilweise überraschenden Ergebnissen. Dabei zeigt sich, daß die Pflege der Klassiker¹² keineswegs Ausdruck innerer Distanz war, sondern auch der Programmarbeit der Intendanten, die nicht in grundsätzlichem Gegensatz zum Nationalsozialismus standen, entsprechen konnte. Die Studien über die Wuppertaler Stadtbüchereien sind insofern bemerkenswert, als das mit Wuppertal aus Kenntnis des Kirchenkampfes verbundene Klima der Nonkonformität keine Folgen für das Ausleihverhalten hatte: "Es gibt keine auffindbare Stimme auch nur des leisen Protestes" (S.159). Überraschend auch der Hinweis auf Bücherverbrennungen, die mehrere Wochen vor dem Autodafé vom 10. Mai 1933 stattfinden: Schüler der höheren Lehranstalten verbrennen bereits am 1. April die Werke von Remarque, Feuchtwanger, Emil Ludwig und "reinigen" die Schulbibliotheken.¹³ — Ein gründlich recherchierter Aufsatz geht dem Schicksal der Wuppertaler Kriegsgefangenen und Fremdarbeiter nach.¹⁴ Dabei wird nicht allein das Verhältnis zwischen Gemeinde, Betrieben und Gefangenen angesprochen, sondern auch nach dem Schicksal der Kinder von Fremdarbeiterinnen gefragt. Weit mehr als die Hälfte der Neugeborenen starben innerhalb kurzer Zeit. Die Zusammenstellung von Firmen, die Fremdarbeiter und Kriegsgefangene beschäftigten, rundet das Bild ab.

Insgesamt betrachtet, stellt das Gemeinschaftswerk Wuppertaler Ortshistoriker einen beeindruckenden und vorbildlichen Pfad zur städtischen Geschichte dar. Legitimationsbedürfnisse und Heroisierungsversuche stehen nicht im Vordergrund, sondern der Wunsch, die Wirklichkeit des öffentlichen Lebens als Hintergrund möglicher Formen der Verweigerung ohne jede Verklärungsabsicht zu erfassen. Dies ist unter dem Eindruck gegenwärtiger Versuche, Zeitgeschichte von historischer Wirklichkeit zu lösen und in das Deutungsspektrum von kontroversen Meinungen einzubinden, bemerkenswert.

9 Kurt Schnöring, Wuppertaler Presse unter dem Hakenkreuz. Von der Gleichschaltung zur Ausschaltung, in: Wuppertal, a.a.O., S.81-92.

10 Hans-Willi Lukas, Das Theater in Wuppertal zur Zeit des Dritten Reiches, in: Wuppertal, a.a.O., S.133-146. In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß soeben in einem stadtgeschichtlichen Jahrbuch der DDR ein Aufsatz mit einer bemerkenswerten theatergeschichtlichen Fragestellung erschienen ist: Werner Bramke und Lorena Mattner, Literatur und Theater in der nazistischen Kulturpolitik in Leipzig 1933 bis 1939, in: Leipzig — Aus Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zur Stadtgeschichte, Bd.4, 1986, S.189-205.

11 Heinrich Karl Schmitz, "Das deutsche Haus muß wieder sauber werden" (Will Vesper). Einflüsse und Auswirkungen nationalsozialistischer Literaturpolitik auf das städtische Büchereisystem in Wuppertal 1933 bis 1945, in: Wuppertal, a.a.O., S.147-161.

12 Vgl. in diesem Zusammenhang die provozierenden Zusammenhänge in der Dokumentation: Am Rande der Nacht. Moderne Klassik im Dritten Reich. Hrsg. von Hans Schäfer, Frankfurt/M. u.a. 1984; ferner ders., Das gespaltene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945, München 1981.

13 Vgl. die in diesem Zusammenhang erschienenen außerordentlich ertragreichen Ausstellungskataloge der Berliner Akademie der Künste: Zwischen Widerstand und Anpassung. Kunst in Deutschland 1933 - 1945, Berlin 1978; "Das war ein Vorspiel nur . . .": Bücherverbrennung Deutschland 1933 — Voraussetzungen und Folgen, Berlin und Wien 1983.

14 Ruth Meyer-Kahrweg, Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in Wuppertal 1939 bis 1945, in: Wuppertal, a.a.O., S.179-196.

Die Lebenswirklichkeit in ganz unterschiedlichen Bereichen — auch im Gemeindeleben beider Konfessionen¹⁵ — wird nicht nur anschaulich, sondern auch quellenmäßig breit abgesichert und entsprechend nüchtern geschildert, selbst in Sachbereichen, die schrecklichste Lebenswirklichkeit berühren wie die Gleichschaltung der Justiz¹⁶ oder die Entrechtung, Verfolgung und Ermordung der Wuppertaler Juden.¹⁷ Besonders eindringlich ist ist das knappe Bild vom Leiden des Juristen Martin Gauger, der den "Treueeid" auf Hitler verweigert, Justitiar der Bekennenden Kirche wird, einen Ruf auf einen Lehrstuhl im Ausland und damit in die Sicherheit ablehnt und wahrscheinlich am 14. Juli 1941 in Buchenwald — wenige Stunden nach seiner Überführung in das Lager — an "Herzschwäche" stirbt. In diesen Abschnitten wird nicht nur das Klima der Gewalt, sondern auch die ortsspezifische Färbung vieler Übergriffe und Entwicklungen deutlich. Dies gelingt auch zwei Wuppertaler Monographien von exemplarischer Dichte. Der Wuppertaler Journalist Kurt Schnöring legt die eindrucksvolle Darstellung zur örtlichen Geschichte des Judentums vor und verbindet die exemplarisch genommene Stadt Wuppertal mit dem Vernichtungslager Auschwitz.¹⁸ Damit sind die Extrempunkte deutsch-jüdischer Beziehungsgeschichte bezeichnet, zwischen denen sich in zahlreichen Einzelaktionen, die bis in die bedrängenden Details und ohne Scheu vor einer bedrängenden Wirklichkeit geschildert werden, die Ermordung der meisten Wuppertaler Juden vollziehen sollte, die vor 1939 nicht in die Sicherheit des Auslands gelangten. Die besondere Bedeutung des Buches liegt darin, daß die Wirkungen antisemitischer Maßnahmen für den einzelnen geschildert werden. Damit wird ein Baustein für eine alltagsgeschichtliche Perspektive zur Verfügung gestellt, der es auf die Verarbeitung von Wirklichkeiten ankommt.¹⁹ Dies geschieht niemals abstrakt, sondern in stetem Bezug zur Wuppertaler Stadtwirklichkeit.

Auch der Lebensbericht von Karl Ibach strahlt ungeheure Intensität aus.²⁰ Als siebzehnjähriger Buchhändler, der sich dem Kommunistischen Jugendverband zugehörig fühlt, kommt Ibach in das Wuppertaler Konzentrationslager Kemna. Sein Bericht macht deutlich, wie tief die Wunden waren, die ihm dort geschlagen wurden. Ibach schildert seine Erlebnisse aus dem wachen Blick des Verfolgten, des Gefolterten und korrigiert viele Einzelheiten und Deutungen des entstehenden Lagersystems. Vor allem kann nicht mehr behauptet werden, daß nach 1933 in der Regel alltagsgeschichtliche Erfahrungen von Nationalsozialisten und Gegnern, die nicht zuletzt Folge nachbarschaftlicher Nähe

15 Hans Helmich, *Der Kirchenkampf in Elberfeld und Barmen. Die evangelische Kirche von 1933 bis 1945*, in: Wuppertal, a.a.O., S.93-116; Wilhelm Bettecken, *Zwischen Anpassung und Widerstand. Die katholische Kirche von 1933 bis 1945*, in: a.a.O., S.117-131.

16 Karlernst Rübenstrunk, *Zwischen Eiland und Bendahl. "Im Namen des Deutschen Volkes!"*, in: Wuppertal, a.a.O., S.51-63.

17 Ulrich Föhse, *Erst Mensch, dann Untermensch. Der Weg der jüdischen Wuppertaler in den Holocaust*, in: Wuppertal, a.a.O., S.65-80.

18 Kurt Schnöring, *Auschwitz begann in Wuppertal. Jüdisches Schicksal unter dem Hakenkreuz*. — Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1981, 142 S.

19 Vgl. in diesem Zusammenhang jetzt auch das im Kontext örtlicher historischer Bildungsarbeit entstandene Projekt der Stadt Frankfurt: *Das Leben in Frankfurt zur NS-Zeit*. Bearb. von Wolfgang Wippermann, 4 Bde, Frankfurt/M. 1986.

20 Karl Ibach, *Kemna. Wuppertaler Konzentrationslager 1933-1934*. Mit einem Vorwort von Johannes Rau. Nachdruck der Ausgabe Wuppertal 1948. 2., unveränderte Aufl. — Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1981. XI, 132 S. Vgl. dazu auch meine Besprechung in: *Allgemeine Jüdische Wochenzeitung*, Nr.35 vom 30.8.1985, S.5.

gewesen sein sollen, Schrecken der Verfolgung milderten. Denn Ibach belegt gerade, daß aus den örtlichen Auseinandersetzungen besonders große und auf gewaltsamen Austrag strebende Gegensätze entstanden. Der abgründige Haß lokaler Nationalsozialisten findet im Lager eine Voraussetzung dafür, ihn auch auszuleben und gegen die ehemaligen Gegner zu wenden. Ibach beschreibt die Befindlichkeiten der Wachmannschaften. Der Wunsch nach Rache scheint ihr Verhalten allein nicht erklären zu können. Neben die Gewalttätigkeit treten Habsucht und die Neigung zum Sadismus. Ibachs Bericht muß, insgesamt betrachtet, zu den eindrucksvollsten Schilderungen des Lebens in einem frühen Konzentrationslager gerechnet werden. Überdies wird der Blick auf das Leiden jugendlicher Kommunisten gelenkt. Daneben ist der Bericht aber auch prozeßgeschichtlich außerordentlich bedeutsam, denn das Verfahren gegen Wachmannschaften und Hauptverantwortliche des Lagers stellt das erste Verfahren gegen NS-Straftäter vor einem deutschen Gericht dar. Es fand 1948 statt und erschließt im Wege des Prozesses jene Wirklichkeit, der Ibach dann auch in der Auseinandersetzung mit diesem Verfahren Ausdruck geben konnte.

Damit wird eine wichtige Brücke zwischen der NS-Zeit und der Nachkriegszeit geschlagen, die zunehmend als Herausforderung für die weitere Forschung erkannt wird. Die Frage nach dem Schicksal der Verfolgten, der aus Deutschland Vertriebenen und der Widerstandskämpfer rückt zunehmend in den Mittelpunkt des Interesses und lenkt den Blick auf das Kontinuitätsproblem. Ibach verkörpert diese Kontinuität, denn er wird Motor der Bemühungen um Wiedergutmachung, Vorsitzender des Zentralverbands der demokratischen Widerstandskämpfer, schließlich Präsident der angesehenen Organisation internationaler Widerstandskämpfervereinigungen FILDIR. Wuppertal bleibt er bis heute verbunden und kann auf ganz spezifische Weise daran mitwirken, die Erinnerung an den Schrecken der Kemna zu bewahren.²¹

In zwei Katalogen aus dem lippischen Raum wird ebenfalls versucht, die komplexe politische und soziale Wirklichkeit der nationalsozialistischen Zeit zu erfassen. Der Ausstellungskatalog des Detmolder Staatsarchivs,²² das zugleich für den Regierungsbezirk Minden zuständig ist, nimmt die Auseinandersetzungen im Zusammenhang mit der lippischen Landtagswahl vom 15.1.1933 zum Ausgangspunkt und entwirft ein Bild der politischen Gleichschaltung, des Kirchenkampfes, des Schicksals der lippischen Juden, des "Alltags" und der "Kulturarbeit" von Nationalsozialisten. Damit sind die wichtigen Themen benannt, die heute im Zentrum eines Interesses stehen, welches sich auch die nichtpolitischen Dimensionen des Regimes erschließen will, dabei allerdings nicht übersehen darf, daß gerade der Prozeß der Durchstaatlichung der Gesellschaft und der Vergesellschaftung des Staates eine außerordentlich breite politische Qualität hatte. Das Buch vereinigt die Beschreibung ganz unterschiedlicher Ausstellungsobjekte (darunter sogar neuere Monographien), vor allem aber auch einzelner, ausführlich zitierter Dokumente.

21 Vgl. zu Karl Ibach den Aufsatz von Gerd Kröncke, Dagegen mußt du dich wehren. Erinnerungen eines 68jährigen an die Zeit der 'Machtergreifung', in: Süddeutsche Zeitung, Nr.17 vom 22./23.1.1983, S.109. Karl Ibach konnte inzwischen ein Mahnmal am Ort der Kemna einweihen.

22 Hakenkreuz über Lippe. Ein Rückblick. Ausstellung des Kreises Lippe in Verbindung mit dem Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv Detmold und der Lippischen Landesbibliothek Detmold (= Ausstellungskataloge staatlicher Archive, H.16). — Detmold: Selbstverlag des nordrheinwestfälischen Staatsarchivs Detmold 1983. 160 S.

Bei aller Sprödigkeit des Materials und auch der Darstellungsweise im Katalog wird die Dynamik der Machtergreifung deutlich, nicht zuletzt in den Abschnitten über Sozialdemokraten und Kommunisten — also über Felix Fechenbach, Wilhelm Mellies und Heinrich Drake auf der einen, den lippischen kommunistischen Landtagsabgeordneten Adolf Scholz auf der anderen Seite. Von ähnlicher Bedeutung für die konkrete Erfassung der Folgen des Kirchenkampfes für einzelne Geistliche, Gläubige und Gemeinden ist die Zusammenstellung einzelner Zeugnisse aus dem Kirchenkampf. Die Darstellung der Deportation und Ermordung von Juden ist zu abstrakt, vor allem, weil die wichtigen Verbindungslinien nicht gezeichnet werden. So muß etwa die Verfügung des Oberfinanzpräsidenten von Westfalen an die Vorsteher der Finanzämter im Zusammenhang mit der Deportation lippischer Juden im Kontext mit den allgemeinen Entscheidungen zur "Endlösung" interpretiert und vor allem auf die Lebenswirklichkeit bezogen werden, die das Leiden der Juden deutlich macht. Inzwischen liegt mit den Lebenserinnerungen der Lemgoer Jüdin Karla Raveh²³ eine der eindrucksvollsten autobiographischen Darstellungen aus diesem Raum vor, die nur durch die Aufmerksamkeit und Offenheit des Lemgoer Stadtarchivars Herbert Stöwer als Manuskript veröffentlicht werden konnte und breite Aufmerksamkeit erregt hat.

Problematisch scheint auch die Trennung des alltagsgeschichtlichen Sachbereichs von seinen politischen Bezügen zu sein. Denn Alltag kann nicht allein bereichsspezifisch oder gar gegenständlich definiert werden, sondern steht für eine Perspektive, für ein durchgängiges Darstellungs- und Deutungsprinzip.²⁴ Verzeichnet der Katalog des Staatsarchivs ganz disparate Hinweise, Bücher und Plakate, so gelingt es den Verantwortlichen der zuerst in der Volkshochschule der lippischen Stadt Lage gezeigten und maßgeblich von dem angesehenen Bielefelder Regional- und Kirchenhistoriker Bernd Hey beeinflussten Ausstellung über "Träume und Trümmer", diese alltagsgeschichtliche Perspektive zu vermitteln.²⁵ Bemerkenswert ist aber auch, daß der Bielefelder Linguist und Literaturwissenschaftler Norbert Hopster eine klare, durch die Verdeutlichung einer auf Verarbeitung von Wirklichkeit der NS-Zeit geprägte Perspektive entwirft, die schließlich die Voraussetzung für eine verarbeitungsorientierte Durchdringung des wahrnehmungsgeschichtlich bemerkenswerten Materials schafft. Die Darstellung des Regimes steht im Vordergrund, ohne die Bezüge zur Lebenswirklichkeit zu vernachlässigen. Das Material ist geschickt ausgewählt, zum Teil aus den schwer zugänglichen Quellen erschlossen, hervorragend reproduziert und anregend interpretiert.

Weil die Verfasser auf herrschaftskritische Schneisenschläge durch die staatliche Selbstdarstellung zielen, kommt es dabei nicht auf ortsgeschichtliche Dokumentenfülle, sondern auf eine im Einzelfall aussagekräftige Anreicherung des allgemeinen Materials durch orts- und landesgeschichtliche Einzelstücke an. Dies dient zwar nicht der ausstellungsbezogenen Unterfütterung allgemeinhistorischer Thesen, sondern lediglich der Intensivierung des Zugangs — dennoch läßt sich auf diese Weise ein alltagsgeschichtlich

23 Karla Raveh geb. Frenkel, Überleben. Der Leidensweg der jüdischen Familie Frenkel aus Lemgo (= forum Lemgo. Schriften zur Stadtgeschichte, H.1), Lemgo 1986.

24 Vgl. Peter Steinbach, Geschichte des Alltags — Alltagsgeschichte. Erkenntnisinteresse, Möglichkeiten und Grenzen eines 'neuen' Zugangs zur Geschichte, in: Neue Politische Literatur, Jg.31 (1986), H.2, S.249-273.

25 "Träume und Trümmer". Der Nationalsozialismus von 1933 bis 1945. Ausstellung der Stadt Lage/Lippe vom November 1984. Bearb. von Norbert Hopster und Alex Moll, Lage: Stadtverwaltung 1984, 246 S.

eindrucksvoller Zugang zur Lebenswirklichkeit schaffen, der seinen eigenen Wert und auch seinen spezifischen Reiz besitzt. Nur bei ungewöhnlich dichter Überlieferung und hoher Sensibilität der Ausstellungsgestalter oder der Ausstellungsthematiken läßt sich allerdings die Stimmungsichte von Monographien erreichen, wie sie in jüngster Zeit zunehmend gerade im ortsgeschichtlichen Bereich entstanden sind.

Ein bemerkenswertes Beispiel für eine Vermengung unterschiedlicher Perspektiven stellen die Beschreibungen, Anreicherungen und Deutungen alltagsgeschichtlich zu interpretierender Lebensberichte dar, die im Zusammenhang mit einem biographisch orientierten Filmprojekt entstanden sind.²⁶ In Zusammenarbeit mit der niedersächsischen Landesbildstelle sind vier Videofilme entstanden, die von Mitarbeitern der Universität Hannover beschrieben und durch zusätzliches veröffentlichtes oder unveröffentlichtes Material tiefergehend erschlossen worden sind. Die Filme sollen ebenso wie das Begleitmaterial den "Alltag der 'kleineren Leute'" spiegeln und "von ihrem Mut, ihrer Entschlossenheit und auch von ihrer Angst und Not und deren Ursachen" künden.

Die Videofilme berichten über das Schicksal des Jesuitenpaters Dehne, über die Tätigkeit des sozialdemokratischen Widerstandskämpfers Ernst Främke, der zur Gruppe um die "Sozialistische Front" gehörte, über das Schicksal der Sozialdemokratin Käte Brenner und der kommunistischen Widerstandskämpferin Margarete Holl. Die beiden Frauen sind 1909 und 1912 geboren, während Dehne bereits im Jahre 1901, Främke 1904 zur Welt kamen. Die Bearbeiter der einzelnen Lebensbilder verfügen über bemerkenswertes didaktisches Gespür, aber auch über eine außerordentliche Sensibilität für Lebenslagen und Verarbeitungsformen. Deshalb können sie durch weiteres Material lebensgeschichtliche Zugänge vertiefen, ohne deshalb Distanz zu verlieren. Immer wieder finden sich Auszüge aus wissenschaftlichen Dokumentationen oder einschlägigen Monographien, die mündlich überlieferte Ereignisse in breitere Zusammenhänge einzuordnen vermögen. Wissenschaftliche Neubewertungen sind auf dieser Grundlage nicht zu erwarten, liegen aber auch weniger in der Absicht der Autoren als eine umfassende Aufbereitung von Materialien, die nicht zuletzt den Unterricht mit den Video-Filmen der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung erleichtern. Damit wird ein Modell geschaffen, welches sich auch bei der Bearbeitung von Spiel- und Dokumentarfilmen bestens bewährt hat²⁷ und die engen Grenzen des politischen Bildungsauftrags weit überschreitet. Gelungen ist in dieser Hinsicht auch die Bearbeitung eines achteiligen "Bio-Interviews" mit dem Bergarbeiter Alphons S.,²⁸ eine Sequenz über den Widerstand oder eine dreiteilige Zusammenstellung von Erklärungsansätzen dokumentarischer Filme

26 Wolfgang Marienfeld u.a., *Erlebnisse und Erfahrungen in der NS-Zeit* (= Filme zur politischen Bildung. Beschreibungen und Begleitmaterial). — Hannover: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung 1985, 175 S.

27 Wolfgang Marienfeld u.a., *Rotation*, Hannover 1980; Hans-Dieter Schmid u.a., *Ein Tag. Bericht aus einem deutschen Konzentrationslager 1939*, Hannover 1980; dies., *Mauthausen mahnt*, Hannover 1980; Christiane Skowronnek, *Zwischen Nacht und Morgen*, Hannover 1980; Wolfgang Marienfeld u.a., *Sterne*, Hannover 1980; ders. und Christiane Skowronnek, *Die wahre Geschichte vom geschändeten und wiederhergestellten Kreuz*, Hannover 1980; Wolfgang Marienfeld u.a., *Die Kinder aus Nr.67*, Hannover 1983; Wolfgang Marienfeld u.a., *Rotation*, Hannover 1980 (= Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung).

28 Wolfgang Marienfeld, Hans-Dieter Schmid, Gerhard Schneider und Wilhelm Sommer, *Lebensgeschichte des Bergarbeiters Alphons S.*, Hannover 1981 (= Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung).

zur Entstehung und Konsolidierung des Nationalsozialismus.²⁹ Auch Filme über Konzentrationslager und Judenverfolgungen³⁰ werden so in einer Weise erschlossen, die als bemerkenswert, vorbildlich und didaktisch umsichtig charakterisiert werden muß. Die Bearbeitung der Filme macht zugleich deutlich, daß in Fernsehdokumentationen häufig unersetzbares Bildmaterial verborgen ist, welches dringend durch Verzeichnisse und Beschreibungen der Forschung, aber auch dem Ausstellungswesen verfügbar gemacht werden sollte. Bis heute gibt es keinen zuverlässigen Katalog von Fernseh- und Hörfunkdokumentationen zur Zeitgeschichte, und immer wieder stößt der Forscher bei seinen Recherchen an eine Grenze. Deshalb wäre zu überlegen, ob nicht eine Funk- und Filmbibliographie zur Zeitgeschichte in Angriff genommen werden sollte. Bisher sind die Sendenachweise nur bei großem Entgegenkommen einzelner Rundfunk- und Fernsehanstalten zu ermitteln; nur für einzelne Bereiche kann man überdies auf Kataloge des Frankfurter Rundfunkarchivs zurückgreifen.³¹ Hier wäre Grundlagendokumentation zu leisten, ehe daran gedacht werden kann, einzelne Filme, die zu einem großen Teil gerade für die Geschichte der Arbeiterbewegung bedeutsam sind, in der Weise zu bearbeiten, wie es von der Hannoveraner Autorengruppe erprobt werden konnte.

Die Aufzeichnungen des sich aus kleinen halblandwirtschaftlichen Verhältnissen zum Chefkonstrukteur einer mittleren Celler Maschinenfabrik emporarbeitenden Karl Dürkefelds³² haben bereits vor der Veröffentlichung größerer Passagen beträchtliches

29 Wolfgang Marienfeld u.a. (wie Anm. 28), Massenverführung durch Propaganda (Ursachen des Nationalsozialismus 1. Teil); Verwandlung und Krise des Zeitalters (Ursachen des Nationalsozialismus 2. Teil); Zerstörung der Republik (Ursachen des Nationalsozialismus 3. Teil), Hannover 1983; in diesen Zusammenhang gehören auch die von derselben Arbeitsgruppe bearbeiteten Materialien: Hitlers 50. Geburtstag, Hannover 1983. Zum Widerstand vgl. die Folge derselben Arbeitsgruppe: Verteidigung der Republik. Widerstand im Dritten Reich — es gab nicht nur den 20. Juli, Hannover 1984; Menschen an der Basis. Widerstand im Dritten Reich — es gab nicht nur den 20. Juli Teil 2, Hannover 1984; Im Dienste des Glaubens. Widerstand im Dritten Reich — es gab nicht nur den 20. Juli Teil 3, Hannover 1984. Diese Begleitdokumentation bezieht sich auf einen vielbeachteten Dokumentarfilm des Westdeutschen Rundfunks. Vgl. dazu "Es gab nicht nur den 20. Juli . . .". Dokumente aus einer Sendereihe im Westdeutschen Fernsehen, Wuppertal 1979, mit einer Filmbeschreibung.

Die Hannoveraner Arbeitsgruppe hatte zuvor den Film "Widerstand — Vom Kampf gegen Hitler in Deutschland 1933 - 1945", Hannover 1983, bearbeitet.

30 Vgl. etwa Requiem für 500 000, Hannover 1980; Nacht und Nebel, Hannover 1980; KZ Dachau, Hannover 1981; Glauben und Leiden. Eine Dokumentation zur Geschichte der Juden in Deutschland, Hannover 1980; Kinder hinter Stacheldraht, Hannover 1983; Hier fliegen keine Schmetterlinge, Hannover 1981; ferner zu Prozessen gegen NS-Straftäter die Materialien "Lokaltermin", Hannover 1980 (Beweisaufnahme zum Auschwitz-Prozeß); "Sorge/Schubert-Prozeß", Hannover 1980 (zum Sachsenhausen-Prozeß von 1958/59). Die in den Anm. 29 und 30 nachgewiesenen Beschreibungen sind bei der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung erhältlich.

31 Tonaufnahmen zur deutschen Rundfunkgeschichte 1924-1945. Hrsg. vom Deutschen Rundfunkarchiv (= Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, Nr.1), Frankfurt/M. 1972; Tondokumente zur Zeitgeschichte 1888-1932. Hrsg. vom Deutschen Rundfunkarchiv (= Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, Nr.8), Frankfurt/M. 1977; Tondokumente zur Zeitgeschichte 1933-1938. Hrsg. vom Deutschen Rundfunkarchiv (= Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, Nr.10), Frankfurt/M. 1980; Tondokumente zur Zeitgeschichte 1939-1945. Hrsg. vom Deutschen Rundfunkarchiv (= Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, Nr.4), Frankfurt/M. 1975; Literatur, Kunst, Wissenschaft. Tondokumente 1888-1945. Hrsg. vom Deutschen Rundfunkarchiv (= Bild- und Tonträger-Verzeichnisse, Nr.14), Frankfurt/M. 1982.

32 "Schreiben, wie es wirklich war . . .". Aufzeichnungen Karl Dürkefelds aus den Jahren 1933-1945. Hrsg. von Herbert und Sibylle Obenaus. — Hannover: Fackelträger Verlag 1985. 136 S. Eine textidentische Sonderausgabe erschien als Beitrag zur Schriftenreihe der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung.

Aufsehen erregt.³³ Nur selten kann nämlich gezeigt werden, wie ein aus sozialdemokratischem Milieu stammender, in Distanz gegenüber dem NS-Regime verharrender kritischer jüngerer Mann die Zeiterscheinungen empfindet, die in die Konsolidierung des Nationalsozialismus münden — bis zu den Nachrichten über die Ermordung sowjetischer Kriegsgefangener in Gefangenenlagern, die Massenerschießung von Polen und den Völkermord an den Juden. Die an der Universität Hannover lehrenden Historiker Herbert und Sibylle Obenaus haben eine der bedeutendsten alltagsgeschichtlichen Quellen ediert, kommentiert und in ihrer umfangreichen Einleitung auch interpretiert. Auch diese Dokumentation ist durch die Unterstützung der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung ermöglicht worden.

Die Herausgeber treffen eine Auswahl und konzentrieren sich zum einen auf "authentische Dokumente zu lokalen Aspekten der nationalsozialistischen Machtergreifung und Gleichschaltung". Dabei wird die Auseinandersetzung eines jüngeren Arbeitslosen mit seiner Umwelt, aber auch mit seiner Familie deutlich, die zunehmend unter den Einfluß nationalsozialistischer Denk- und Wertvorstellungen gerät. Mit feinem Gespür berichtet Dürkefälden über Stimmungswandel und Hoffnungen, über Enttäuschungen und Gleichgültigkeiten. Er stützt sich dabei auf Beobachtungen, auf kritisch reflektierte Zeitungsartikel, auf Gespräche und Gerüchte. Obenaus hält die Aufzeichnungen für einen überzeugenden Beleg folgenreicher Resistenz; dieser Deutung ist uneingeschränkt zuzustimmen. Dürkefälden ringt sich zwar niemals zum Widerstand durch, reproduziert zuweilen Vorurteile, verzerrt auch Wirklichkeiten — insgesamt bewahrt er sich jedoch ein unabhängiges Urteil und den Anstand, der immer wieder Kritik der Zeiterscheinungen und verbreiteten Verhaltensmuster gestattet. Dies zeigt sich insbesondere bei der "Verarbeitung" des Novemberpogroms von 1938, das schließlich über den unmittelbaren Augenschein hinausgehend geradezu recherchiert wird. Dürkefälden stützt sich auf Zeitungsausschnitte, die von ihm nachgeprüft werden. Er spürt die Verfolgungen und Entrechtungen und sensibilisiert sein Urteilsvermögen. Oftmals ist in der Literatur zu lesen, daß gerade die zerstörten Geschäfte, Wohnungen und Einrichtungen der überall verfolgten und terrorisierten Juden den Abstand zum Regime vergrößern konnten — bei Dürkefälden bleibt dieser Vorgang spürbar und hat im Krieg entscheidende Folgen.

Dürkefälden nimmt später auch die Verbrechen an Kriegsgefangenen, Polen und Juden mit einer Unbestechlichkeit wahr, die wie ein alltäglicher Wille zum kompromißlosen, niemals auf Selbstbetrug zielenden Realismus anmutet. Er sammelt Nachrichten, indem er Verwandte, Freunde, Menschen des alltäglichen Umgangs befragt. Auf diese Weise gewinnt er ein realistisches Bild der Verbrechen an sowjetischen Kriegsgefangenen, die zu Zehntausenden in der Nähe des Heidedorfes Bergen sterben, hört er von Massenerschießungen in Polen und in der Ukraine. Den Herausgebern gelingt es dabei durchgängig, im Leser das Gefühl zu wecken, daß es Dürkefälden nicht um Faktenermittlung, sondern stets um die Bewältigung der indirekt erlebten und durchlittenen Ereignisse geht. Sie alle fügen sich zu einem Gesamtbild des Regimes in wahrnehmungsorientierter alltäglicher Perspektive und gewinnen im Laufe des Krieges, aus der Erwartung der be-

33 Vgl. "Haben die Deutschen wirklich nichts gewußt?". Die Aufzeichnungen eines 'einfachen Bürgers' aus der Zeit von 1933 bis 1945 geben eine deutliche Antwort. Das Tagebuch des Karl Dürkefälden, in: Frankfurter Rundschau, Nr.9 vom 11.1.1980, S.14. Dabei handelt es sich um den Nachdruck eines Artikels aus dem Journal für Geschichte, Jg.2 (1980), S.26-31.

vorstehenden Niederlage und der Konsequenzen für den deutschen Nationalstaat eine bedrängende Dimension. "Wenn das einmal schief geht . . .", so lautet die verbreitete Formel in der zweiten Kriegshälfte.

Es macht den besonderen Reiz der Aufzeichnungen von Dürkefälden aus, daß diese Formel niemals mit der Furcht vor den Folgen, sondern mit dem klaren Blick für die Konsequenzen unvorstellbarer Ereignisse verbunden bleibt, die niemals allein auf den ehemaligen politischen Gegner der Nationalsozialisten zielten, sondern zunehmend die Völker Europas zum Opfer machten. Vielleicht ist die politische Herkunft des sozialdemokratisch beeinflussten Dürkefälden die Voraussetzung für die Empfindlichkeit und Empfindsamkeit, die aus seinen Aufzeichnungen spricht. Ihre Überlieferung, aber auch ihre sorgfältige und dabei stets zurückhaltende Kommentierung sind ein besonderer Glücksfall — für die Geschichte des Alltags, des NS-Regimes und die Geschichte der Arbeiterbewegung.

Aus vielen Bruchstücken, die ganz unterschiedliche wissenschaftliche Positionen, Quellen und Reichweiten der Deutung spiegeln, fügt sich ein zwar fragmentiertes, aber doch aussagekräftiges Bild der "Wirklichkeit", die seit Droysens Vergleich des Historikers mit dem Bergmann zu befördern eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist. Viele Facetten sind noch auszumalen — dennoch ist das Zwischenergebnis ermutigend und in Einzelfällen auch vielversprechend. Die breite Streuung einzelner Annäherungsversuche an vergangene Lebenswirklichkeit ist kein Nachteil, denn einer zusammenhängenden topographischen Bearbeitung wird sich die Alltagsgeschichte stets entziehen müssen. Dazu bleibt sie zu sehr auf Singularität und Individualität von Lebensgeschichten bezogen. Allerdings ist stets die Frage des exemplarischen Zugangs zu klären. In diesem Sinne ist es erfolgversprechend, wenn die breite Vielfalt der Zugänge zur vergangenen Wirklichkeit — vom Tagebuch über die Ortsgeschichte bis zu Film- und Tondokumenten — im forschenden und darstellenden Nachvollzug erfaßt und auf einzelne Lebensgeschichten bezogen werden kann. Auch in der Geschichte der Arbeiterbewegung sind in dieser Hinsicht Vorstöße in Neuland zu unternehmen. Manche Ergebnisse sind bemerkenswert und zeigen, daß sich die Annäherung an vergangene Wirklichkeit methodisch, inhaltlich und auch theoretisch lohnt — ganz abgesehen davon, daß viele Lebensgeschichten durchlitten wurden und deshalb einen Anspruch auf Vergegenwärtigung haben.

TECHNOLOGICAL CHANGE, THE WELFARE STATE, GENDER AND REAL WOMEN. FEMALE CLERICAL WORKERS IN THE POSTAL SERVICES IN GERMANY, FRANCE AND ENGLAND 1860 TO 1945. REPORT ON A RESEARCH PROJECT IN PROGRESS

By Ursula D. Nienhaus

When the German feminists Paula Intlekofer-Liepmannssohn, Agnes Herrmann and Gertrud Israel commented on the 1912 exhibition "The Woman in Home and Profession" they stated that female postal and railway civil servants had met more difficulties with getting employed than commercial clerks. Modern thinking private employers had earlier been inclined to hire women than the diverse and slow operating government agencies or local authorities.¹ This, in fact, did especially hold true for Imperial Germany where the whole story reads as follows.

In 1864, Luise, Grand Duchess of the liberal state of Baden and daughter of the later Emperor Wilhelm I, succeeded in having 13 women employed by the state-owned railway administration. At about this time the first female civil servants also appeared in Bavaria, Württemberg and Saxony. They worked in the telegraph services, a new technology, as well as at ticket-counters.² When — in 1871 — the Baden railway came under the Imperial administration there were already 100 female civil servants with supposedly the same rights as their male colleagues. They also got bonuses and — after 1873 — allowances for housing.³ However, when in 1870 a Reichstag petition of the Berlin Letteverein for the promotion of occupations for the female sex asked for wider employment opportunities in the Imperial Postal Services it was flatly turned down by Heinrich Stephan, the Postmaster General, saying that experiments in France for instance had produced very doubtful results because of "the peculiarities of the postal services", the high requirements of which could not be satisfied by women.⁴ Women, for example, were not fit to work at night; or to give orders to subordinate men; or to safeguard the proper continuity of services because of their desire to marry and become mothers. It was also not thought proper for females to work side by side with young males.

Nevertheless, in 1873, some 12 so called unskilled female assistants were employed by the control bureau for money orders, a department to be dissolved in 1876 though. In 1874/5 the Imperial Telegraph Administration hired 250 females because of a lack of male applicants. They were given six months training and having passed an entrance examination were hired subject to a month's notice of revocation. But when the Telegraph Administration — in 1876 — came under the command of Postmaster Stephan

1 Die Frau in Haus und Beruf. Catalogue, Berlin 1912, p.140.

2 Maria Fischer, Aus den Anfängen im Post- und Fernmeldewesen, in: Zeitschrift für das Post- und Fernmeldewesen 16 (1964), pp.622-626; Oskar Wagner, Die Frau im Dienste der Reichs-, Post- und Telegraphenverwaltung, Ph.D., Halle and Leipzig 1913.

3 Josephine Doerner, Neun Jahrzehnte Frauenbeschäftigung bei der Postverwaltung, in: Jahrbuch des Postwesens 7 (1956/57), pp.377-402.

4 Aenne Becker, Die Frau bei der Deutschen Bundespost und ihre Vertretung durch die Deutsche Postgewerkschaft, in: Deutsche Postgewerkschaft (Ed.): Protokoll. I. Bundesfrauentag vom 23.-24. April 1956 in Frankfurt/M. 1956, pp.40, 41.

he forbade the future employment of women and had the wages of those remaining curtailed to a daily allowance, saying that he was facing male complaints because of surplus labour.⁵

Stephan finally again gave way to the employment of women when the telegraph offices multiplied very fast after 1879. In 1887 the Reich had 150 telegraph agencies with 22.900 call stations.⁶ The first operators — except for the 250 women from the former Baden administration — were male civil servants or auxiliaries with a very high turnover due to promotion and transfer. This fact was used by Crown Princess Victoria of Prussia, the later so called Empress Friedrich, to press for the employment of "respectable" women forced to seek paid work by the financial crisis of their families, which had come under heavy economic pressure with the progress of industrialization. Yet, when in 1887 female telegraph operators were hired as "assistants for the telegraph services" it was not with the same rights as their male colleagues. In particular they were not included in the civil service grade system and thus could not hope for a graded salary scale; instead they received a daily allowance and had to absolve a three year probation. When in 1890 these women had proved themselves a capable and adaptable workforce, highly praised by the customers for friendliness and also for the clear audibility of the relatively higher female voices, they were given a modest rise to 2 marks 50 after their third and 3 marks after their fifth year of service. Finally, after April 1 1892, the first 123 women were admitted to the civil service grade system on time-limited contracts and achieved another modest rise in income. But until December 15 1917 no female civil servant in Germany was guaranteed lifetime employment. The reason given was that they could become pregnant although unmarried. Wives were excluded from employment by a marriage bar in Germany as well as in England (but not in France where the state tried to raise the notoriously low birthrate by conceding 35 days of maternity leave as early as 1903).

When Stephan died in 1898 there were only about 2.800 female civil servants in Germany.⁷ His successor, Secretary of State Podbielski, passed a fast decree allowing women to become telegraph assistants in all of the post offices of the first class and most of those of the second class but not yet in those of the third class — broadly those outside of cities and towns. It also allowed the employment of women as typists and as operators for mechanical calculators in district accounting sections for money orders and pensions as well as in the head offices of the Oberpostdirektionen and in the traffic offices of the first class. There were 8.546 female mail and telegraph assistants in 1903, 9.166 in 1904, 11.016 in 1905, 12.846 in 1906, 15.855 in 1907, 18.016 in 1908, 19.407 in 1910 and more than 20.000 in 1913, 80 to 85 per cent of whom were telegraph and telephone operators.⁸

During the First World War women managed to reach positions formerly restricted to

5 Die Frau in der Post- und Telegraphenverwaltung von 1864 bis 1917, ihre bisherigen Dienste und ihre Wünsche für künftige Tätigkeit. (=) Denkschrift, edited by Verband der deutschen Reichs-, Post- und Telegraphenbeamtinnen (hereafter cited as Denkschrift), 2nd. ed. Berlin 1917, pp.6, 7.

6 Denkschrift p.6; Michael Geistbeck, Weltverkehr, Freiburg 1895, Reprint Hildesheim 1986; K. Sautter, Geschichte der deutschen Post, T.3: Geschichte der Deutschen Reichspost 1871-1945, Frankfurt/M. 1951.

7 Denkschrift p.7; Zentrales Staatsarchiv Potsdam, RPM, GA 32266,20; GA 3164,51, 55, 56, 85-89, 74-79, 107, 116, 117.

8 Zentrales Staatsarchiv Potsdam, RPM, GA 3266,20; Oskar Wagner, op. cit., pp.245-247; Denkschrift p.7.

men; they even became postal secretaries and head secretaries. They were also employed in offices of the third class. In 1917 there were nearly 31.000 female civil servants in the German Imperial Postal Services. But, also during the war, the Reich Postal Services took on many so called unskilled temporary female workers "their numbers rising from 5.919 in 1913 to 101.000 in the summer of 1918. Needless to say, these women were the first to be dismissed in the demobilization later that year."⁹ According to the new constitution of 1919 female civil servants could no longer be dismissed upon marriage. However, "while some, but not all states, were quick to bring their regulations into line with the Constitution, the Reich Postal Minister, Giesberts, Centre Party, was writing to the Reich Interior Minister seeking clarification. He felt that the fact that a female civil servant was married made her unable to do her work and fulfil her duties to her husband and family as listed in the Civil Code of 1900 at the same time (. . .). He suggested offering women civil servants a gratuity to encourage them to leave on marriage."¹⁰ This suggestion was to find several revivals during the Weimar Republic — (Doppelverdienerkampagne).

Since 1918 female postal personnel was eligible for lifetime employment after absolving a satisfactory 15 year service. After 1922 there was a special female career system for the "simple middle service" including the whole telegraph and telephone service as well as the postal cheque service. Women became also eligible for promotion to supervisory or teaching positions if they passed very strict examinations; but between 1922 and 1933 only 11 women managed to do so.¹¹ — The female civil servants ranks suffered heavy losses after the National Socialists came to power. Only in 1938 17 highly decorated party members were promoted to supervisors. In 1939 there were only 35.511 or 14,4 percent female civil servants within the postal administration and in 1944 their numbers had grown to 41.960 or 24,4 percent (comparably less than in England where the female staff within the General Post Office made up 46,6 percent in 1933 already).¹²

If we turn back to the introductory statement comparing private employers and the state or — with regard to the workforce recruited: female commercial clerks and female civil servants — we may conclude that the German state actually was slower to hire female white-collar workers. Whereas there were only almost 25 percent female postal workers in 1944 women counted around 50 percent of all the commercial white-collar workers in the 1930s already, reaching as much as about 65 percent in medium sized establishments of the Textile Industry.¹³

Let us take a closer look on how and why women were being employed. When the Ger-

9 Helen L. Boak, *The State as Employer of Women in the Weimar Republic*, unpublished manuscript, City of London Polytechnic/Liverpool, January 1986.

10 Helen L. Boak, op. cit.; Sigrid Ewe, *Die Doppelverdienerkampagnen der Weimarer Republik im Gegenzug zur verfassungsmäßig garantierten Gleichberechtigung von Frau und Mann. Eine Untersuchung am Beispiel der Post- und Telegraphenbeamtinnen*, unpublished examination paper, Technical University Berlin 1984.

11 Josephine Doerner, op. cit., pp.385, 386; Stephanie Habeth, *Post- und Telegraphenbeamtinnen*, in: *Die Frau in der deutschen Wirtschaft. Referate und Diskussionsbeiträge des 8. Wissenschaftlichen Symposiums der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte e.V. am 8. und 9. Dezember 1983 in Essen*. Ed. by Hans Pohl (= *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, Beiheft 35), Wiesbaden and Stuttgart 1985, pp.160-162.

12 Stephanie Habeth, op. cit., p.161; Samuel Cohn, *The Process of Occupational Sex-Typing. The Feminization of Clerical Labour in Great Britain*, Philadelphia 1985, p.26.

13 Ursula Nienhaus, *Frauenarbeit. Das Beispiel der weiblichen Angestellten*. Teil I, Studienbrief Hagen, Fachbereich Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften, Hagen 1986/87, p.26.

man Imperial Post Office replied to inquiries as to why it had decided upon hiring women as telegraph operators it stated again and again that there had been "a temporary *lack of suitable male applicants* in the Western Prussian Provinces" and that women would work for less money than men. But while Stephan kept his position as Postmaster General his central administration would also display a whole range of *legitimizing ideologies* why women in general seemed unfit to do more than "helping" work; that it was improper for them to have informal contacts with men in an office setting; that this in turn led to all sorts of organizational and financial as well as social problems (separate rooms, men doing service in smaller towns, where their families would run into trouble, no nightwork for women and as a consequence again special burdens for men); that the physically weak women were more prone to falling ill and that they tended to quit in order to marry anyhow; that all this meant wasting a substantial amount of both learning on the job and "sacrifices" the administration had made. Finally, last but not least, in the long run it would be necessary to pay equal wages which some women had already demanded after just a few years of service. Thus there were *strong normative and cultural limits on female employment*. In addition *male resistance* was a significant obstacle to the process of feminization.¹⁴ A closer look at developments during the Weimar Republic confirms that — at least at times — overall "culture", attitudes and beliefs made state agencies discriminate against female postal workers just as much as or perhaps even more than strictly financial and political calculations.

Yet Stephan's successor had already overcome some of these obstacles at the close of the 19th century. He was not just able to force local offices to end their "men only" policies; he also brushed aside much of the sexist resistance of male employees in the central as well as in local offices. He even overrode sharp criticism emanating from the Prussian Parliament. Still, Podbielski was hardly a feminist. His behaviour was just a bit more "rational" than other men's at a time when the German Imperial Postal Services faced increasing economic pressure due to their large expansion and a growing budget consciousness in the face of governmental fiscal controls and more generally due to the cyclical depressions arising between 1900 and 1902, in 1907-08, and after April 1913. That Podbielski had *financial and socio-economic reasons* for offering wider employment to women can be seen in recruitment policies.

Women seeking employment in the Postal Services had to be German and between the ages of 18 and 30. They were supposed to come from "respectable" families, must not be in debt, previously convicted or married or — even if widowed — be mothers. They had to be in good health and at least 1.56 meters in height. After 1905 when the number of female applicants kept growing, the authorities imposed an additional medical examination to be taken after the first year of service. They even undertook secret inquiries into female employees' possible hereditary or venereal diseases. In the beginning only women living with their parents could be employed; later they had to at least live with relatives. The postal administration also required a good general education, to be proven either by school records or, where these were lacking, by rather strict examinations. Applicants for regional instead of just local services must have completed some

14 Zentrales Staatsarchiv Potsdam, RPM, GA 3164, letter of Sept. 9, 1878 and many other examples.

levels of higher education which had included several foreign languages, especially French and English. So there was also much room for competition among the women themselves.

All these requirements helped the postal authorities to select a highly qualified but nevertheless relatively cheap workforce and to secure the loyalty among the lucky few who were chosen from the flood of applicants. The Imperial Postal Administration was wise enough to recognise the organising efforts which beginning in 1905 some women had undertaken with remarkable results.¹⁵ The many unions of the female postal assistants remained firm but moderate *bargaining partners*, first with the Imperial, then with the Republican, and finally even with the National Socialist government. These women seem to have been much less "class conscious" than "gender conscious", and above all were loyal to the state, to whose declared welfare policies they turned with their demands for equal rights.

The state, however, kept them very vulnerable as a cheap and specially treated labour force. It upheld strong limits on female employment by practising "occupational sex-typing", which is — according to Samuel Cohn — "the process by which certain occupations are designated as being primarily male or female".¹⁶ Moreover, it also sustained a family household system in which a number of people — even if wage labourers themselves — remained dependent on the wages of a few adult members, primarily those of a presumably male breadwinner, for financial and social support. Because it only recruited women who were highly qualified, young, single and childless workers "living in" with their families of origin, it tried to define the size and structure of this workforce as well as to keep down the price of its labour power. And thereby it also put limits on the cost of its male servants. By recruiting women from respectable but "needy" families, it seemed to remedy the fact that their families were no longer able to secure their reproduction adequately. On the other hand, by operating a marriage bar or otherwise restricting these women to lower status occupations and paying them wages that were definitively below the value of their labour power, it kept them dependent on their families and/or on future husbands, and therefore also secured a latent reserve of labour. But at the same time it upheld the privileges of male civil servants as prospective husbands. Thus it also promoted women's subordinate role in the domestic sphere. That is why we should see the discrimination against women in close relation to the career and mobility patterns of male civil servants.

Thus we find *a whole set of factors that played a role in determining the chances that women were given when hired by the postal administration*. It is misleading to emphasize just one variable. It is also misleading to stress these women's own "responsibility" for their concentration in low-paid employment, their domestic attitude, their mentality or self-perception. If the German state was at first slower in hiring female clerical workers than private capitalists, in the end it also came to calculate with a capitalist rationality in much the same ways as private enterprises did. The state authorities, far from proving themselves to be "modern" employers or promoters of the "public" — i.e.,

15 See the periodical: *Unter dem Reichsadler*, Berlin 1908-1933; Ursula Nienhaus, *Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten*, Berlin 1982, p.67; Else Kolshorn, *Die Lage der weiblichen Post- und Telegraphenbeamten*, in: J. Silbermann (Ed.), *Jahrbuch für Frauenarbeit*, Berlin 1924, pp.79-85.

16 Samuel Cohn, *op. cit.*, p.4.

female and male — interests, acted with partly irrational and partly profitorientated motives to the same extent as private or corporate capitalists did under comparable circumstances. But the state, while structured into different and partly competing organizations, was also setting environmental constraints on employers through legislation, fiscal controls and intervention.

If we turn to the other countries, we find a lot of similarities. In fact, there appear to be more similarities than differences between the states, all national peculiarities notwithstanding: Susan D. Bachrach and Dominique Bertinotti have shown that women were recruited by the French Postal and Telegraph Administration since 1872, when the first female assistant got hired (on probation).¹⁷ After 1877 female telegraph operators were being engaged at the Paris Central at la rue de Grenelle. Still, massive recruitment of women only started after 1889, and this was in response to a wave of collective protest by male personnel finding their career advancement blocked due to the Great Depression. According to Bertinotti the administration, which simultaneously faced a growing workload and a diminishing budget, first tried to recruit more male auxiliaries and then turned to the employment of women because they would work for less money. An English state official similarly had remarked as early as 1871: "They are very accurate and do a fair quantity of work, more so, in fact, than many males who have been employed on the same duty . . .". And: "the wages which draw men from an inferior class will draw women from a superior class and hence they will write better than the former and spell more correctly; and they are less disposed than men to combine for the purpose of extorting higher wages."¹⁸

Like the German authorities, the French Postal Administration first kept the women as "stagiaires", that is, as operators on time-limited contracts. Slightly earlier than in Germany, however, they seem to have become "titulaires". Also, France — (like Russia) — had no marriage bar but tried to raise the notoriously low birthrate by conceding to its female servants 35 days of maternity leave as early as 1903.

Nevertheless, the similarities between the two countries seem to be more important: in both cases women were being recruited from strata of the population which depended on women's wages. And they were excluded from all so-called "responsible" functions. Bertinotti notes less geographical mobility for women. They had a shorter period of service averaging 25 years compared to men's 30 years service. Men entered the jobs on average at an age of 21, four years younger than women. Women, nevertheless received higher entry level wages albeit smaller salary increases thereafter, while the remuneration of men systematically rose with years of service. The French Postal Ministry expected different qualities from its male and female staff: men were supposed to be more intellectual, women to have more moral capacity; ironically women usually seem to have had more formal education prior to entering the service. On the other hand: post-entry

17 Susan Dimlich Bachrach, *The Feminization of the French Postal Service, 1750-1914*. Ph.D., University of Wisconsin, Madison 1981; Dominique Bertinotti, *Carrières féminines et carrières masculines dans l'administration des Postes et Télégraphes à la fin du XIXe siècle*, in: *Annales. Economies, Sociétés, Civilisations*, Paris, 40 (1985), 3, pp.625-640.

18 R. Silverstone, *Office work for women: an historical review*, in: *Business History* 18, January 1976, p.101; see also: Betty V. Humphreys, *Clerical Unions in the Civil Service*, Oxford 1958; Meta Zimmeck, *Jobs for the girls: the expansion of clerical work for women, 1850-1914*, in: Angela V. John (Ed.), *Unequal Opportunities. Women's employment in England 1800-1918*, Oxford 1986, pp.153-178.

qualifications were more easily attainable for men, for the Postal Administration offered better education to them in a variety of facilities. There was merely one training school for women.

Finally and again similar to Germany, unionization as well as the impact of the First World War were necessary to ensure that French postal women were finally integrated into the "*cadre des commis*" at the end of the twenties. French female postal servants also organized in separate unions between 1900 and 1908 because of the strong anti-feminism of the mixed "*association générale des agents*". When they were again incorporated, they still had to face a lot of male chauvinism.¹⁹ Because Bertinotti's research is a quantitatively and qualitatively oriented project in progress like my own, unfinished, work, more detailed comparisons have to be postponed for the moment.

Samuel Cohn's recent study contrasts the English Post Office, which was the first employer to use female clerks instead of males, with the Great Western Railway, one of the last employers to make this change. He attempts to outline a theoretical "synthetic turnover model" that can help to explain "occupational sex-typing".²⁰

The English Post Office became the leading sector in the feminization of clerical work when in 1868 it absorbed the private telegraph companies. The introduction of female telegraphists in 1870 was — like in Germany — in response to a shortage of trained male telegraph operators. Other departments followed the example: The Returned Letter Department already was 48 percent female in 1876, the Savings Bank introduced women in 1875, and a virtually all-female new Postal Order Division was created in 1876. Cultural values had considerable influence: when the management of the London Post Office was determining what sex of telegraphist to put in what branch, they explicitly took into account the quality of the neighbourhood; and most London post offices were sex-segregated, with women working in separate rooms. According to Cohn the Post Office nevertheless feminized before the Great Western Railway did because it was more "clerical-labour-intense". "Political hiring" (preferential hiring for veterans in order to support the unemployment policies of the welfare state) was concentrated in a small subpopulation of offices only. But a lot of managerial opposition existed so that women were introduced only after the exertion of outside pressure, usually from central management. Local managers as well as male unions were not effective enough in controlling entry into these occupations. Male members of minority groups or juveniles who would have worked for low wages were less likely to have the relatively high formal educational qualifications of women.

Cohn concludes that under a narrow set of conditions, especially when suffering from the joint problem of tenure-based salary scales or overannuation, employers within a bureaucracy like the Post Office found themselves forced to reduce the levels of rewards to some workers within the organisation arbitrarily, while maintaining these rewards for others. By operating marriage bars, i.e., using gender as a criteria for differentiating between short-term and long-term employees, they virtually guaranteed that a significant share of low-status office jobs would henceforth be reserved for women.

"Hiring sixteen-year-old women and forcing them to retire at marriage ensures careers

19 Susan Dimlich *Bachrach op. cit.*, pp.320-361.

20 Samuel Cohn, *op. cit.*, pp.91-93.

anywhere from six to ten years long. This is long enough to ensure the conservation of any firm-specific skills, but not as long as to create a severe crisis of productivity. Thus, ironically, even as tenure bars diminished the opportunities for elder women, they gave younger women a near monopoly on clerical positions, since their tenures could be more easily manipulated to fit the needs of office employers. Synthetic turnover thus helped ensure that clerical work would become a female sex-typed job."²¹ Cohn also stresses the role of vacancies in determining sex-typing. An employer cannot immediately adjust his labor force to reflect current economic and social conditions. "He can only introduce new workers into positions for which there are vacancies. If the number of openings is relatively small, his current sex-type may reflect past rather than present economic conditions."²² This environmental constraint on feminization was also a recurrent subject in Germany, for instance in 1910, when the budget did not allow for new women being promoted to the graded salary scale.

I would like to stress that my own research so far confirms Cohn's conclusion that clerical work was feminized because managers changed their hiring strategies due to price competition or to budget calculations. There were considerably less "supply-side-limits" to female employment than "demand-side-determinants". In contradiction to what sociologists as well as historians and economists repeat again and again about "the" clerical workers and their presumed national differences because of the peculiarities of their respective states (with the Germans being the most reactionary, the Anglo-Saxons the most progressive and the French somewhere in between),²³ I found that *the specific group of female clerical workers in postal services had more in common with each other across borders than with their male colleagues in their own country.*

They also seem to have been less prone to "traditional" white-collar values (as opposed to "working-class-orientation") but at the same time, by organizing in separate unions, appear to have been more gender conscious than class conscious. It seems important to insist, that this political orientation was not just "false consciousness" but — at least partly — an expression and a reflection of those women's truly complex situation in gender-structured societies in which overall cultural patterns enforced women's subordination at times even at the expense of economic rationality.

21 Samuel Cohn, op. cit., p.225.

22 Samuel Cohn, op. cit., p.231.

23 See for example: Jürgen Kocka (Ed.), *Angestellte im europäischen Vergleich*. Göttingen 1981; for a first comparative analysis concerning women see: Ursula D. Nienhaus, *Weibliche Angestellte in den USA, Frankreich und Großbritannien 1850-1930 — Arbeitsmarkt, Arbeitsplatzsituation, soziale Lage, Organisation*, in: *IWK* 21 (1985), 3, pp.330-354.

BERICHT ÜBER DAS DGB-PROJEKT "GESCHICHTE VON UNTEN", VORGELEGT AUF DEM ABSCHLUSS-SEMINAR DES PROJEKTS VOM 4. BIS 6. MAI 1987 AN DER DGB-BUNDESSCHULE IN HATTINGEN

Von Manfred Scharrer

Das DGB-Projekt "Geschichte von unten" wurde als ein zweijähriges wissenschaftliches Forschungsprojekt (finanziert durch die Hans-Böckler-Stiftung) beim DGB Bildungswerk für zwei Mitarbeiter eingerichtet und soll mit der Erstellung eines Handbuches abgeschlossen werden. Zunächst galt es:

- a) in Erfahrung zu bringen, welche Gruppen und Personen sich im gewerkschaftlichen Rahmen um örtliche Geschichtsaufarbeitung kümmern oder sich schon gekümmert haben,
- b) zu versuchen, einen Diskussionszusammenhang der Projekte untereinander herzustellen bzw. einen Erfahrungsaustausch zu organisieren,
- c) fachliche Beratung anzubieten und
- d) gegebenenfalls auch neue Geschichtsgruppen zu initiieren.

Das Projekt hatte so immer eine gewerkschaftspolitische Seite, und in diesem Sinne wurde es auch von den interessierten Kollegen wahrgenommen.

Die anfängliche Hauptschwierigkeit bestand darin, die Existenz des DGB-Projektes "Geschichte von unten" im DGB und in den Einzelgewerkschaften bekanntzumachen. Der Versuch, über die DGB-Presse und die Organe der Einzelgewerkschaften die Mitglieder über das Projekt zu informieren, bereitete ungeahnte Mühe. Mit Ausnahme der "Welt der Arbeit" (WdA) und weniger anderer Mitgliederzeitungen brachten viele Organe erst Monate nach Beginn des Projektes einen knappen Hinweis. Eine ähnliche Schwierigkeit zeigte sich dann bei dem Versuch, die Redakteure der Gewerkschaftszeitungen anzuregen, Selbstdarstellungen aus dem von den Projekt-Mitarbeitern herausgegebenen Rundbrief zu übernehmen. Offenbar ist es uns noch nicht gelungen, sie von der Relevanz einer guten und kontinuierlichen Öffentlichkeitsarbeit zu überzeugen. Dies ist deshalb schade, weil sich am Beispiel von Hinweisen auf unsere Projektseminare zeigte, daß über die Mitglieder-Zeitungen der Einzelgewerkschaften am ehesten jene Kollegen erreicht werden können, die am Projekt interessiert sind. Insgesamt läßt sich wohl sagen — und dies wird bestätigt durch die zufälligste Art und Weise, wie wir oft von gewerkschaftlichen Geschichtsarbeiten erfuhren —, daß das DGB-Projekt bei den Mitgliedern der Gewerkschaften noch längst nicht hinreichend bekannt ist.

Wir suchten dann direkte Kontakte zu den Geschichtswerkstätten und den Gruppen der SPD-Ortsvereinsgeschichtsschreibung in der Hoffnung, gewerkschaftliche oder gewerkschaftsnahe Projekte zu finden, und tasteten uns über persönliche Bekanntschaften zu Gewerkschaftsgruppen vor.

Anfang des Jahres 1986 begannen wir dann mit der Herausgabe eines Rundbriefes. Er war in erster Linie dazu gedacht, Gruppen und Personen anzuregen, ihre Arbeit und ihre Ergebnisse selbst vorzustellen, um darüber wiederum andere Kollegen zu ermutigen, ähnliche Initiativen zu ergreifen. Mittlerweile sind 8 Rundbriefe mit ca. 35 Selbstdarstellungen erschienen. Sie dokumentieren schon recht deutlich, welche Vielfalt an Projekten zur "Geschichte von unten" in den Gewerkschaften existiert. Ansatzweise wird auch

sichtbar, auf welcher verschiedene Weise solche Projekte entstanden sind und unter welchen Voraussetzungen sie durchgeführt wurden und werden. Der Rundbrief erscheint in einer Auflage von ca. 1000 Exemplaren und geht an die DGB-Kreise, Zeitungen und Zeitschriften des DGB und der Einzelgewerkschaften, Gewerkschaftsschulen, Geschichtsprojekte, außenstehende Projekte und interessierte Personen. Es zeigte sich, daß dieser Rundbrief nicht nur auf großes Interesse bei den Kollegen aus den Geschichtsprojekten stieß, sondern auch bei Kollegen, die an Universitäten, Volkshochschulen und anderen Institutionen sich mit dem Thema "Geschichte von unten" befassen.

Das Angebot, im Rundbrief eine Selbstdarstellung zu verfassen, wurde durchgängig gerne angenommen. Neben den Selbstdarstellungen haben wir aktuelle Bücher zum Thema "Geschichte von unten" besprochen und den Rundbrief benutzt, um auf unsere Seminare aufmerksam zu machen.

Neben dem Rundbrief sollten vor allem verschiedene Seminare dazu dienen, einen direkten Erfahrungsaustausch und eine methodische und inhaltliche Weiterqualifizierung zu ermöglichen. Wir haben insgesamt 6 Seminare durchgeführt, deren thematische Festlegung erst auf Grund der Projekterfahrung erfolgte. Das erste Seminar zum Thema "mündliche Geschichtsschreibung" war gedacht für Kollegen, die sich über Grenzen und Möglichkeiten der Methode der "oral history" informieren wollten. Dies sollte nicht anhand eines Literaturstudiums geschehen, sondern durch "learning by doing", d.h. die Teilnehmer sollten exemplarisch eine zeitlich und thematisch begrenzte Geschichte im Gespräch mit einem Zeitzeugen aufzuarbeiten versuchen (Aufbau der Gewerkschaften nach 1945 am Beispiel der Bergarbeiter). Karl van Berk hatte sich als Zeitzeuge zur Verfügung gestellt. Zu diesem Seminar kamen dann jedoch Kollegen, die nicht so sehr daran interessiert waren, eine bestimmte Methode zu lernen — denn überwiegend hatten sie bereits mehr oder weniger umfangreiche Erfahrungen in "mündlicher Geschichtsschreibung" —, sondern interessante Geschichten zu hören.

Das zweite Seminar zum Thema "Museum der Arbeit", das durch Kieler Kollegen angeregt worden war, die an einem solchen Projekt beteiligt sind (vgl. ihren Beitrag im Rundbrief Nr.2), fand eine unerwartet starke Resonanz. Anhand der Vorstellung konkreter Projekte (Museum der Arbeit Hamburg, Museum für Industrie- und Alltagskultur Kiel, Museum Arbeitswelt Steyr und Ruhrlandmuseum Essen) wurden die inhaltlichen und museumspädagogischen Konzeptionen diskutiert im Zusammenhang mit der Frage nach den Möglichkeiten gewerkschaftlicher Einflußnahme. Uns ging es dabei speziell um die Frage, ob solche Museen der Arbeit sich als institutionelles Rückgrat für Projekte zur Geschichte von unten eignen. Auf Anregung der Teilnehmer wurde aus dem Seminar heraus eine "Arbeitsgruppe Museum der Arbeit innerhalb des DGB-Projektes Geschichte von unten" gegründet, die sich im Januar 1987 zu einer Arbeitstagung in Hattingen traf. Zweck der Tagung sollte sein, Leitsätze und Thesen zum Thema Museum der Arbeit bzw. Industriemuseum zu erarbeiten, die einmal die Notwendigkeit verdeutlichen, daß sich die Gewerkschaften in diesen Bereich engagieren müssen und gleichzeitig als eine Orientierung für eine solche gewerkschaftliche Politik in diesen Projekten dienen könnten. In der sehr intensiven Diskussion zeigte sich dann, daß dieses Unterfangen nicht so ohne weiteres zu realisieren ist, weil für viele Fragen erst noch gemeinsame Positionen erarbeitet werden müßten. Die Kollegen aus dem Hamburger Pro-

jekt haben es dann übernommen, einen die Diskussion zusammenzufassenden Bericht zu schreiben. Dieser Bericht liegt inzwischen vor (vgl. den Beitrag von Rolf Bornholdt in Rundbrief Nr. 8).

Das dritte Seminar zum Thema "100 Jahre 1. Mai" sollte Anstoß geben zur Gründung von Arbeitskreisen, die auf örtlicher Ebene die Geschichte der 1. Mai-Feier aufarbeiten (vgl. Ausschreibungstext in Rundbriefen). Wir hatten dabei die Absicht, Leitfragen für eine 1. Mai-Geschichtsschreibung zu erstellen. Anhand der Diskussion über die Thesen der Bremer Kollegen (vgl. Rundbrief Nr.6) und bereits vorliegender Darstellungen ist uns dies auch gelungen (vgl. Rundbrief Nr.7).

Der 100jährige Geburtstag der Mai-Feier 1989 bzw. 1990 schien und scheint uns eine ideale Gelegenheit, eigenständige örtliche Geschichtsforschung anzuregen. Allerdings reicht dazu die Kraft des Projektes nicht aus. Unsere Hoffnung, daß über die Gewerkschaftszeitungen unsere Anregung verbreitet würde, hat sich bislang nicht erfüllt. Es bedürfte sicherlich noch einiger anderer organisatorischer Anstrengungen, damit aus dieser Idee konkrete Taten werden könnten.

Das 5. Seminar hatte Betriebsgeschichte von unten zum Thema. Als ein Ergebnis des Projektes hatte sich abgezeichnet, daß im gewerkschaftlichen Bereich die Aufarbeitung von Betriebsgeschichte nur ausnahmsweise stattfindet, obwohl dieses Thema doch sehr nahe läge und einen sehr aktuellen gewerkschaftspolitischen Bezug hätte. Das Seminar, das wir dann in Zusammenarbeit mit Kollegen aus dem Forschungsinstitut für Arbeiterbildung Recklinghausen durchführten, sollte einmal den Erfahrungsaustausch zwischen Kollegen, die in betriebsgeschichtlichen Projekten arbeiten, ermöglichen und theoretisch die Möglichkeiten und Schwierigkeiten einer Betriebsgeschichte diskutieren, die im Unterschied zu den meisten firmenoffiziellen Darstellungen und Festschriften die Geschichte der Arbeiter im Betrieb berücksichtigt. Ebenso wie das 1. Mai-Seminar sollte auch hier ein Anstoß für verstärkte Beschäftigung mit diesem Thema in den Gewerkschaften gegeben werden (vgl. den Seminarbericht in Rundbrief Nr. 8).

Nach Überwindung der Startschwierigkeiten entwickelte das Projekt eine relative Eigen-
dynamik, die sich darin zeigte, daß die Gruppen von sich aus ihr Interesse äußerten, im DGB-Projekt "Geschichte von unten" mitzuarbeiten. Mittlerweile haben wir Kontakt zu ca. 70 aktiven Geschichtsprojekten im Erwachsenenbereich, jedoch nur zu ca. 5 aktiven Projekten im Jugendbereich. Darin drückt sich bereits ein nicht erwartetes Ergebnis des Projektes aus: Ursprünglich dachten wir, daß die größeren Aktivitäten im Jugendbereich stattfinden würden. Die Ursachen dafür, warum im Erwachsenenbereich so unverhältnismäßig mehr historisches Interesse besteht, lassen sich noch nicht genau benennen. Sie hängen sicherlich mit dem allgemeinen Zustand der gewerkschaftlichen Jugendarbeit zusammen und sicher auch mit der — ursprünglich nicht geplanten — inhaltlich vielleicht gar nicht sinnvollen Trennung des Projektes in einen Jugend- und Erwachsenen-schwerpunkt. Es sollte in den Geschichtsgruppen ja ohnehin über die "erzählte Lebensgeschichte" eine generationenübergreifende Vermittlung stattfinden, denn gerade darin liegt ein besonderer gewerkschaftspolitischer Stellenwert im Zusammenhang mit "Geschichte von unten". Wenn Kollegen, die formal der Gewerkschaftsjugend zuzurechnen wären, sich in einem Geschichtsprojekt engagieren, dann müssen sie sich noch nicht dem Jugendschwerpunkt zuordnen. Vielleicht spielt auch der simple Generationsunter-

schied eine Rolle, der eben für Jugendliche Geschichte noch nicht in dem Maße interessant erscheinen läßt wie für ältere Kollegen.

Nach dem Ausscheiden des für den Jugendschwerpunkt zuständigen Projektmitarbeiters am 1. Oktober 1986 fand eine spezielle Jugendarbeit im Zusammenhang des Projektes nicht mehr statt. Es wäre auch sinnlos gewesen, für die verbleibenden Monate, einen neuen Mitarbeiter einzustellen.

Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, daß sich mit dem DGB-Projekt überwiegend Kollegen/Gruppen in Verbindung setzten, die bereits ein konkretes Projekt begonnen bzw. bereits abgeschlossen hatten. Der erste Gedanke, der sich bei diesen Kollegen verständlicherweise einstellte, wenn sie den Namen "DGB-Projekt Geschichte von unten" hörten, war, daß dieses Projekt finanzielle Unterstützung leisten könnte, da es ja zur Unterstützung der örtlichen Gruppen eingerichtet wurde (das ist die gängige Vorstellung). So vermutete man in Düsseldorf einen großen Topf, der bis zum Rand mit Geld gefüllt ist, das nur darauf wartete, an bedürftige Projekte verteilt zu werden. Leider mußten von den Projektmitarbeitern solche Erwartungen immer wieder enttäuscht werden. Das Projekt verfügte über kein Geld zur freien Unterstützung örtlicher Projekte — und dabei wären oft mit relativ geringen Mitteln zur Deckung von Materialkosten, Druckkosten etc. schon große Wirkungen zu erzielen gewesen. Als Ausnahmeregelung hatte sich die Hans-Böckler-Stiftung bereiterklärt, die Nebenkosten für eine ABM-Stelle für ein Projekt zu übernehmen.

Die Gründung bzw. Initiierung neuer Gruppen im Zusammenhang des Projektes war bislang eher die Ausnahme. Dies ist allerdings auch durch einen Mitarbeiter "von oben" auf direkte Weise in der Regel nicht möglich. Möglich ist und war eine beratende Tätigkeit beim Beginn und Aufbau eines Arbeitskreises oder Projektes. Dies setzte aber immer wenigstens einen Kollegen voraus, der diese örtliche Arbeit auch tragen wollte, und der zufällig auch noch von der Existenz des DGB-Projektes wußte. Es zeigte sich in diesem Zusammenhang, welchen besonderen Bedingungen gewerkschaftliche Geschichtsarbeit von unten unterliegt, wenn sie ehren- oder nebenamtlich als Freizeittätigkeit durchgeführt wird. Die Zeitstruktur einer solchen Tätigkeit (die Gruppe trifft sich vielleicht nur 14tägig oder gar nur monatlich) hat einen ganz anderen Rhythmus, als daß sie in den Rahmen eines zweijährigen Projektes passen würde. Dieses Zeitproblem läßt sich an zwei Beispielen besonders deutlich zeigen: Angeregt durch das Fehlen eines Frauenprojektes versuchten wir, ein Frauenprojekt über die IGBE in Recklinghausen zu initiieren — und zwar mit Unterstützung einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin, die über ABM für zwei Jahre eingestellt werden sollte. Da die Gewerkschaften grundsätzlich ABM-Stellen ablehnen (Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel), mußte zunächst eine Institution gefunden werden, die antragsberechtigt und -willig war. Dann mußte der Verfahrensweg über das Arbeitsamt absolviert und schließlich eine geeignete Kollegin gesucht werden. Von der Idee bis zum Beginn des Projektes "Frauen im Bergarbeitermilieu am Beispiel der Stadt Herten" verging fast ein Jahr (vgl. den Bericht über die Anfänge dieser Arbeit in Rundbrief Nr.8).

Typischer dürfte der Versuch sein, im Bereich der IG Metall durch die Frauenausschüsse Geschichtsprojekte zum Thema "Frauen in der Metallarbeiter-Gewerkschaft" anzuregen. Erste Vorgespräche liegen fast ein Jahr zurück, dann wurden organisationsbedingt

andere Themen auf die Tagesordnung gesetzt, ein erneuter Anlauf genommen und schließlich traf sich im März eine erste Runde zur Vorbesprechung. Vereinbart wurde hier, daß der Projektmitarbeiter eine kleine Handreichung verfassen sollte, die dann an interessierte Kolleginnen gegeben werden sollte. Dies ist inzwischen geschehen.

Das Beispiel des Bergarbeiterfrauen-Projektes verweist auch auf eine wesentliche Bedingung vieler sich gewerkschaftlich oder gewerkschaftsnah verstehender Geschichtsprojekte: Diese Arbeit wird oft unterstützt, wenn nicht maßgeblich getragen von Historikern und Sozialwissenschaftlern — in vielen Fällen finanziert über Zeitverträge (ABM), wie überhaupt davon ausgegangen werden muß, daß die allermeisten Projekte keine offiziellen Gewerkschaftsprojekte sind, sondern daß sich die Mitglieder als Gewerkschafter verstehen und ihre Arbeit im Interessen- und Solidarusammenhang der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung definieren. Sie erwarten deshalb auch, daß ihre Arbeit die Aufmerksamkeit der Gewerkschaften beanspruchen dürfe und deren Unterstützung verdiene. Institutionell findet oft eine Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaften, Arbeit und Leben, Volkshochschulen oder Universitäten statt. Mit dem Begriff "Geschichte von unten" ist also nicht notwendig die Vorstellung verbunden, daß Geschichte hier nur von "Hobby"- bzw. "Barfuß"-Historikern geschrieben wird.

Wir haben versucht, ein Archiv zur "Geschichte von unten" anzulegen. Gesammelt haben wir bislang nur jene Arbeiten, die uns von Kollegen zugeschickt wurden. Das sind inzwischen ca. 150 Titel. Dies ist sicher nur ein geringer Teil der bereits vorliegenden Publikationen. Dieser Bestand zeigt die thematischen und methodischen Möglichkeiten einer "Geschichte von unten" im Rahmen der Gewerkschaften: Die Publikationen reichen von reinen Dokumentensammlungen, kurzen Abrissen der organisatorischen Entwicklung einer Verwaltungsstelle bis zu Darstellungen, in denen versucht wird, neben einem Dokumententeil auch eine Beschreibung und Analyse zu geben. Die Art der Präsentation reicht von schlecht kopierten und notdürftig gehefteten Broschüren bis zu hervorragend gestalteten und produzierten Büchern. Die Auswertung dieser Publikationen erfolgt im Zusammenhang mit dem Handbuch, das als ein Ergebnis des Projektes bis Ende des Jahres erstellt werden soll.

Wir haben für das Projekt eine Datenbank über die Gruppen im DGB-Bereich, über einige Gruppen der Einzelgewerkschaften und über Projekte im außergewerkschaftlichen Bereich wie Volkshochschulen und Universitäten, die sich mit örtlicher Geschichte beschäftigen und die Interesse haben, mit dem DGB-Projekt zu kooperieren, aufgebaut. Informationen über Produkte der örtlichen Geschichtsschreibung, seien es Bücher, Broschüren, Ausstellungen etc., sind hier mit aufgenommen.

Einschätzung/Konsequenzen:

Für eine Einschätzung der bestehenden Projekte und ihrer vorgelegten Arbeiten ist es entscheidend, welchen Anspruch man mit der Formel "Geschichte von unten" verbindet. In der bisherigen Diskussion werden mit "Geschichte von unten" die unterschiedlichsten Vorstellungen verknüpft. In der wissenschaftlichen Diskussion ist damit meistens ein veränderter Blickwinkel auf soziale und politische Entwicklungen gemeint. Nicht mehr die Taten großer Männer in Staat und Verbänden interessieren, sondern der Alltag und die Alltagsgeschichte der "kleinen Leute". Die Methode der "oral history"

hat hier einen hervorragenden Stellenwert. Dieser Forschungsansatz wäre viel treffender mit Geschichte "über unten" zu bezeichnen, die allerdings oftmals mit dem ideologischen Anspruch verbunden ist, gleichzeitig eine Geschichte "für unten" zu sein. Geschichtsschreibung "von unten" im strengen Sinne, also geschrieben von den Menschen, die unten leben und arbeiten, ist noch recht selten.

Ein gewerkschaftliches Projekt mit dem Titel "Geschichte von unten" kann sich nicht als ein Konkurrenzunternehmen zur wissenschaftlichen Forschung verstehen, es sollte hier nicht in erster Linie um neue Forschungsergebnisse gehen, so wichtig und interessant sie sein mögen. Geht es z.B. dem Vorstand einer Einzelgewerkschaft, eines DGB-Bezirktes oder -Kreises, einer Ortsverwaltungsstelle nur um die möglichst schnelle und gründliche Erstellung eines Produktes in Form einer Organisationsgeschichte für ein Jubiläum, dann läge es nahe, einen Wissenschaftler damit zu beauftragen; steht im Vordergrund jedoch der gewerkschaftspolitische Anspruch, daß Kollegen ihre eigene Geschichte selbst erforschen sollen, dann ist das Resultat der historischen Forschung sekundär. Das heißt nicht, daß eine solche historische Arbeit weniger genau und weniger gründlich sein darf. Dies besonders dann nicht, wenn beabsichtigt wird, das Ergebnis zu veröffentlichen, denn der Leser einer Publikation, der Betrachter einer Ausstellung oder eines Videofilms beurteilt die Qualität des Produkts nicht nach den guten Absichten der Autoren oder ihren vielleicht widrigen Arbeitsbedingungen.

Zwischen diesen hier angedeuteten Extremen liegt eine Vielzahl von Möglichkeiten, lokale historische Forschungsarbeit zu organisieren. Entscheidend in unserem Verständnis einer Geschichte "von unten" ist jedoch der Prozeß einer selbstorganisierten politischen Bildung, der sich fast automatisch ergibt, wenn Kollegen an einem historischen oder soziologischen Thema arbeiten. Durch eine solche "Freizeitbeschäftigung" kann mehr und besser gelernt werden als in noch so guten gewerkschaftlichen Seminaren zur Gesellschaftspolitik oder Geschichte. Das Suchen nach Dokumenten, die Anstrengung der Interpretation und Einordnung, die Gespräche mit älteren Kollegen und gar noch der Versuch, die gewonnenen Erkenntnisse niederzuschreiben und zu veröffentlichen, fördern die Fähigkeit zu kritischem historischen und politischen Denken — vorausgesetzt man ist nicht vor Beginn einer solchen Arbeit alten Interpretationsschablonen verpflichtet, weiß im Grunde schon alles, bzw. alles besser. Damit ist nichts gegen gesellschaftspolitische und historische Seminare gesagt. Im Gegenteil: Viele der vorliegenden Arbeiten verweisen auf eine Schwierigkeit, die die Konzentration auf ein lokales, örtliches, organisatorisches oder betriebliches Ereignis notwendig aufwirft, nämlich die Einordnung in größere Zusammenhänge. Es besteht hier die Gefahr, daß Interpretationen und Wertungen aus allgemeinen Darstellungen unkritisch übernommen werden. Gerade in Verbindung mit örtlicher Geschichtsforschung erhalten die allgemeinen historischen oder gesellschaftspolitischen Seminare eine zusätzliche Funktion, indem sie Gelegenheit bieten, die in der Gruppenarbeit entstehenden allgemeinen Fragen zu diskutieren. Wenn die Gewerkschaft es als ihre Aufgabe begreift, einen Beitrag zur politischen Bildung zu leisten, um in diesem Zusammenhang auch ihre eigene Geschichte zu vermitteln, dann ist eine Förderung der Initiativen zur "Geschichte von unten" pädagogisch und sachlich sinnvoll.

Über die Unterstützung und Initiierung von Arbeitskreisen zur örtlichen Geschichte bie-

tet die Gewerkschaft einen gewerkschaftspolitisch interessanten Inhalt an, der Selbsttätigkeit erlaubt und fordert und der die Organisation nicht nur als Unterstützungsverein im eventuellen Streikfalle und anderen Nöten bzw. als tarifpolitische Interessenvertretung erfahrbar macht, sondern wieder im alten Sinne der Arbeiterbewegung als umfassende kulturelle Organisation. Dem mittlerweile allseits beklagten Entfremdungsprozeß zwischen Mitgliedern und zentralen Verwaltungen würde damit mit Sicherheit nicht weiter Vorschub geleistet werden. Die ernsthafte Beschäftigung mit der eigenen Geschichte muß langfristig positive Auswirkungen für das allgemeine gewerkschaftliche Engagement zeitigen, auch wenn sie sich nicht unmittelbar in größeren Mitgliederzahlen ausdrückt.

Die bisherige Erfahrung zeigt, daß aus solchen Arbeitskreisen Anregungen für die örtliche Gewerkschaftsarbeit kommen, und sei es nur, daß dies zu einer anderen Gestaltung der 1. Mai-Feier führte. Unter dem Gesichtspunkt einer Verbesserung der betrieblichen Organisationstätigkeit könnte die verstärkte Beschäftigung mit Betriebsgeschichte besonders wichtig sein. Das Sich-Einmischen in die vielen kommunalpolitischen Aktivitäten zum Aufbau von Industriemuseen könnte für gewerkschaftliche Bildungsarbeit interessant sein. Dabei dürfte der Blick nicht nur auf Großprojekte, wie sie in Hamburg und Kiel geplant sind, gerichtet werden, sondern auch auf die kleinen Museen.

Die bisherigen Initiativen zeigen, daß es ihnen oftmals gelang, durch die öffentliche Präsentation ihrer Arbeiten in Form von Büchern, Broschüren und besonders Ausstellungen allgemeine örtliche und oft auch darüber hinausreichende Aufmerksamkeit zu erregen und somit einzugreifen in die Gestaltung des allgemeinen politischen Klimas. Seit einiger Zeit wird von konservativer Seite offensiv die Aufarbeitung deutscher Geschichte betrieben. Es geht hier erklärtermaßen um Traditionsbildung, um Begriffsbesetzung, um Interpretationsmacht, d.h. um allgemeine politische Bewußtseinsbildung. Der Streit um das Nationalmuseum ist nur die spektakuläre Spitze. Die kommunistischen Parteien haben ebenfalls die Bedeutung der historischen Vermittlung schon immer erkannt und auf diesem Gebiete in ihrem Sinne Hervorragendes geleistet, ganz im Unterschied zur Sozialdemokratie, die lange Zeit glaubte, Geschichte allgemein und die eigene Geschichte vernachlässigen zu dürfen. Die Gewerkschaften als parteiunabhängige, jedoch keineswegs politisch neutrale Organisationen sollten sich dieser Auseinandersetzung nicht entziehen. Die örtlichen Geschichtsarbeitskreise haben in diesem Zusammenhang eine kaum zu überschätzende Bedeutung.

Soll "Geschichte von unten" nicht ein allzu kurzes und noch nicht einmal besonders hell loderndes Strohfeuer sein, das sich in der einmaligen Erstellung einer kurzen Verbandsgeschichte anläßlich einer runden Jahreszahl der Gründung einer Verwaltungsstelle erschöpft, womöglich noch als kurzfristige Auftragsarbeit für einen Kreisvorsitzenden, sondern ein kontinuierlicher und fester Bestandteil gewerkschaftlicher Bildungsarbeit, dann müssen dafür organisatorische und personelle Voraussetzungen geschaffen werden. Die bisherige Unterstützung der örtlichen Geschichtsarbeit durch den DGB-Bundesvorstand in Form des Projektes stellte dabei ein Minimum dar. Es käme darauf an, wenigstens diese Unterstützung in irgendeiner Form aufrechtzuerhalten. Besonders die Rundbriefe mit ihrer Möglichkeit der Selbstdarstellung der Gruppen sollten weiter herausgegeben werden. Im Grunde materialisierte sich über den Rundbrief das DGB-Projekt als

gewerkschaftspolitische Aktivität. Das Projekt wurde so ansatzweise zur Institution. Dies zeigt sich u.a. auch daran, daß in den Einzelgewerkschaften unter Berufung auf das DGB-Projekt "Geschichte von unten" gefördert wird. Eine ähnliche Funktion hatten die Seminare im Rahmen des Projektes. Entscheidend ist jedoch, daß überhaupt eine zentrale Stelle existiert, die zum Thema "Geschichte von unten" angerufen werden kann und die der begrenzten örtlichen Geschichtsarbeit allgemeine gewerkschaftliche Anerkennung verschafft. In dieser moralischen Unterstützung lag bisher die vielleicht größte Wirkung des Projektes. Der vereinheitlichende und integrierende Prozeß der Herausbildung von DGB-Geschichtsgruppen hat im Grunde erst begonnen. Es bedarf auf absehbare Zeit der Anregung und der Ermutigung, soll die "Geschichte von unten" im gewerkschaftlichen Bereich eine breite und lebendige Institution werden. Auf dem Abschlußseminar des Projektes erklärte der Vertreter des DGB-Bundesvorstandes zu den Möglichkeiten einer Weiterführung des Projektes, daß 1988 ein Seminar zum Erfahrungsaustausch über die "Geschichte von unten" angeboten wird, weitere Rundbriefe herausgegeben werden können und die Informationsdatei des Projektes weitergeführt werden soll. Es sei dabei allerdings klar, daß das Projekt "Geschichte von unten" Ende 1987 mit der Erstellung eines Handbuches abgeschlossen werden wird.

TAGUNG ZUM ALLTAG IN DER FRANZÖSISCHEN VOLKSFRONT (SEPTEMBER 1986)

Von Heinz-Gerhard Haupt

Die Geschichte der Volksfront erregt nicht mehr die wissenschaftliche Neugierde und die politischen Leidenschaften in Frankreich. Diese allgemeine Schlußfolgerung ist aus der zweitägigen Tagung zu ziehen, die das Pariser "Centre d'histoire du syndicalisme" unter dem Titel "Vie quotidienne sous le Front Populaire" am 15. und 16. September 1986 durchgeführt hat. Sozial-, wirtschafts- oder politikgeschichtliche Forschungen, die von der Regierung Léon Blum ausgehen oder diese erklären wollen, sind äußerst selten. Die meisten Referate stammten deshalb von Historikerinnen und Historikern, die ihre anderweitigen Interessen und Forschungsschwerpunkte für die Tagung auf das Jahr 1936 zuspitzten. Damit drückt die Konferenz das insgesamt zurückgehende Interesse an den großen Ereignissen der Arbeiterbewegung ebenso aus wie die Entschärfung der politikwissenschaftlichen Konflikte, die in der Vergangenheit in der Bewertung der Volksfront ausgetragen wurden. Dem erreichten wenig leidenschaftlichen Stand der Diskussionen trug bereits die Planung von Antoine PROST Rechnung, die ausdrücklich die Regierungspolitik ebenso wie die Ereignisgeschichte ausblendete und mit dem Begriff "Alltag" auf bislang unbekannte Bereiche abheben wollte.

Dies gelang vor allem in der Diskussion der Wohnungslage und -frage in den 1930er Jahren. Aus den Untersuchungen von Françoise CRIBIER, die ihre langfristig angelegten Befragungen von Pariser Arbeitern und Arbeiterinnen fortsetzt und erweitert, ging nicht nur die Enge der proletarischen Wohnung, sondern auch ein unterschiedliches

Wohnverhalten von Einheimischen und Zuwanderern hervor, das Francoise Cribier mit deren spezifischer Kenntnis des Wohnungsmarkts in Beziehung setzte. Am Beispiel einer Mustersiedlung, die für handverlesene Pariser Arbeiterfamilien Wohnkomfort und Sozialprestige verbinden sollte, konnte Annie FOURCAUT die Möglichkeiten und Grenzen bürgerlicher Philantrophie nachweisen und aufzeigen, wie die politischen Funktionen, die ehemalige Mitglieder eines Mietkomitees übernahmen, zur Kanalisierung von Protesten und von Protestverhalten führte. Abgesehen von diesen Beiträgen wurden in den anderen Referaten die wirtschaftlichen Aspekte des Alltagslebens wenig beleuchtet. Freilich lebte die Kontroverse über die ökonomischen Folgen der Einführung der 40-Stunden-Woche kurz auf und es wurde entgegen der These von Alfred SAUVY die geringe Wirkung der 1938 vorgenommenen Arbeitszeitverlängerung nachgewiesen. Auch galt dem verlangsamten Arbeitstempo im Automobilsektor und im Bergbau die Aufmerksamkeit, die von den Unternehmern als Bremstätigkeit der Arbeiter, von aufmerksamen Beobachtern aber als Reaktion auf eine rigorose Verschlechterung der Arbeitsbedingungen und Bezahlung gedeutet wurde (Beitrag von Rolande TREMPÉ). Aber über Konsumverhalten und Wege zum Arbeitsplatz, Familienbudgets und deren Veränderung, die Rolle der weiblichen Arbeitskräfte und der ausländischen Arbeiter, Familiengröße und -strategien war auf dem Kolloquium wenig zu erfahren.

Besonders zahlreich waren die Beiträge zur kulturellen Entwicklung im Frankreich der 1930er Jahre, auch dies ein Zeichen für eine Tendenzwende in der historischen Forschung. Die Volksfront verlor in der allgemeinen Ausweitung der Zahl der Radiohörer und Zeitungsleser an Singularität, wenngleich sie durch die 1936 einsetzende staatliche Kulturpolitik in beide Bereiche eingriff. In lokalgeschichtlichen Studien wurde einerseits die Tradition der reformistischen Arbeiterbewegung bei der Gestaltung der Freizeit deutlich, andererseits die Schubwirkung, die von 1936 ausging und die sich u.a. auch in der verstärkten Wendung der Vereine hin zu staatlichen Stellen ausdrückte. Besonders gelungen war der Beitrag von Myriam TSIKOUNAS, die am Beispiel der Alltagsdarstellung im französischen Film die Widersprüchlichkeit des Volksfrontexperiments darstellte. Denn in den von ihr untersuchten Filmen stieß sich der neue, emanzipatorische Inhalt mit gesellschaftlichen Bildern der Vergangenheit, erstand das Schauspiel einer Gesellschaft, die die Modernität und die Veränderung suchte, vor dieser aber auch zurückschreckte.

Neuland wurde mit den Beiträgen betreten, deren Autoren die bekannte Streikbewegung der Volksfront, die u.a. Georges Lefranc untersucht und dargestellt hat, in den breiten Rahmen der 1. Mai-Feiern in der Provinz (Antoine PROST) oder in Pariser Straßendemonstrationen (Danielle TARTAKOWSKI) eingeordneten. In all diesen Aufmärschen versuchten die Anhänger der Regierung Blum, die Straße, den öffentlichen Raum zurückzuerobern, den sie zuvor mit rechten oder faschistischen Gruppen hatten teilen müssen. Diese Inbesitznahme ging über die Straßen hinaus und erstreckte sich auf neue, mit dem modernen Leben verknüpfte Räume wie die Parks, die Radrennbahn, das Stadion. Ob nun diese Versammlungen und Demonstrationen ihren Wert als Vereinigungen des "peuple de gauche" in sich trugen, eher kulturellen als politischen Charakter trugen — wie Yves LEQUIN unterstrich — oder ob sie ziel- und gegenstandsbezogen waren — wie Danielle Tartakowski behauptete —, diese Frage blieb kontrovers.

Die Tagung war schließlich interessant durch die Konfrontation von unterschiedlichen Geschichtsschreibungen. Methodologisch stieß die eher anthropologisch argumentierende *Nouvelle Histoire*, der sowohl Yves Lequin als auch Antoine Prost zuzurechnen sind, mit der traditionellen arbeiterbewegungsorientierten Sicht von Historikern zusammen, die der KPF nahestanden und nahestehen. Hier Mißtrauen gegenüber der "historischen Tatsache", die als Teil eines gesellschaftlichen Prozesses und einer gesellschaftlichen Situation gelesen werden muß, die mithin nicht wörtlich und schon gar nicht als direkter Ausdruck von Klassenbewußtsein gesehen werden muß. Dort die Suche nach Organisationsmodellen und Strategien, nach Bedingungen und Argumenten, die die Politik der KPF besser erklären können. Hier auch die Öffnung der Interpretation der Volksfront hin zum Vichy-Regime, mit dem sie einige Aktionsformen, Parolen und Sensibilitäten teilte, dort ihre Betonung als *Novum* in der französischen Geschichte, als Veränderung des Arbeiterlebens und -denkens. Wenn diese Kontroverse auch nicht ausgetragen, in manchen Diskussionen sogar dank der rhetorischen Kunst der Vorsitzenden verdeckt wurde, so schien sie doch deutlich durch. Bildet mithin die Volksfront auch kein zentrales Thema der französischen Arbeitergeschichtsschreibung, so lassen sich deren Haupttendenzen doch am Beispiel der Volksfront erkennen.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (71)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte – die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert – um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter – unter Angabe von deren Anschrift – ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Projektkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum

publizierte Verzeichnis der "Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

- 0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)**
- 1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird
- 2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)
- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers
- 4 Stand der Forschungsarbeit
- 5 Laufzeit des Projekts
- 6 Art der Arbeit
- 7 Auftraggeber der Forschungsarbeit
- 8 Kostenträger
- 9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)**
- 10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht
- 11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit
- 12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung**
- 13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.**
- 14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)
- 16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)
- 19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 16.4.1987

Abkürzungen

Info informationen projektteam
 geschichte der arbeiterbewegung
 Albertgasse 23
 A-1080 Wien

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT,
HILFSMITTEL

—

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN,
NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 87-026

- 2.1 STAUBER, Reinhard, Dipl.-Soz.-Arb.;
Hermann-Geisen-Str. 51,
5410 Hoehr-Grenzhausen;
Tel. 02624/5651
- 5 Ende: 12/87
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Edition
- 8 Bearb.
- 9 Geschichte der Arbeiterbewegung im
Westerwald
- 10.1 1890-1933
- 10.2 Westerwaldkreis
- 11.1 Entwicklung der politischen Arbeiter-
bewegung im Westerwaldkreis dargestellt
an örtlichen Vereinigungen, Gründungen
von Arbeitervereinen usw.; Reichstagswahl-
ergebnisse 1890-1933 (regional); SPD im
Westerwald 1890-1933; Wirtschaftsstruk-
turen und Arbeiterschaft im Westerwald
- 13 Stauber, R.: Sozialdemokratie im Unter-
westerwald von 1898-1914. Ms., [o.O.,
o.J.] — Stauber, R.: Novembertage
1918-1923. Ms., [o.O., o.J.]
- 14 Ermitteln, sammeln, zusammenstellen,
auswerten
- 16 Ae; amtliche Statistik; Zeitungen

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER,
BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

—

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

0 87-027

- 1 Univ. Freiburg/Br., Philosophische und
Juristische Fak.
- 2.1 GOSEWINKEL, Dieter; Zasiusstr. 68,
7800 Freiburg
- 2.2 Prof. Dr. Heinrich August Winkler, Prof.
Dr. Ernst-Wolfgang Böckenförde
- 5 Beginn: 9/84, Ende: 7/88
- 6 Diss.
- 8 Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung
- 9 Adolf Arndt. Der 'Kronjurist' der SPD und
die Wiederbegründung des Rechtsstaats
(1945-1960)
- 10.1 1945-1960
- 10.2 Bundesrepublik Deutschland
- 11.1 Biographisch-personengeschichtlich: u.a.
der Weg vom bürgerlich-konservativen
Elternhaus bis zur Position eines führenden
Politikers der traditionellen Arbeiterpartei;
parteihistorisch: die Rechts- und Verfas-
sungspolitik der SPD durch ihren führen-
den Juristen; institutionengeschichtlich:
insbes. Staats- und Verfassungsgerichts-

barkeit der BRD in Entstehung und
Rechtsprechung, die Landesverfassung
Hessens, die Justizverwaltung

- 13 Zwischenberichte für die FES
- 14 Biographisch-chronologischer Rahmen mit
systematisch-sachbezogenen Kapiteln und
Einschüben
- 16 AdS/FES, Bonn; HStA Hessen; gedruckte
juristische Materialien; Interviews

0 87-028

- 1 Univ. Münster, FB 6, Institut für Sozio-
logie, Bispinghof 5-6. Haus F,
4400 Münster
- 2.1 KÜNSTLE, Peter; Bohlweg 40,
4400 Münster; Tel. 0251/44598
- 2.2 Prof. Dr. Sven Papcke
- 5 Beginn: 12/86, Ende: 10/87
- 6 M.A.
- 8 Bearb.
- 9 Werk-biographische Arbeit zu Dr.-Ing.
Georg Schlesinger
- 10.1 1874-1949
- 10.2 Bis 1933 Berlin; England (London)
- 11.1 Kritische Würdigung eines Vertreters
der technischen und organisatorischen
Rationalisierung vor und während der
Weimarer Republik; evtl. mit dem Ziel,
Parallelen zur aktuellen Technologie-
debatte zu ziehen
- 14 Auswertung von Primärliteratur
- 16 Ggf. Interviews mit Familienangehörigen

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE
DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNGI. Allgemeine Darstellungen
Darstellungen über größere Zeiträume

0 87-029

- 1 Univ. Mannheim, Fak. für Sozialwissen-
schaften, A 5, 6800 Mannheim 1
- 2.1 SCHÖNHOFEN, Klaus, Prof. Dr.;
Sonnenrain 19, 8701 Reichenberg
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Monographie
- 9 Die deutschen Gewerkschaften
- 10.1 1848-1986
- 10.2 Deutschland
- 11.1 Überblick über die deutsche Gewerk-
schaftsgeschichte
- 12 Schönhoven, K.: Die deutschen Gewerk-
schaften (= Edition Suhrkamp 1287).
Frankfurt/M.: Suhrkamp 1987

0 87-030

- 1 TU Berlin, Institut für Geschichtswissen-
schaft, Ernst-Reuter-Platz 7,
1000 Berlin 12
- 2.1 EIFERT, Christiane; Alvenslebenstr. 25,
1000 Berlin 30
- 2.2 Prof. Dr. Karin Hausen
- 4 Laufend
- 6 Diss.
- 8 Bearb.; Stipendium der FES

- 9 Geschichte der Arbeiterwohlfahrt
13 Eifert, Chr.: Mit klarem Kopf und dem Herzen auf dem rechten Fleck. Der Wiederaufbau der AWO nach 1945. Ms., Berlin 1986. – Eifert, Chr.: Der Wandel im Verhältnis von AWO und SPD. Ms., Berlin 1986
16 A der AWO Bundesverband e.V.; AdsD, FES; Publikationen und Zeitschriften von AWO und SPD
- II. Darstellungen in zeitlicher Folge**
- a) Von Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes
–
b) 1890-1914
–
c) Weltkrieg und Revolution
–
d) Weimarer Republik
- 0 87-031**
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/8160010
2.1 WALTER, Franz, Dr.; Kessemeierweg 29, 4930 Detmold
4 Abgeschlossen
6 Geförderte Forschung; Aufsatz
8 DFG
9 Sozialistische Arbeiterjugend Deutschlands (SAJ)
10.1 1918-1933
10.2 Deutschland
11.1 Milieuanalyse und organisationssoziologische Auseinandersetzung mit Bürokratisierungs- und Oligarchisierungshypothesen (s.a. Proj.-Nr. 86-114)
12 Walter, F.: Jugend in der sozialdemokratischen Solidargemeinschaft, in: IWK, Jg. 23 (1987), H. 3
16 AdsD/FES, Bonn; SOPAED, Bielefeld; Zeitungen; Zeitschriften; Jahrbücher; Protokolle; Zeitzeugen
- 0 87-032**
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/8160010
2.1 WALTER, Franz, Dr.; Kessemeierweg 29, 4930 Detmold
5 Beginn: 10/85, Ende: 10/87
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 Der Verband sozialistischer Abstinenten
10.1 1918-1933
10.2 Deutschland
11.1 Vergleichende organisationssoziologische Fragestellung (s.a. Proj.-Nr. 86-114)
13 Walter, F.: Die sozialistische Abstinenzbewegung vom Kaiserreich bis zur Weimarer Republik, 1987
- 16 AdsD/FES; StadtA Köln; Zeitungen; Zeitschriften
0 87-033
1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/8160010
2.1 WALTER, Franz, Dr.; Kessemeierweg 29, 4930 Detmold
5 Beginn: 10/85, Ende: 10/87
6 Geförderte Forschung
8 DFG
9 Bund freier Schulgesellschaften
10.1 1918-1933
10.2 Deutschland
11.1 Vergleichende organisationssoziologische Fragestellung (s.a. Proj.-Nr. 86-114)
16 Zeitungen; Zeitschriften etc.
- 0 87-034**
2.1 BEHRENS-COBET, Heidi, Schloßstr. 67, 4300 Essen 1, Tel. 0201/673648; REICHLING, Norbert, Dr., Klosterstr. 92, 4270 Dorsten 1, Tel. 02362/23856
4 Abgeschlossen
6 Aufsatz
8 Bearb.
9 "Wir fordern die freie Schule, weil sie die Schule des Sozialismus ist." Die Bewegung für freie weltliche Schulen in der Weimarer Republik
10.1 1919-1933
10.2 Deutschland, Schwerpunkt Preußen
11.1 Historische Rekonstruktion eines bisher kaum beachteten Aktionsfeldes der sozialistischen Arbeiterbewegung; Analyse der Bedeutung freier weltlicher Schulen (schulpolitisch und pädagogisch)
12 Veröffentlichung vorgesehen in: IWK
14 Chronologische Deskription; Analyse der Schulpolitik der SPD und KPD sowie der pädagogischen Arbeit der freien Schulen
16 Literatur aus der Freien Schulbewegung und aus den gegnerischen Lagern; Archivmaterial; Presse; mündliche Quellen
- 0 87-035**
1 TH Aachen, Historisches Institut, LS für Neuere Geschichte, Kopernikusstr. 16, 5100 Aachen
2.1 VOSSEN, Stephan; Neustr. 36, 5100 Aachen; Tel. 0241/69225
2.2 Prof. Dr. Rüdiger Schütz
5 Beginn: 4/87, Ende: 8/87
6 Staatsex.
8 Bearb.
9 Der Sachsenkonflikt in der SPD 1923 bis 1926
10.1 1923-1926
10.2 Deutschland, Sachsen
11.1 Darstellung der koalitionspolitischen Differenzen in der Weimarer Sozialdemokratie anhand einer konkreten Auseinandersetzung um eine Große Koalition

- 16 Periodika (Vorwärts, Leipziger Volkszeitung, SPW); Broschüren; Protokolle von Reichs- und Landesparteitag

e) 1933-1945

0 87-036

- 1 Univ. Münster, Institut für Soziologie, Bispinghof 5/6, 4400 Münster
2.1 STEFFENS, Jürgen; Greverer Str. 234, 4400 Münster; Tel. 0251/296731

- 2.2 Prof. Dr. Sven Papcke
5 Beginn: 5/87, Ende: 10/87
6 Staatsex.

- 8 Bearb.
9 Zum Problem der Wehrwirtschaft im Nationalsozialismus

- 10.1 1933-1939

- 10.2 Deutschland (mit Auswirkungen auf Europa)

- 11.1 Zum Problem der Umstellung einer Friedens- auf eine Vorkriegswirtschaft; soziale, wirtschaftliche und rechtliche Veränderungen; der Zusammenhang von Faschismus und Ökonomie, Primat der Politik? Fehlentwicklungen der Faschismusdebatte

- 14 Historisch-theoretischer Ansatz

- 16 Ae; Monographien; Zeitungen etc.

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

—

g) B R D

—

h) D D R

—

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

0 87-037

- 1 Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen, Am Archive 1, 3000 Hannover

- 2.1 HERLEMANN, Beatrix, Dr.; SOMMER, Karl Ludwig, Dr.

- 5 Beginn: 1/87, Ende: 12/89

- 6 Geförderte Forschung; Edition

- 7 Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen

- 8 Stiftung Volkswagenwerk

- 9 Widerstand, Verweigerung und Verfolgung während der nationalsozialistischen Herrschaft im Gebiet des heutigen Landes Niedersachsen

- 10.1 1933-1945

- 10.2 Niedersachsen

- 11.1 Forschungsschwerpunkte: bäuerliche Verhaltensweisen unterm Nationalsozialismus und der Kirchenkampf innerhalb der Oldenburgischen Landeskirche

- 12 Veröffentlichung geplant

- 14 Eine Koordinationsstelle sammelt und informiert über laufende regionale und lokale Arbeiten zum Thema, zu ausgewählten Themen kleinere Arbeitstagen

- 16 Projektforschung; zunächst archivalische Recherchen

b) Lokal

0 87-038

- 1 Univ. Bochum, Abt. für Geschichtswissenschaft

- 2.1 LOHMANN, Jürgen M.; Düsseldorfer Str. 112, 4100 Duisburg 1

- 2.2 Prof. Dr. Wolfhard Weber
5 Beginn: 12/86, Ende: 4/87

- 6 Staatsex.

- 8 Bearb.

- 9 Der Werkswohnungsbau in Hamborn. Von den Anfängen bis in die 20er Jahre

- 10.1 Ca. 1880-1933

- 10.2 Stadt Hamborn (heute Duisburg 11)

- 11.1 Arbeiterwohnungsbau, Zeche Neumühl, Gewerkschaft Deutscher Kaiser: Bestandsaufnahme, soziales Umfeld, Interpretation der Architektur

- 16 'Hausaktenarchiv' der Zeche Neumühl; StadtA Duisburg; A der Thyssen AG; BergbauA Bochum (Bestand 11 – Zeche Neumühl)

0 87-039

- 1 SPD-Ortsverein Hilden (Günter Scheib, Gisela Losseff-Tillmanns)

- 2.1 BUSCHAK, Willy, Dr.; Julius-Brecht-Str. 3, 2000 Hamburg 52

- 4 Laufend

- 9 Die Geschichte der SPD Hilden 1863-1987

- 10.1 1863-1987

- 10.2 Hilden

- 11.1 Schwerpunkt: sozialdemokratische Kommunalpolitik

- 12 Die Geschichte der SPD Hilden 1863-1933.

- Hrsg.: SPD Ortsverein Hilden (Günter Scheib, Gisela Losseff-Tillmanns). Red.: Willy Buschak. Hilden: (o.V.) 1987, 88 S.

- 16 Archivalien; Periodika

F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITER-BEWEGUNG ANDERER GEBIETE

Italien

0 87-040

- 1 Univ. Innsbruck, Institut für Politikwissenschaft

- 2.1 VERDORFER, Martha

- 4 Laufend

- 6 Diss.

- 9 Faschismuserfahrungen in Südtirol und ihre Bedeutung für die Nachkriegszeit

- 10.1 20. Jahrhundert

- 10.2 Südtirol (Italien)

- 19 Info, 13. Jg. (1987), Nr. 38/39

Österreich

0 87-041

- 1 Univ. Wien, Institut für Zeitgeschichte
 2.1 UNFRIED, Berthold; Am Hundsturm 7/13, A-1050 Wien
 2.2 Prof. Dr. Anton Staudinger
 4 Laufend
 6 Diss.
 9 Arbeiterschaft und sozialdemokratische Arbeiterbewegung in Österreich 1914-1918
 10.1 1914-1918
 10.2 Österreich
 13 Unfried, B.: Zu Politik und Theorie der "Linken" innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie während des Ersten Weltkrieges. Dipl., Univ. Wien 1983
 19 Info, 13. Jg. (1987), Nr. 38/39

0 87-042

- 1 Univ. Marburg, Institut für Osteuropäische Geschichte
 2.1 SEWERING-WOLLANEK, Marlis; Schönbacher Weg 4, 3550 Marburg
 2.2 Prof. Dr. Hans Lemberg
 4 Laufend
 6 Diss.
 9 Arbeiterbewegung und Nationalitätenfrage in Nordböhmen bis zum Ende der Habsburger Monarchie
 10.1 Bis 1918
 10.2 Nordböhmen (Österreich)
 19 Info, 13. Jg. (1987), Nr. 38/39

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

II. NACHTRÄGE

0 3708

- 1 Univ. Wien, Grund- und integrativ- und sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für Politikwissenschaft
 2.1 STALZER, Alfred
 2.2 Prof. Dr. Schneider
 4 Abgeschlossen
 6 Diss.
 9 Die Stellung der KPÖ im politischen System Österreichs in der Zweiten Republik
 10.1 Nach 1945
 10.2 Österreich
 13 Stalzer, A.: Zwischen Anpassung und Isolation. Zur Integration der KPÖ in das politische System Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg. Diss., Univ. Wien 1986
 19 Info, 13. Jg. (1987), Nr. 38/39 (2/87)

0 3966

- 1 Univ. Wien, Institut für Österreichische Geschichtsforschung

2.1 STAUDACHER, Anna

- 4 Abgeschlossen
 6 Hausarbeit
 9 Anarchisten und Sozialrevolutionäre. Zur Geschichte der österreichischen Radikalen 1879-1889
 10.1 1878-1884
 10.2 Galizien (Österreich)
 13 Staudacher, A.: Die sozialrevolutionäre Bewegung in Galizien 1878-1884. Ex., Univ. Wien 1986. 284 S.
 19 Info, 13. Jg. (1987), Nr. 38/39 (2/87)

0 79-0028

- 1 Historische Kommission zu Berlin, Kirchweg 33, 1000 Berlin 38; Tel. 030/8160010
 2.1 REIBE, Axel; Oranienburger Chaussee 47, 1000 Berlin 28; Tel. 030/4018751
 4 Eingestellt
 6 Eigenprojekt des Bearb.
 9 Kommunale Investitionen in der Periode von Inflation und Anfangskrise der Weimarer Republik 1918 bis 1923
 10.1 1918-1923
 10.2 Deutschland (2/87)

0 80-163

- 1 FU Berlin; Univ. Bremen
 2.1 HAUSLEITNER, Mariana; Donaust. 49, 1000 Berlin 44; Tel. 030/6813455
 2.2 Prof. Dr. Heinz-Gerhard Haupt; Prof. Dr. Wolfgang Eichwede
 4 Abgeschlossen
 5 Beginn: 1/80, Ende: 2/87 (1983-1985 Referendariat)
 6 Diss.
 8 Stipendium Studienstiftung 1980-1983
 9 Die Nationalitätenfrage in der rumänischen Arbeiterbewegung
 10.1 1870-1924
 10.2 Rumänien mitsamt Buhowina und Bessarabien (heute SU)
 11.1 Thematisierung des von der Geschichtsschreibung in Rumänien tabuisierten hohen Anteils von Minderheiten an der Arbeiterbewegung sowie die Haltung der Sozialdemokratie zum Nationalstaat
 12 Hausleitner, M.: Christian Rakovskis Bedeutung für die internationale Arbeiterbewegung und seine Lösungsvorschläge der Nationalitätenprobleme rückständiger Länder, in: IWK, Jg. 18 (1982), H. 3, S.298-310. – Hausleitner, M.: Diskriminierung der Juden in Rumänien, in: Osteuropa-Hefte 55 (1984)
 13 Hausleitner, M.: Die "nationale Frage" in der rumänischen Arbeiterbewegung vor 1924. Diss., (o.O.) 1986
 16 IISG Amsterdam; MilitärA Freiburg; Archivbestände aus Rumänien, Budapest, Paris und Wien; Zeitungen (2/87)

0 83-066

- 1 Univ. Marburg, FB 3, Gesellschaftswissen-

- schaften und Philosophie, Institut für Politikwissenschaft, Wilhelm-Röpke-Str. 6, Block G, 3550 Marburg
- 2.1 OLTSMANN, Joachim, Dr.; Straßburger Str. 31, 2800 Bremen 1
- 2.2 Prof. Dr. Georg Fülberth
- 4 Abgeschlossen
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Kalter Krieg und Arbeiterbewegung in Bremen-Vegesack**
- 10.1 1945-1956
- 10.2 Bremen-Vegesack
- 12 **Oltmann, J.: Kalter Krieg und kommunale Integration. Arbeiterbewegung im Stadtteil Bremen-Vegesack 1945-1956.** Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft 1987
- 13 Diss., Univ. Marburg (o.J.) (2/87)
- 0 **84-246**
- 1 TU Berlin, FB 1, Kommunikations- und Geschichtswissenschaften, Institut für Geschichtswissenschaften, FG Neuere Geschichte, Ernst-Reuter-Platz 7, 1000 Berlin 12
- 2.1 ROUETTE, Susanne; Alvenslebenstr. 25, 1000 Berlin 30
- 2.2 Prof. Dr. Karin Hausen
- 4 Laufend
- 6 Diss.; Aufsatz
- 8 Bearb.
- 9 **Frauenarbeit und Demobilisierung nach dem Ersten Weltkrieg**
- 10.1 1918-1922
- 12 **Rouette, S.: Die Erwerbslosenfürsorge für Frauen in Berlin nach 1918, in: IWK, Jg. 21 (1985), H. 3, S.295-308**
- 13 Staatsex., TU Berlin 1983 (2/87)
- 0 **84-273**
- 2.1 EIFERT, Christiane; Alvenslebenstr. 25, 1000 Berlin 30
- 4 Abgeschlossen
- 6 Aufsatz
- 8 Bearb.
- 10.1 1914-1918
- 10.2 Berlin
- 12 **Eifert, Chr.: Frauenarbeit im Krieg. Die Berliner "Heimatfront" 1914-1918, in: IWK, Jg. 21 (1985), H. 3, S.281-295**
- 13 M.A., TU Berlin 1983 (2/87)
- 0 **84-274**
- 1 Univ. Hannover; a) Institut für Freiraumentwicklung und planungsbezogene Soziologie, Nienburger Str. 17, 3000 Hannover, Tel. 0511/762-3626; b) Philologisch-historischer FB, Historisches Seminar, Schneiderberg 50, 3000 Hannover, Tel. 0511/762-3887 o. -4479
- 2.1 **DIERICH, Thomas, Hist.; EICKMEIER, Heinz, Dipl. Ök.; HERLYN, Ulfert, Prof. Dr.; KUNZE, Ronald, Dipl. Ing.; NAROSKA, Hans-Jürgen, Dipl. Sozialwirt;**
- SALDERN, Adelheid von, Prof. Dr.; TESSIN, Wulf, PD Dr.**
- 4 Abgeschlossen
- 6 Geförderte Forschung
- 8 Stiftung Volkswagenwerk
- 9 **Entstehung und Entwicklung neuer Stadtviertel in den 20er und 60er Jahren**
- 10.1 20er und 60er Jahre des 20. Jahrhunderts
- 10.2 Deutschland (u.a. Berlin, Frankfurt/M., Köln)
- 12 **Herlyn, U., A. v. Saldern und W. Tessin (Hrsg.): Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historisch-soziologischer Vergleich.** Frankfurt/M. und New York: Campus Verlag 1987. 324 S. (2/87)
- 0 **84-295**
- 1 Univ. Bochum, Abt. für Geschichtswissenschaft, LS für Osteuropäische Geschichte, Postfach 102148, 4630 Bochum 1
- 2.1 **FIESLER, Beate; Heimatweg 21, 4630 Bochum 1; Tel. 0234/799912**
- 4 Abgeschlossen
- 6 Aufsatz
- 8 Bearb.
- 10.1 1890-1917
- 10.2 Europäisches Rußland
- 12 **Fiesler, B.: Russische Sozialdemokratischen 1890-1917, in: IWK, Jg. 21 (1985), H. 3, S.308-325 [s.a. Proj.-Nr. 84-123] (2/87)**
- 0 **85-115**
- 1 Frauen-, Forschungs-, Bildungs- und Informationszentrum (FFBIZ e.V.) Berlin, Danckelmannstr. 15, 1000 Berlin 19
- 2.1 **NIENHAUS, Ursula D., Dr.; Mommsenstr. 50, 1000 Berlin 12; Tel. 030/3246396**
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Literaturbericht
- 8 Bearb.
- 10.1 1850-1930
- 10.2 USA, Frankreich, Großbritannien
- 12 **Nienhaus, U.D.: Weibliche Angestellte in den USA, Frankreich und Großbritannien 1850 bis 1930 – Arbeitsmarkt, Arbeitsplatzsituation, soziale Lage, Organisation. Ein Literaturbericht, in: IWK, Jg. 21 (1985), H. 3, S.330-354 (2/87)**
- 0 **85-148**
- 2.1 **LANGKAU-ALEX, Ursula, Dr.; H. Cleyndertweg 436, NL-1025 EN Amsterdam, Niederlande**
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz; Referat
- 10.1 V.a. 30er und 40er Jahre (bis 1945)
- 10.2 V.a. Frankreich und die USA
- 12 **Langkau-Alex, U.: "Erziehungsdiktatur" oder "Erziehung durch Demokratie"? Zum Konzeptionswandel im amerikanischen Exil nach 1940, in: Kulturelle Wechselbeziehungen im Exil – Exile across Cultures, hrsg. von Helmut F. Pfanner. Bonn: Bouvier Verlag 1986, S.329-342 (2/87)**

- 0 85-152
 2.1 LANGKAU-ALEX, Ursula, Dr.;
 H. Cleyndertweg 436,
 NL-1025 EN Amsterdam, Niederlande
 4 Abgeschlossen
 6 Eigenprojekt der Bearb.; Aufsatz;
 Referat
 10.1 1854-1938 (für Luise Kautsky bis 1944)
 10.2 Niederlande
 12 Langkau-Alex, U.: Karl Kautsky in den
 Niederlanden, in: Österreichische Exil-
 literatur in den Niederlanden 1934-1940.
 Hrsg. von Hans Würzner. Amsterdam:
 Rodopi 1986, S.39-65 (2/87)
- 0 86-100
 1 Kreisarchiv Bodenseekreis, Glärnisch-
 str. 1-3, 7990 Friedrichshafen
 2.1 RAICHLE, Gerhard; SCHMOLZE, Mar-
 tin; KUHN, Elmar L.; RIEMER, Hendrik
 5 Beginn: 85, Ende: 88
- 6 Eigenprojekt des Kreisarchivs Bodense-
 kreis; Eigenprojekt der Bearb.
 8 Kreisarchiv Bodenseekreis; Bearb.
 9 Geschichte der Arbeiterbewegung in
 Friedrichshafen (u.a. Themen)
 11.1 Überblicke und Einzelstudien
 12 Geschichtstreff. Beiträge zur Geschichte
 der Bodenseeregion, hrsg. von Oswald
 Burger und Elmar L. Kuhn. 2 Bde.
 (= Geschichte am See 30-1/2). Friedrichs-
 hafen: Kreisarchiv Bodenseekreis 1986.
 675 S. (fortl. Pag.) (2/87)
- III. BISHER NICHT GEMELDETE,
 UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE
 IM INLAND VERFÜGBAR SIND
- SCHROEDER, Wolfgang: Die katholisch-soziale
 Kritik an der Einheitsgewerkschaft nach 1945
 bis zur Gründung der christlichen Gewerk-
 schaften im Jahre 1955. Staatsex., Univ.
 Frankfurt/M., FB Katholische Theologie, 1986

NEUE LITERATUR

Die Werke von Karl Marx und Friedrich Engels in China. Katalog und Auswahlbibliographie
 (= Schriften aus dem Karl-Marx-Haus, Nr. 31). — Trier: Karl-Marx-Haus 1984. 171 S.

Vom 15. Oktober bis 15. November 1983 wurde eine Ausstellung zum Thema "Die Verbreitung der Werke von Marx und Engels in China" im Studienzentrum Karl-Marx-Haus in Trier gezeigt. Sie war vom Karl-Marx-Haus in Zusammenarbeit mit dem Institut zur Herausgabe und Übersetzung der Werke von Marx, Engels, Lenin, Stalin der Volksrepublik China (künftig: das chinesische Marx-Engels-Institut) organisiert worden. Aus einer Originalausstellung in Beijing hatten die Wissenschaftler des chinesischen Marx-Engels-Instituts 220 Exponate (150 Originale, 70 Photos und Kopien), darunter manche aus verschiedenen Bibliotheken Chinas zusammengetragene Raritäten und Unikate, ausgewählt und nach Trier gebracht, damit die deutsche Bevölkerung und ausländische Besucher sich ein Bild von der Verbreitung der Werke von Marx und Engels in China machen könnten. Es war das erste Mal, daß eine Ausstellung solcher Art und solchen Umfangs in der Bundesrepublik gezeigt wurde. Sie fand beträchtliche Resonanz, die dadurch noch verstärkt wurde, daß das Karl-Marx-Haus unter der Leitung von Hans Pelger der Ausstellung die vorliegende Publikation hat folgen lassen. Das Buch besteht aus drei Teilen: einer Einführung, einem Katalogteil und einer Auswahlbibliographie. Die zwanzigseitige Einführung, "Die Werke von Marx und Engels in China", stammt von Hu Yonquin, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter des chinesischen Marx-Engels-Instituts. Er gibt einen kurzen Überblick über die 75 Jahre der Verbreitung der Werke von Marx und Engels in China, von 1908, als Teile des "Manifests der Kommunistischen Partei" zum ersten Mal ins Chinesische übersetzt wurden, bis 1983, dem Jahr des 100. Todestages von Karl Marx. Der Katalogteil, dessen Auswahl und Erläuterungen ebenfalls Hu Yonquin besorgte, enthält 87 ganzseitige Abbildungen, die sowohl als Dokumente als auch als historische Raritäten von großem Wert sind. Leider ist zu bemerken, daß zwei davon (Nr. 47b, Nr. 48 unten) beim Umbruch auf den Kopf gestellt wurden.

Den dritten Hauptteil bildet eine Auswahlbibliographie zur chinesischen Marx-Engels-Forschung, welche 67 eigenständige Schriften und 255 Beiträge in Zeitschriften und Sammelbänden verzeichnet und chronologisch geordnet ist. Die Bibliographie wurde von der Bibliothek des chinesischen Marx-Engels-Instituts unter der Leitung von Prof. Yang Weili zusammengestellt. Sie umfaßt den Zeitraum von der Jahrhundertwende bis zum April 1966, dem Beginn der Kulturrevolution. Dabei wird folgendermaßen periodisiert: 1. Die Nennung von Marx und Engels und Auszügen ihrer Schriften in der chinesischen Literatur (1899-1916); 2. Vor und nach der Gründung der KPCh und während des Ersten Bürgerkrieges (1917-1927); 3. Während des Zweiten Bürgerkrieges (1927-1937); 4. Während des Widerstandskrieges

gegen Japan (1937-1945); 5. Während des Dritten Bürgerkrieges (1945-1949); 6. Nach der Gründung der VR China bis zum Beginn der Kulturrevolution (1949-1966). Die Bibliographie umfaßt Übersetzungen der Arbeiten ausländischer Verfasser, wissenschaftliche Abhandlungen und populäre Artikel von chinesischen Verfassern, Zeitungsreportagen usw. Vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt haben die einzelnen Beiträge einen sehr unterschiedlichen Stellenwert, aber als Ganzes spiegeln sie doch den jeweiligen Forschungsstand wider. Zum Beispiel machten in den ersten drei Perioden Übersetzungsarbeiten, und zwar meistens aus dem Japanischen und dem Russischen, einen großen Teil der Literatur aus, was zum Ausdruck bringt, in welchem Grad die frühere Verbreitung des Marxismus in China von Arbeiten aus diesen beiden Ländern beeinflusst wurde. Das Bild ändert sich jedoch wesentlich nach der Gründung der VR China, und man darf die Tatsache nicht außer acht lassen, daß die Marx-Engels-Forschung in China seit dem Ende der Kulturrevolution in den letzten zehn Jahren einen neuen Aufschwung erlebt hat. Eben deshalb ist es wünschenswert, eine Fortsetzung zu dieser Bibliographie zusammenzustellen.

Yin Xuyi

Sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete und Reichstagskandidaten 1898-1918. Biographisch-statistisches Handbuch. Bearb. von Wilhelm Heinz SCHRÖDER (= Handbücher zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 2). – Düsseldorf: Droste 1986. 355 S.

12 Jahre insgesamt hat Schröder an seinem biographischen Handbuch gearbeitet. 12 Jahre, in denen er – unterbrochen und eingeschränkt durch die Fertigstellung einer Dissertation, durch Lehrtätigkeiten, durch die Beschaffung von Forschungsmitteln – in zahlreichen staatlichen Archiven der Bundesrepublik geforscht, bei Meldebehörden und Standesämtern nachgefragt und Nachkommen aufgesucht hat, in denen er die Jahrbücher, Protokolle, Almanache, Wochen- und Monatszeitschriften der Sozialdemokratie, der Gewerkschaften, der Krankenkassen, der Genossenschaften durchforstet, sich durch die Jahrgänge etlicher Tageszeitungen der SPD hindurchgeackert hat – ein mühseliges, oftmals frustrierendes Geschäft, wie jeder weiß, der einmal den "Vorwärts", das "Hamburger Echo", die "Rheinische Zeitung" oder sonst eines der täglich erscheinenden Periodika des sozialdemokratischen Pressewesens hat lesen müssen. Der immense Aufwand, die lange Bearbeitungszeit jedoch haben sich, nimmt man alles in allem, ganz ohne Zweifel gelohnt. Herausgekommen ist ein solides, nüchternes, faktenreiches und überaus benutzerfreundliches Handbuch mit 700 standardisierten Kurzbiographien sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und -kandidaten, mithin ein Nachschlagewerk, von vielen Historikern der Arbeiterbewegung schon lange schmerzlich vermißt und dringend herbeigewünscht, das noch in Jahrzehnten zu einem der wichtigsten Hilfsmittel der Historiographie der Arbeiterbewegung zählen wird. Es umfaßt die Lebensläufe jener Abgeordneten und Kandidaten der Sozialdemokratie, die zwischen 1895 und 1918 bei einer der Haupt-, Stich-, Nach- und Ersatzwahlen kandidiert hatten.

Der vorliegende Band ist Teil eines größeren, an der Technischen Universität in Berlin angesiedelten Forschungsprojekts "Biographisches Handbuch der sozialdemokratischen Parlamentarier in den Deutschen Reichs- und Landtagen 1867-1933 (BISOP)"; der Nachfolgeband, mit den Lebensläufen sozialdemokratischer Funktionäre und Parlamentarier bis 1933, ist z. Zt. in Arbeit. Das Handbuch soll einem breiten Benutzerkreis dienlich sein; zwar zielt es in erster Linie auf Hochschullehrer, Doktoranden, Staatsexamens- und Magisterkandidaten, orientiert sich also am wissenschaftlichen Bedarf, doch hofft sein Bearbeiter, daß auch Lehrer, Studenten und Volkshochschulbesucher davon profitieren mögen. Schließlich will es mit seinen streng standardisierten, dadurch systematisch vergleichbaren lebensgeschichtlichen Daten Vorleistungen für quantitativ gestützte kollektive Biographien erbringen. Schröder ist einer der bundesdeutschen Protagonisten der quantifizierenden Methode in der Geschichtswissenschaft, jener Forschungsrichtung, die in den 70er Jahren bei einigen Historikern große Hoffnungen und Erwartungen auslöste, welche aber allein schon durch den kultur- und alltagsgeschichtlichen Trend und das Bedürfnis nach einschmiegsamen historischen Erzählungen ziemlich rasch gedämpft wurden – wenn auch in den letzten Jahren der Computer und die EDV, gleichsam hinterrücks, in die Räumlichkeiten der Geschichtsfakultäten nach und nach eingedrungen sind.

Das Handbuch gliedert sich in vier Teile: eine Einleitung; den umfangreichen Hauptteil mit den Kurzbiographien; eine statistische Dokumentation und schließlich das Register. In seiner Einleitung analysiert Schröder zunächst die politischen und innersozialdemokratischen Rahmenbedingungen und Voraussetzungen einer Kandidatur, das Wahlrecht und die innerparteiliche Nominationsprozedur. Auch hier überzeugt er durch seine souveräne Kenntnis der Literatur, seine sprachliche Disziplin und seine präzise, schnörkellose Argumentation. Gestützt auf bereits ältere Arbeiten von Ritter und Misch arbeitet er noch einmal scharf heraus, wie überzogen die damaligen sozialdemokratischen Hoffnungen auf ein Verhältniswahlssystem, wie kurzschlüssig die Umrechnung ihrer Gesamtstimmenergebnisse unter dem Mehrheitswahlrecht auf Mandatsgewinne unter einem Proportionalwahlrecht waren. Schröder vertritt überdies die Ansicht, daß das Gewinnpotential der Sozialdemokratie bereits 1912 weitgehend erschöpft war. Um eine parlamentarische Mehrheitsfähigkeit zu erreichen, hätte die Partei, bei einer vom Krieg nicht unterbrochenen politischen Entwicklung, 1917 gegenüber den bürgerlichen Parteien erhebliche Kompromißfähigkeit zeigen und gravierende wahltaktische Entscheidungen treffen müssen. Allerdings hält Schröder es für "mehr als fraglich", ob dies die Sozialdemokratie mit ihrem labilen Ausgleich der innerparteilichen Flügel unbeschadet überstanden hätte.

Besonders interessant sind die Schlußfolgerungen, die Schröder aus seinem eigenen Datenmaterial zieht. Die in der Literatur oftmals geradezu axiomatisch gebrauchten, von Michels inspirierten Bürokratisierungs- und Zentralisierungshypothesen geraten dadurch ins Wanken. Zumindest konnte Schröder bei den insgesamt rund 1800 Reichstagskandidaturen keine quantitativ bedeutsamen Interventionen durch die Parteispitze registrieren; besonders die Parteivereine in den aussichtsreichen Wahlkreisen stellten ihre Kandidaten autonom auf. Auch die Kandidaturenbesetzung zeichnete sich bei allen vier zwischen 1898 und 1912 durchgeführten Reichstagswahlen durch eine hohe personelle Mobilität aus – wenngleich auch in erster Linie in den Wahlkreisen mit bestenfalls geringen Erfolgsaussichten für die Sozialdemokratie. Für eine soziologische Mobilität, zumindest aber für die Reduzierung des Anteils der Selbständigen, sorgten im übrigen die "Arbeiterbeamten"; inwieweit sie danach zu der allgemein unterstellten personellen Verkrustung der Sozialdemokratie beigetragen haben, dazu müßte der folgende Band wohl Auskunft geben. Jedenfalls deuten sich in diesen Passagen des Handbuchs gewisse Möglichkeiten einer Quantifizierung an; eigentlich hätte man davon mehr erwartet, zumal Schröder in zurückliegenden Aufsätzen recht weitreichende Ankündigungen gemacht hatte.

Im zweiten Teil seiner Einleitung geht Schröder auf die Quellenlage und seine eigenen – oben erwähnten – Forschungswege ein. In der Auseinandersetzung mit bisherigen biographischen Nachschlagewerken verfährt Schröder etwas sehr schroff und rücksichtslos, seine barsche, wissenschaftlich-kühle Kritik an Franz Osterroths "Biographischem Lexikon des Sozialismus" – "unsystematisch angelegt", "historische Allgemeinplätze", mit "persönlichen, nicht immer treffenden Wertungen überfrachtet" – empfindet der Rezensent einfach als unangenehm. Schließlich hatte der Parteisekretär Osterroth sein Lexikon unter anderen Bedingungen, auch mit anderen Interessen als der Hochschulforscher zusammengestellt. Fehlerhaft sind in diesem Teil der Einleitung auch einige Literaturangaben, zwar kaum der Rede wert, in einem Handbuch solchen Kalibers jedoch etwas irritierend.

Vorbildlich sind wiederum die statistische Dokumentation und das Register. Die statistische Dokumentation enthält die Reichstagswahlergebnisse der Sozialdemokratie in den Ländern/Regierungsbezirken/Bezirken bei den Wahlen 1898, 1903, 1907, 1912 sowie die Wahlergebnisse der jeweiligen sozialdemokratischen Kandidaten in den einzelnen Wahlkreisen. Überwältigend geradezu (wenn auch für den "Normalverbraucher" eines solchen Handbuchs nicht so sehr von Nutzen) ist das Register; es beschränkt sich nicht auf das übliche zweiteilige System eines Personen- und Ortsverzeichnisses, sondern gliedert sich in nicht weniger als elf Bereiche (Geburtsorte, Haupttätigkeitsorte, Todesorte, Gewerkschaftsfunktionen, Genossenschaftsfunktionen, Krankenkassenfunktionen, Funktionen in der Parteiorganisation, Funktionen in Politik, öffentlicher Verwaltung und Verbänden, Funktionen in der Parteipublizistik, Konkordanz).

Exakt diese Gesichtspunkte – Personenstandsdaten, Karrierepunkte, Funktionen und Mandate – bilden das Gerüst der 700 Kurzbiographien. Schröders Prinzip ist das der Vollständigkeit; er hat mithin sämtliche in Frage kommenden Personen aufgenommen, gleichviel

wie genau er deren Lebensläufe im einzelnen rekonstruieren konnte, wobei ihm zu bescheinigen ist – und diese Leistung ist in der Tat mit Nachdruck hervorzuheben –, daß er eine solche Vollständigkeit bei außerordentlich vielen Lebensläufen erreicht hat. Nur die Jahre nach 1933 bleiben blaß; hier bricht Schröder mit seinem eigenen Strukturprinzip – der Sammlung objektivierbarer Funktions- und Karrieredaten – ganz generell abrupt ab, selbst bei Sozialdemokraten, deren Lebensgeschichten nach dem Ende der Weimarer Republik durchaus gut bekannt sind. Etwas willkürlich verfährt Schröder auch bei der Erwähnung von Buchautoren; einige Sozialdemokraten stellt er als Verfasser von Publikationen unter Nennung ihres Hauptwerks heraus. In vielen Fällen aber erwähnt er die schriftstellerische Betätigung (bzw. deren Resultate) nicht (so etwa nicht bei Wissell, Göhre, Lipinski, Th. Müller).

Das größte Unbehagen, das der Rezensent immer wieder bei der Lektüre der Biographien empfand (und empfindet), hat seine Ursache in der wissenschaftlichen Methode Schröders, jener puristischen Beschränkung allein auf die – wie er es nennt – "harten" Fakten, der rigiden Ausblendung habituell-persönlicher Gesichtspunkte, dem völligen Verzicht, die politisch-ideologischen Standorte der jeweiligen Sozialdemokraten auch nur zu erwähnen. Ein Preis, den der "Quantifizierer" offenkundig zu zahlen hat, wobei zu fragen bleibt, ob er nicht zu hoch ist. Denn es findet gewissermaßen eine Entsubjektivierung und – das ist das Paradoxe – eine Entpolitisierung der Lebensläufe ausgerechnet politischer Menschen statt. In einer Reihe von Lebensläufen liest man von Ausschlüssen und Austritten aus der Sozialdemokratie wegen parteiinterner Streitigkeiten, kein Wort aber davon, wieso und weshalb das geschah, worum es ging – das enge Raster des kollektiven Biographen läßt das nicht zu; der Handbuchbenutzer muß wohl oder übel selbst an die Quellen gehen. Ein prominentes Beispiel: Eduard Bernstein. Auch sein Lebenslauf ist eine Addition von Funktionen, Ämtern und Mandaten; als Revisionist, dessen Ketzereien ganze Parteitage beschäftigt haben – und was seine Lebensgeschichte wohl nicht ganz unerheblich geprägt haben dürfte – kommt er hingegen mit keinem einzigen Wort vor. (Schröder hält diesen Purismus in 699 Lebensläufen hartnäckig durch; bei Georg von Vollmar bricht er dann ein; da heißt es: "zunächst Repräsentant des radikalen Parteiflügels, seit den 1890er Jahren Repräsentant des reformistischen bzw. revisionistischen Parteiflügels".) Da, wo der Lebenslauf als Konzentrat von Funktionen und Ämtern beschrieben wird, wirkt Wilhelm Bock, der in seinem langen Leben zu einer Reihe von Posten kam, gleichsam als *der* Sozialdemokrat jener Epoche schlechthin. Die Biographie August Bebels nimmt sich dagegen nahezu kümmerlich aus; er hatte weniger Funktionen, und von seinem Charisma, seiner Ausstrahlung darf die Rede nicht sein, obwohl diese von Schröder ausgeklammerten subjektiven Seiten eben auch die "objektivierbaren" Karrierepunkte beeinflussen. So reduziert sich Bebels außergewöhnliche Führungsrolle – um einmal bei diesem prominenten Beispiel zu bleiben – auf die Wendung, daß er von "1892 bis zu seinem Tode einer der Vorsitzenden im zentralen SP-Parteivorstand mit Sitz in Berlin" war.

Wie eng, in mancher Beziehung zu eng das Raster des kollektiven Biographen ist, merkt man besonders bei den ausgesprochenen Individualisten, bei den Sozialdemokraten mit Ecken und Kanten, etwa dem "Zehn-Gebote-Hoffmann" oder dem "roten Pfalzgrafen" Franz Ehrhart. In solchen Fällen lohnt es sich, *auch* den Osterroth zur Hand zu haben, denn was diese Sozialdemokraten besonders auszeichnete und populär machte, kann man bei Schröder nicht erfahren. Und schließlich: Im Handbuch sind nur die positiven Daten enthalten, also Funktionen und Mandate, die der einzelne erhielt, wahrnahm, ausübte – nicht aber Angaben über vergebliche Bemühungen, über gescheiterte Versuche, Brüche (der Lebenslauf von Heinrich Braun etwa würde sich dann ganz anders lesen); aufgezählt sind die angenommenen Ehrendoktorate, nicht aber die zurückgewiesenen.

Allerdings soll die Besprechung keine Schlagseite bekommen. Der Rezensent, der an einem Projekt über die Kultur- und Vorfeldorganisationen der Sozialdemokratie arbeitet, gebraucht das Handbuch täglich mehrere Male und bezieht stets zuverlässige Informationen daraus. Es ist ihm inzwischen unentbehrlich geworden.

Franz Walter

Deutsche Handwerker- und Arbeiterkongresse 1848-1852. Protokolle und Materialien. Hrsg. von Dieter DOWE und Toni OFFERMANN (= Reprints zur Sozialgeschichte). – Berlin und Bonn: J.W. Dietz Nachf. 1983. XL, [471]S.

Anzuzeigen ist eine Edition, die der Forschung zur Geschichte der Arbeiter- und Handwerkerbewegung des 19. Jahrhunderts viele nützliche Dienste leisten wird und zum Teil schon geleistet hat. Die Edition von Dieter Dowe und Toni Offermann präsentiert gedruckte Protokolle von Kongressen während der Jahre 1848 bis 1852 in drei Gruppen. Erstens werden Protokolle überregionaler Kongresse berücksichtigt, beginnend mit den Hamburger und Berliner Versammlungen vom Juni 1848 und fortgesetzt durch den Meister- bzw. den Gesellenkongreß in Frankfurt und den Arbeiterkongreß in Berlin vom Sommer des gleichen Jahres. Den ersten Teil schließen Materialien zur Generalversammlung deutscher Arbeiter in Leipzig 1850 ab. Daran knüpft sich eine Materialsammlung zu regionalen *Arbeiterkongressen* der Jahre 1849/50 an. Quellen hierzu boten Zeitungen ("Neue Rheinische Zeitung", "Verbrüderung" u.a.) sowie Polizeiakten in Archiven. Besonders dicht ist die Überlieferung zu württembergischen Arbeitervereinen, sie reicht bis 1851. Der dritte Teil gibt Dokumente (vor allem Kongreßprotokolle, Statuten) der frühesten Fachgewerkschaften, den Zigarrenarbeitern und Buchdruckern, wieder. Sie stammen aus Archiven und Zeitschriften. Ein umfassendes Register (zu erwähnten Personen und Orten) schließt den Band ab.

Toni Offermanns Aufsatz "Zwischen Korporation und Assoziation" leitet die Edition ein. Der Titel greift Friedrich Müllers Studien zum Vereinsrecht des Vormärz von 1965 auf. Offermann skizziert den Entwicklungsgang der regionalen und nationalen Arbeiterbewegung auf den dokumentierten Kongressen. Indem er sich auf die Arbeiterorganisation bezieht, muß er die Bruchstellen zwischen (traditionell eingestellten) Meistern und Gesellen einerseits und Gesellen/Arbeitern andererseits markieren. Offermann benennt zwei: einmal ("den entscheidenden qualitativen Bruch", S.XIII) die Arbeitervereine im Vormärz, die handwerksübergreifend angelegt waren, sodann das Ausscheren der Gesellen- aus der Meisterbewegung zwischen Frühjahr 1848 und Anfang 1849. Er erläutert, daß die Entscheidung der Masse der Handwerker gegen den "sozialkonservativen" Weg der Frankfurter Meister und Gesellen nicht selbstverständlich war. (Es ist auch zu bezweifeln, ob sich die Voten pro und contra quantifizieren lassen.) Deshalb fordert Offermann u.a. eine stärkere Berücksichtigung der Beziehungen zwischen Arbeiter- und handwerklichem Protest und Untersuchungen zur Abgrenzung bzw. Kontinuität zwischen Arbeiter- und Gesellenbewegung. Deutlich erscheint ihm allerdings, daß 1848/49 und später zwischen Arbeitern und Handwerkern nicht mehr überbrückbare Klüfte entstanden. Darüber läßt sich gewiß streiten, zumal die Diskussion über vorindustrielle Wurzeln der Fachgewerkschaften noch nicht beendet ist. An die Editoren muß allerdings die Frage gerichtet werden, warum sie bei solcher Einschätzung Protokolle der Kongresse der als "sozialkonservativ" apostrophierten Meister und Gesellen in Frankfurt aufgenommen haben. Es entstehen dadurch Ungleichgewichte, weil regionale Bewegungen der Meister und derjenigen Gesellen aus dem Blick geraten, die nicht in das Raster passen. Werden sie aber außer Betracht gelassen, muß ein berechtigter Einwand Offermanns gegen die Editoren selbst angemahnt werden. Offermann hatte davor gewarnt, "Kategorien, die im Hinblick auf die entwickelten Formen der industrialisierten Gesellschaft im Deutschland der [18]70er Jahre definiert oder sogar theoretisch deduziert wurden, auf die Frühgeschichte [der Arbeiterbewegung] zu reprojizieren oder ihr überzustülpen." (S.XVII). Auch die eindeutige Trennung zwischen Arbeiter- und Handwerkerbewegung scheint ein Ergebnis der Jahre nach 1850 zu sein.

Wilfried Reininghaus

Karl Kautsky und die Sozialdemokratie Südosteuropas. Korrespondenz 1883-1938. Hrsg. von HAUPT, Georges, János JEMNITZ und Leo van ROSSUM (= Quellen und Studien zur Sozialgeschichte, Bd. 5). — Frankfurt/M. und New York: Campus Verlag 1986. 649 S.

Bereits 1978 kündigte Georges Haupt in einem Aufsatz über die Bedeutung der deutschen Sozialdemokratie für Südosteuropa an, daß "demnächst" eine Dokumentation mit dem Titel: "Kautsky et les socialistes des Balkans. Correspondance" erscheinen würde.¹ Acht Jahre später wurde dieses Projekt realisiert, jedoch umfaßt es nunmehr nicht nur die Balkanstaaten Rumänien, Bulgarien und die zum heutigen Jugoslawien gehörenden Länder, sondern auch Ungarn, wodurch in einem weiteren Sinn von Südosteuropa gesprochen werden kann. Eine Korrespondenz mit den Sozialisten in Griechenland und der Türkei fand sich nicht, während in Albanien erst in der Zwischenkriegszeit sozialistische bzw. kommunistische Gruppierungen in Erscheinung traten. Die 372 hier abgedruckten Dokumente umfassen die Jahre zwischen 1883 und 1938. Daß rund 300 der Briefe an Kautsky gerichtet sind, da die meisten der Briefe Kautskys an die südosteuropäischen Sozialisten als verschollen gelten müssen, tut diesem Buch keinen Abbruch. Man kann davon ausgehen, daß hier zumindest die wichtigsten abgedruckt sind, denn viele von ihnen wurden schon damals in südosteuropäischen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht. Deshalb wurden auch einige der Briefe, deren Original sich weder im Archiv des Internationalen Instituts für Sozialgeschichte, Amsterdam, noch in den Archiven der hier betroffenen Staaten befanden, rückübersetzt.

Die Herausgeber setzten sich mit dieser Publikation zwei Ziele: zu einer besseren Kenntnis der Sozialdemokratie in Südosteuropa beizutragen und die Frage der ideologischen und organisatorischen Beeinflussung von außen zu beleuchten (S.9). Indem sie ein weithin unbekanntes Aktionsfeld von Kautsky dokumentieren, tragen sie kurz vor seinem 50. Todestag darüber hinaus zu einer ergänzenden Würdigung der Figur des großen Theoretikers der Zweiten Internationale und der SPD bei. Deren Bedeutung für die südosteuropäischen Sozialisten war sehr groß. Die SPD mit ihrer politischen Machtposition in Staat und Parlament, ihrer Geschlossenheit in Parteiorganisation und Weltanschauung, ihrer Verankerung in der Arbeiterklasse und ihrer einzigartigen Stellung in der Zweiten Internationale war für die Südosteuropäer das Symbol der siegreichen sozialistischen Partei, um so mehr als sich zur gleichen Zeit in den Ländern Südosteuropas das Proletariat in seiner Entstehungsphase befand. Diese Tatsache kommt in den Briefen südosteuropäischer Arbeiterführer immer wieder zum Ausdruck: "[...] denn die rumänische Sozialdemokratische Bewegung nur ein Reflex der europäischen Bewegung ist, was bei der zäherhaften Industrie und der jammerlichen ökonomischen Zuständen anders nicht sein kann [...]" (Dobrogeanu-Gherea an Kautsky, 5.12.1894). Kautsky als der einflußreichste Theoretiker der SPD und der Zweiten Internationale galt wiederum auch in Südosteuropa als Autorität und oberster Richter in ideologischen Fragen. Es erscheint nicht übertrieben, wenn der jugoslawische Sozialist Topalovic an Kautsky zu dessen 75. Geburtstag schrieb: "Es ist gerade eine junge Generation der Intellektuellen, die dem Sozialismus in unserem Lande den Geist gegeben hat. Diese Generation hat sich praktisch in der Tätigkeit des österreichischen Sozialismus geübt, geistig aber hat sie die marxistische Theorie nicht unmittelbar von Marx und Engels übernommen, sondern in der Auslegung, die diese Theorie hauptsächlich in Ihren Schriften gefunden hat." (S.298). Und tatsächlich war Kautsky mit 493 Veröffentlichungen in Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien und Ungarn bis zu seinem Todesjahr 1938 (vgl. S.572-602) der am meisten übersetzte ausländische Autor — und das selbst in Bulgarien, wo doch sonst der Russe Plechanov als bedeutendster ausländischer sozialistischer Theoretiker gilt. In der Korrespondenz der südosteuropäischen Sozialisten mit den internationalen Führungspersonlichkeiten der Sozialdemokratie war Kautsky der am häufigsten angeschriebene. Wie aus den Briefen hervorgeht, war auch die "Neue Zeit", die Kautsky von 1883 bis 1917 leitete, nicht nur ein wichtiges internationales Forum zur Veröffentlichung von Fragen, die Südosteuropa betrafen (insgesamt 183 Artikel bis 1917), sondern sie war auch die Zeitschrift, die die Ideologie der sozialistischen Parteitheoretiker Südosteuropas prägte.

1 Zuerst erschienen in: Georges Haupt, *L'Internationale socialista dalla Comune a Lenin*, Torino 1978; ein Jahr später ins Deutsche übersetzt: "Führungspartei? Die Ausstrahlung der deutschen Sozialdemokratie auf den Südosten Europas zur Zeit der Zweiten Internationale", in: *IWK*, Jg. 15 (1979), H.1, S.1-30, hier S.4, Anm. 12.

Die hier abgedruckte Korrespondenz und die fünf im Anhang publizierten Aufsätze Kautskys über Probleme Südosteuropas erfassen in unterschiedlicher Gewichtung die Schwierigkeiten von sozialistischen Parteien in Ländern mit einem Proletariat, das sich in seiner Konstituierungsphase befand, adäquate Antworten in sozialistischer Perspektive zu formulieren. Die Agrarfrage, die nationale Frage, die Beziehung zwischen Partei und Gewerkschaft, das Verhältnis zum Bauerntum, aktuelle politische Handlungsweisen, Fragen der marxistischen Theorie und innerparteiliche Auseinandersetzungen wurden in den Briefen diskutiert. Kautsky mischte sich nicht in innerparteiliche Querelen und bezog weder für den einen noch den anderen Parteiflügel Stellung, die Einheit der Partei war ihm wichtiger. Zwar wendete er sich gegen eine bestimmte Politik, wenn sie unmittelbar in Gegensatz zu theoretischen Vorgaben trat: "Die slowenischen Sozialisten wollen handeln. Das Proletariat genügt ihren Ambitionen nicht, deshalb stellen sie sich die unmögliche Aufgabe, einen Teil der besitzenden Klasse für den Sozialismus zu gewinnen. Dieser Versuch wird mißlingen [...]" (Kautsky an Prepeluh, 9.4.1902). Dennoch war er im allgemeinen der Ansicht, daß man "vom Ausland" nur dann "nutzbringend" lernen könne, "wenn man die Eigenheiten der eigenen Verhältnisse kennt" (Kautsky an Garami, 1.11.1906). Aus der Korrespondenz läßt sich sehr wohl eine kritische Übernahme des eurozentrischen Marxismus konstatieren, also jenes Marxismus, der die Ausrichtung der politischen Praxis an die entwickelten industriellen Gegebenheiten Westeuropas zur Maxime für unterentwickelte Regionen erhob. Im Laufe der Zeit wuchs mit zunehmender politischer Aktivität und Konsolidierung der südosteuropäischen Parteien das Selbstbewußtsein der Sozialisten, eigene Erkenntnisse, die sich aus den Realitäten ihres Landes ergaben, programmatisch zu vertreten. Einschränkend muß festgehalten werden, daß viele der Intellektuellen, die mit Kautsky Schriftverkehr führten, nur zeitweilig Sozialisten waren. Sie verbanden Sozialismus mit der Überwindung der rückständigen Wirtschaft, mit struktureller Veränderung, oder sie sahen in ihm die Möglichkeit zur Lösung der nationalen Frage. Die sozialistische Bewegung Südosteuropas und besonders die auf dem Balkan war "kopflastig", war zu sehr eine Angelegenheit von Intellektuellen, und die schwache Arbeiterbewegung vermochte es nicht, sie organisch einzubinden.

Zur besseren Beurteilung des Inhalts eines jeden Briefes haben die Herausgeber informative biographische Annotationen zu den Korrespondenten erstellt. Diese Angaben bilden zusammen mit dem übrigen sehr umfangreichen und vorbildlich gestalteten Fußnotenapparat, der allgemeinen Einführung und den Chronologien der sozialistischen Bewegung eines jeden Landes mehr als eine nützliche Ergänzung zum besseren Verständnis der Dokumente. Schon für sich allein genommen zeichnen sich in dieser mit Akribie verfaßten Kommentierung die Umrisse für eine künftige zusammenfassende Geschichte der sozialistischen Bewegung in Südosteuropa ab.

Panagiotis Kouparanis

Naturalismus-Debatte 1881-1896. Dokumente zur Literaturtheorie und Literaturkritik der revolutionären deutschen Sozialdemokratie. Hrsg. und eingel. von Norbert ROTHE (= Textausgaben zur frühen sozialistischen Literatur in Deutschland, Bd. 25). – Berlin: Akademie-Verlag 1986. 303 S.

Als Fortführung und Erweiterung der seit 1963 existierenden Reihe von Textausgaben legt das Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR nun die großen Diskussionen der Sozialdemokratie um Rolle und Funktion der Literatur in kommentierten Textsammlungen vor. Auf den Band zur Naturalismus-Debatte werden je einer zur Schiller-Debatte 1905 und zur Tendenzkunst-Debatte 1910-1912 folgen. Der Gebrauchswert des ersten Bandes liegt vor allem in der Präsentation bislang meist schwer zugänglicher Diskussionsbeiträge aus Zeitungen und Zeitschriften, in denen nicht nur die großen Namen wie Wilhelm Liebknecht, Karl Kautsky und Franz Mehring erscheinen, sondern die Naturalismusdebatte in zahlreichen Einzelbeiträgen als das erscheint, was sie zunächst und zuallererst war: eine Diskussion "um die Funktion schöngestiger Literatur als Transporteur von Ideologie und Kampfhaltung" (S.IXf.). Darüber hinaus aber ist die durch Kontroversen um den Abdruck naturalistischer Texte in der Parteipresse 1891 ausgelöste

und auf dem Gothaer Parteitag von 1896 verbreiterte Debatte der erste Ansatz der organisierten Arbeiterbewegung, die Rolle der Literatur für die Bewußtseinsbildung überhaupt zu bestimmen – eine Aufgabe, die angesichts der spärlichen Äußerungen von Marx und Engels zur Ästhetik oft eher pragmatisch-instrumentell als konzeptuell gelöst wurde. So sind mehrere Artikel der Frage gewidmet, ob die naturalistischen Milieuschilderungen den Alkoholumismus unter den Arbeitern fördern könnten. War die Programmatik des Naturalismus auch 1896 nicht mit den Ansprüchen der Partei an den Gebrauchswert von Literatur zu vereinbaren, so wurden doch hier Argumente formuliert und erprobt, die die spätere partielle Annäherung politischer und ästhetischer Avantgarden und die Entwicklung von "Bündnis-konzepten" (S.LIX) vorbereiteten.

Das Vorwort des Bandes zeichnet die Phasen der Auseinandersetzung unter Einbeziehung neuerer Forschungsarbeiten von Fülberth, Scherer, Pforte, Trommler, Huyssen und Zerges nach und gelangt zu einer ausgewogenen Bilanz, die das Verdienst des Naturalismus vor allem darin begründet sieht, "daß er sich in seinem Engagement für wesentliche Fragen der Zeit der progressiven Klasse so weit näherte, daß er für sie zum Medium politisch-ästhetischer Erörterungen werden konnte" (S.LXII). Die Aporie von bürgerlich-realistischer Literaturauffassung und politischer Gebrauchsfunktion der Kunst war allerdings damit noch lange nicht überwunden.

Claudia Albert

LUKACS, Georg: **Briefwechsel 1902-1917**. Hrsg. von Eva KARADI und Eva FEKETE. – Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1982. 432 S.

Revolutionäres Denken: Georg Lukács. Eine Einführung in Leben und Werk. Hrsg. und eingel. von Frank BENSELER. – Darmstadt und Neuwied: Luchterhand Verlag 1984. 327 S.

Die Veröffentlichung des Briefwechsels von oder an Georg Lukács verdankt sich einem Zufall: Seit dem 7. November 1917 war im Safe der Deutschen Bank in Heidelberg ein Koffer aufbewahrt worden, den ein gewisser "Dr. Georg von Lukács" deponiert hatte. Da sich der Besitzer später nicht mehr meldete, blieb dieser Koffer – sicher bewacht – über Jahrzehnte dort liegen, ohne daß die Bank wußte, welchen "Schatz" sie eigentlich hütete. Das Geheimnis wurde erst gelüftet, als ein Bankangestellter nach der Lektüre einer Lukács-Biographie 1973 herausfand, daß der Kunde von einst mit dem inzwischen verstorbenen marxistischen Philosophen identisch sein mußte. Endgültig verloren geglaubte Originalschriftstücke von Georg Lukács aus seiner frühen, vormarxistischen Zeit wurden damit einer wissenschaftlichen Bearbeitung und Auswertung zugänglich gemacht; im "Heidelberger Koffer" befanden sich nämlich über 1600 Briefe, Notizhefte, ein Tagebuch und Teile von Manuskripten.

Einige Briefe aus diesem Fund sind bereits 1974/75 in ungarischen Zeitschriften veröffentlicht worden, und auf der Grundlage der aufgefundenen Dokumente erschienen 1977 einige Beiträge, die den wissenschaftlichen Wert dieser Entdeckung erstmals auch dem deutschsprachigen Publikum eindrucksvoll vor Augen führten.¹ Aber lange Zeit gab es weder eine ausgewählte Sammlung der zahlreichen Briefe aus diesem Fund, noch waren sie in deutscher Sprache zugänglich. Nach der französischen Ausgabe, die 1981 erschien,² liegt nun auch für den deutschsprachigen Raum eine Auswahl wesentlicher Teile dieser Korrespondenz von Georg Lukács vor.

Der Briefwechsel umfaßt insgesamt 250 Briefe und erstreckt sich über einen Zeitraum von 15 Jahren, nämlich von August 1902 bis zum September 1917. Er umschließt damit die gesamte Entwicklungsphase, die mit den ersten feuilletonistischen Artikeln von Lukács, seinen Arbeiten über das moderne Drama und seinen essayistischen, von der deutschen Romantik

1 Agnes Heller, Ferenc Fehér, György Márkus und Sándor Radnóti, *Die Seele und das Leben. Studien zum frühen Lukács*, Frankfurt/M. 1977.

2 Georges Lukács: *Correspondance de jeunesse 1908-1917. Choix de lettres. préfacé et annoté par Eva Fekete et Eva Karádi*, Paris 1981.

geprägten Versuchen, wie sie in "Die Seele und die Formen" (1911) schließlich ihren konzentrierten Niederschlag fanden, beginnt, sich fortsetzt in seinen ästhetischen, ethischen und geschichtsphilosophischen Studien vor allem während seines Aufenthalts in Heidelberg, wie sie in "Die Theorie des Romans" (1916) zum Ausdruck kamen, und ausmündet in seinem Vorhaben, mit seinen ästhetischen und kunstphilosophischen Schriften in Heidelberg zu habilitieren. Im Winter 1917 kehrte Lukács nach Budapest zurück, sein Habilitationsgesuch wurde abgelehnt, und kurz darauf, Mitte Dezember 1918, schloß er sich der Kommunistischen Partei Ungarns an.

Die abgedruckten Briefe geben nicht nur tiefe Einblicke in sein Privatleben, sondern lassen auch erkennen, wie sehr "die Schriften von Georg Lukács Lebensbewältigungen sind", wie ihm sein engster Freund, Leo Popper, im April 1910 schrieb. Lukács selbst sah es nicht anders. In einem Brief an seine Jugendliebe, Irma Seidler, vom Februar 1911 gestand er ihr in aller Offenheit, daß "Die Seele und die Formen" sich ihrer Begegnung verdanke: "Sie wissen es [...], warum diese Arbeiten geschrieben wurden: weil ich keine Gedichte schreiben kann; und Sie wissen [...], wem diese 'Gedichte' gelten und wer sie in mir wachgerufen hat."

Die Herausgeberinnen haben die Briefe sorgfältig und reichhaltig annotiert, und über den Wert dieser Quellensammlung können auch manche kleineren Druckfehler nicht hinwegtäuschen, wenngleich sie zuweilen störend wirken: etwa auf S.183, wo neben einer falschen Datierung in einer Anmerkung drei Annotationen sogar völlig fehlen.

Auszüge aus dem Tagebuch, das im "Heidelberger Koffer" gefunden wurde, hat Frank Benseler auch für eine einführende Textauswahl verwandt, die er rechtzeitig zum 100. Geburtstag von Georg Lukács herausgegeben hat. Sein Gedächtnisband richtet sich an diejenigen, "die eine erste Annäherung und Begegnung wünschen". Er ist jedoch nicht leicht zu lesen und setzt Leser voraus, "die keine 'pädagogisch' geglätteten, vorgekauften, auf Substanz und Funktion heruntergebrachten Schriften wünschen; die der Meinung sind, daß man sich immer an dem orientieren und entscheiden soll, was jemand wirklich geschrieben hat, und die die Mühe nicht scheuen, sich komplizierter Ausdrucksweise, die schwierige Erkenntnisprozesse beschreibt, zu stellen".

Die Textauswahl ist in vier Abschnitte unterteilt: Zur Biographie, Literatur, Politik und Philosophie. Jeder Abschnitt enthält einige wichtige, häufig sogar weniger bekannte Texte, wird eingeleitet von einem kleinen Kommentar Frank Benselers und schließt mit weiterführenden Literaturhinweisen. Die Texte selbst sind gut annotiert, obwohl es die Lektüre erleichtert hätte, wenn in den Texten jeweils auf die Anmerkungen hingewiesen worden wäre. Der Textauswahl vorangestellt ist eine Chronik über Leben und Werk Georg Lukács', die zumindest andeuten soll, wie künstlich und behelfsmäßig die Gliederung nach den ausgewählten Gesichtspunkten ist und wie sehr das Werk von Lukács verknüpft ist mit seiner Biographie und mit politischen und kulturellen Ereignissen der Geschichte.

Leider haben sich in die Chronik einige kleinere Fehler eingeschlichen, die auch dadurch nicht richtiger werden, daß sie schon immer kolportiert worden sind. Wie inzwischen zweifelsfrei festgestellt wurde,³ fand die "Sommerakademie" nicht im Mai 1922, sondern erst im Mai 1923 statt. Ebenso wenig kann die Behauptung aufrechterhalten werden, daß die Bucharin-Rezension von Lukács 1925 im "Grünberg-Archiv" erschien; sie wurde bereits 1923 veröffentlicht.⁴

Über die getroffene Textauswahl wird man sicherlich streiten können, zumal – wie Lukács von sich selbst behauptete – er vielleicht nie einen guten Satz, dafür aber einige wichtige Bücher geschrieben hat. Daß sie anregend ist und neugierig macht auf andere Schriften, wird man diesem Buch nur schwerlich absprechen können, und genau darin liegt sein Wert.

Karl Lauschte

3 Vgl. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Jg. 27 (1985), H.1, S.53f.

4 Vgl. noch zuletzt: Georg Lukács. Sein Leben in Bildern, Selbstzeugnissen und Dokumenten, Stuttgart 1981, S.138.

Ziele, Formen und Grenzen der "besonderen Wege" zum Sozialismus. Zur Analyse der Transformationskonzepte europäischer kommunistischer Parteien in den Jahren zwischen 1944/45 und 1948. Wissenschaftliche Fachtagung in Mannheim vom 29.9.-1.10.1982. Hrsg. vom Arbeitsbereich Geschichte und Politik der DDR am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Mannheim. Redaktion: Manfred KOCH (= Studien und Materialien, Bd. 2). – Mannheim 1984. 208 S.

Der Mannheimer Tagung lag eine originelle Idee zugrunde: Man wollte Historiker, Politologen, Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler aus Ost und West zu einem Meinungsaustausch zwischen den Disziplinen und Blöcken zusammenbringen. Dieses Ziel wurde zum Teil erreicht, wenn auch die Disziplinen besser vertreten waren als die Blöcke. Sieht man bei den Referenten und Teilnehmern von Emigranten mit längerem oder kürzerem Westaufenthalt ab, fand sich in Mannheim nur jeweils ein Vortragender aus Polen und aus Jugoslawien ein. Ihre Referate machen zudem den Eindruck einer ideologischen Pflichtübung, die möglicherweise für Studenten der osteuropäischen Problematik als Übungstext interessant, aber sonst ohne größeren Wert ist (was insbesondere für den Beitrag von Augustyn Wajda gilt, der zwar Politologe an der Warschauer Universität ist, vor allem aber einer der Leiter des Instituts für Grundlegende Probleme des Marxismus-Leninismus beim ZK der PVAP). Einige der übrigen Referate verdienen Aufmerksamkeit. Wolfgang Leonhard versuchte eine Darstellung der Ansichten über verschiedene Wege zum Sozialismus in der Zeit vom "Kommunistischen Manifest" bis zur Auflösung der Komintern. Allerdings beschränkte er sich bei dieser gewaltigen Aufgabe auf drei Bereiche: 1. auf die Ansichten von Marx und Engels (ausgespart blieben also alle übrigen Sozialisten marxistischer und nichtmarxistischer Provenienz; indes ist schwerlich abzustreiten, daß die Vielfalt der Wege zum Sozialismus sich besonders deutlich – wenn nicht explizit, dann doch implizit – bei einem Vergleich des sozialistischen Gedankenguts in verschiedenen Ländern ablesen ließe); 2. auf Lenins Ansichten und 3. auf Ansichten in der Komintern. Im Falle Lenins hat Leonhard mich nicht davon überzeugt, daß dieser ein Befürworter verschiedener Wege zum Sozialismus gewesen sei. Selbst in den angeführten Zitaten ist in der Regel die Rede a) von der Diktatur des Proletariats und b) nach 1917 von der Errichtung der Sowjetmacht oder von Räterepubliken. Es stimmt also nicht, daß "Lenin die Sowjetmacht als Modell des Sozialismus ab[lehnte]" (S.16), es sei denn, es ginge hier einzig und allein um die obligatorische russische Form jener Sowjetmacht. Dietrich Staritz und Karel Kaplan zeigten überzeugend und gut dokumentiert den fragmentarischen und instrumentellen Charakter des sogen. eigenen Wegs zum Sozialismus im östlichen Teil Deutschlands und in der Tschechoslowakei (wobei Kaplan erneut bewies, wie wertvoll für die Geschichte Osteuropas das Material aus dem Archiv des tschechoslowakischen ZK ist). Wenn Leonhard die Vorgeschichte des Problems aufzeigte (das nach dem Konferenzthema die Jahre 1944-1948 betraf), dann zeigte Heinz Timmermann sein späteres Schicksal im politischen Denken des westeuropäischen "Eurokommunismus", da er in seinem Beitrag nur mit wenigen Sätzen auf die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg einging. Möglicherweise wären aber die national differenzierten "Wege zum Sozialismus" im Osteuropa der Zeit nach Stalin eine zumindest ebenso wichtige Ergänzung gewesen. Selbst wenn der Gedanke und nicht die Praxis Gegenstand der Betrachtung war, lassen sich auch hier einige interessante Konzepte finden, insbesondere in Polen oder in Ungarn und bis zu einem gewissen Grad auch in Rumänien. Das hätte auch besser mit den vorausgegangenen Referaten korrespondiert. Die kurzen Anmerkungen über den Diskussionsverlauf nach den einzelnen Beiträgen geben eher über das Interesse als über die Ansichten der Diskussionsteilnehmer Auskunft.

Jerzy Holzer

QUANDT, Herbert: **Einer der dagegen war. Zum Beispiel Peter Busch. Widerstandskämpfer, Arbeitersportler, Handwerksmeister. Eine Lebensbeschreibung nach seinem eigenen Bericht.** Aufgezeichnet und kommentiert von Herbert Quandt. — Langenfeld: Eigenverlag Peter Busch, Langforter Str. 78, 4018 Langenfeld 1978. 159 S.

HIPPE, Oskar: **... und unsere Fahn' ist rot. Erinnerungen an sechzig Jahre in der Arbeiterbewegung.** — Hamburg: Junius Verlag 1979. XIII, 287 S.

GALM, Heinrich: **Ich war halt immer ein Rebell. Politische Erinnerungen von Heinrich und Marie Galm.** Nach Gesprächen zusammengestellt von Werner Fuchs und Bernd Klemm. Mit einem Nachwort von Adolf Mirkes. — Offenbach: Saalbau Verlag 1980. 234 S.

Jahre, die wir nicht vergessen. 1945-1950. Recklinghäuser Bergbaugewerkschafter erinnern sich. Hrsg. von der Industriegewerkschaft Bergbau und Energie, Bezirk Ruhr-Nord, Recklinghausen. — Recklinghausen: Eigenverlag 1980. 270 S.

Die "oral history" hat sich inzwischen zu einer anerkannten Forschungsrichtung entwickelt, die vielfältige, neue Einsichten ermöglicht hat und aus der geschichtswissenschaftlichen Diskussion nicht mehr hinwegzudenken ist. Gerade in den letzten Jahren sind neben fachhistorischen Monographien und Quelleneditionen auch zahlreiche Bücher erschienen, in denen Mitstreiter aus der Arbeiterbewegung ihre Lebensgeschichte erzählen. Trotz unterschiedlicher Anlage und publizistischer Ausgestaltung ist dieser Form der Geschichtsschreibung nicht nur der Versuch gemeinsam, autobiographische Erinnerungen als eine besondere historische Quelle zu erschließen, sondern auch die Absicht, über einen solchen Zugang die Geschichte der Arbeiterbewegung einem breiteren Publikum näherzubringen. In der Regel verstehen sich deshalb auch solche Lebenserinnerungen als Teil einer lokal- oder regionalgeschichtlichen Untersuchungsarbeit von Arbeiterveteranen am Ort, die sich an die Menschen in ihrer unmittelbaren Umgebung wenden. Dementsprechend werden die Bücher großenteils im Eigenverlag oder in kleineren Verlagen aufgelegt, und professionelle, wissenschaftliche Fachinteressen treten hinter dem Bemühen, möglichst ansprechend, anschaulich und allgemeinverständlich zu sein, bewußt zurück.

Nicht selten beanspruchen solche Lebenserinnerungen, ein getreueres Bild der Wirklichkeit zu zeichnen, als es die Fachwissenschaft vermitteln kann, denn in ihren gelehrten Abhandlungen werde "das Alltagsleben der 'kleinen Leute' bestenfalls am Rande berücksichtigt" (IG Bergbau und Energie), während Lebenserinnerungen "als ein authentisches Dokument der Zeitgeschichte" (Herbert Quandt) zur Sprache brächten, was sowohl in der Geschichte der Haupt- und Staatsaktionen als auch in der Strukturgeschichte verloren ginge, obwohl es historisch nicht weniger bedeutsam sei. Der Geschichtsschreibung 'von unten' geht es deshalb nicht bloß um eine Ergänzung oder Bereicherung hergebrachter Forschungsperspektiven sondern oft auch darum, die Geschichte der Arbeiterbewegung, die dem Blick 'von oben' auch dann noch verhaftet bliebe, wenn sie um Untersuchungen zur Arbeiterkultur, zur Lokalgeschichte usw. erweitert würde, grundsätzlich von der Wahrnehmungsweise derer zu lösen, die schon immer den Ton angaben bzw. für sich in Anspruch nahmen, im Namen der 'kleinen Leute' zu sprechen. Sie versteht sich insofern "als ein Beitrag zu einer demokratischen Heimatgeschichte" (IG Bergbau und Energie) und will dokumentieren, "wie geschichtsträchtig der Aktivismus an der Basis sein kann" (Oskar Hippe).

Peter Busch, Oskar Hippe und Heinrich Galm gehören der gleichen Generation an. Ihre Lebensgeschichten umfassen alle den gleichen historischen Zeitraum. Aber ihre Biographien, ihre politischen Erfahrungen und Entwicklungsprozesse verliefen ganz unterschiedlich und vermitteln so ein facettenreiches Bild der Arbeiterbewegung mit allen ihren individuellen Zufälligkeiten, politisch-ideologischen Besonderheiten und persönlichen Hoffnungen, Enttäuschungen und Lebensperspektiven.

Peter Busch, zur Jahrhundertwende als Sohn eines Sozialdemokraten in Düsseldorf geboren, lernte den Beruf des Schuhmachers und trat schon 1918 dem Spartakusbund bzw. anschließend der neugegründeten KPD bei. Neben der Parteiarbeit engagierte er sich vor allem in der Arbeitersportbewegung und nahm dort führende Positionen ein. 1928 wurde er Landesvorsitzender der Kampfgemeinschaft für Rote Sporteinheit, die aus der Auseinandersetzung mit den Sozialdemokraten in den Arbeiter-Sportvereinen hervorgegangen war. Nach der Macht-ergreifung durch die Faschisten blieb Peter Busch, der sich 1925 selbständig gemacht hatte,

zunächst unbehelligt. Im Oktober 1934 wurde er jedoch verhaftet und im Juni 1935 wegen Vorbereitung zum Hochverrat zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Gegen Ende des Krieges wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Noch vor dem Einmarsch der Alliierten begann er, im Rahmen der Antifaschistischen Kampf-Organisation am Neuaufbau mitzuarbeiten, trat schließlich der wiedergegründeten KPD bei und war in den folgenden Jahren hauptsächlich in der Schuhmacher-Innung tätig.

Bewegter und unsteter verlief dagegen die Entwicklung von Oskar Hippe. Im gleichen Jahr als Sohn eines monarchistisch gesinnten Reichsbahnarbeiters in der Nähe von Merseburg geboren, wechselte Oskar Hippe häufiger seinen Arbeitsplatz, kam bald nach Berlin, wo er sich zunächst gewerkschaftlich und kurz darauf auch politisch im Spartakusbund organisierte, wurde in den Wirren der Nachkriegsjahre bis ins Ruhrgebiet verschlagen und fand schließlich 1927 beim Bezirksamt in Berlin-Charlottenburg eine Anstellung, die er bis 1933 behielt. Politisch war Oskar Hippe seit den Ereignissen des Jahres 1923 auf dem linken Flügel der KPD aktiv, gehörte dem Leninbund an und gründete Anfang 1930 die trotzkistische Gruppe Vereinigte Linke Opposition, Bolschewiki-Leninisten mit. Nach vorübergehenden Verhaftungen wurde er schließlich im Januar 1934 eingesperrt, im Frühjahr 1936 wieder entlassen und schlug sich bis Kriegsende als Heizungsmonteur einer Berliner Montagefirma durch. 1945 trat er erneut in die KPD ein, versuchte aber zugleich, die versprengten trotzkistischen Kader zu sammeln. Im September 1948 wurde er schließlich von der Sowjetischen Militäradministration verhaftet, wegen antisowjetischer Tätigkeit und illegaler Gruppenbildung zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt und erst im Juli 1956 freigelassen. Kurz darauf wurde Oskar Hippe in West-Berlin Mitglied der SPD, verließ sie aber wieder 1968, nachdem sie den Notstandsgesetzen zugestimmt hatte.

Nicht weniger schillernd ist die Person Heinrich Galms, der 1895 in Seligenstadt bei Offenbach geboren wurde, ähnlich wie Peter Busch in einem sozialdemokratischen Elternhaus aufwuchs und eine handwerkliche Lehre als Sattler durchmachte. Über die Gewerkschaftsjugend und die SPD kam er während des Ersten Weltkriegs zur USPD und schloß sich mit dem größten Teil der Partei 1920 der KPD an. Von Anfang an war Heinrich Galm in der Offenbacher Sattler- und Portefeuellergewerkschaft tätig und wurde 1922 ihr Bevollmächtigter. Dank seines unermüdlichen gewerkschaftlichen und kommunalpolitischen Einsatzes gewann er soviel Vertrauen, daß ihm seine Anhängerschaft auch dann treu blieb, wenn sich seine Parteizugehörigkeit änderte; seine politischen Freunde gingen mit ihm. Angesichts der ultralinken Politik der KPD traten sie zur KPD-Opposition über, und im April 1932 wechselten sie mit ihm zur SAP. Während des Faschismus igelte sich Heinrich Galm so gut es ging ein, weil ihm der Widerstand sinnlos erschien, und über ein kleines Geschäft konnte er sich wirtschaftlich unabhängig machen. Nach dem Krieg unternahm er den Versuch, jenseits von SPD und KPD eine eigene Arbeiter-Partei zu gründen, und zumindest in Offenbach erlangte sie vorübergehend Einfluß. Sie zerfiel schließlich, und 1954 trat Heinrich Galm der SPD bei.

So kurz die biographischen Angaben hier nur gehalten werden können, so zeigen sie doch, wie spannend und aufschlußreich es sein kann, die unterschiedlichen politischen Entwicklungsprozesse genauer nachzuvollziehen, die Triebkräfte und den Erfahrungshintergrund der Akteure kennenzulernen und die spezifischen Sichtweisen zu verstehen, durch die geschichtliche Vorgänge und Ereignisse wahrgenommen werden. Allerdings unterscheiden sich die Lebenserinnerungen in der Qualität ihrer Darstellung und in der publizistischen Form, in der sie präsentiert werden, ganz enorm.

Vor allem das Buch von Herbert Quandt wird den selbstgesetzten Ansprüchen nicht im geringsten gerecht. Mag die Darstellung auch auf Gesprächen mit Peter Busch basieren, selbst zu Wort kommt er kaum; erst im dritten Kapitel wird seine eigene Schilderung der Verfolgung durch die Faschisten (S.77ff) wiedergegeben. Der übrige Text zeichnet sich dadurch aus, daß Herbert Quandt im wesentlichen die einschlägige Literatur kompiliert. Immer wieder wird über weite Passagen aus Standardwerken über die Geschichte der Arbeiterbewegung zitiert, ohne daß der Bezug zu Düsseldorf oder zu Peter Busch hergestellt wird. Die oft nur bruchstückhaft nacherzählte Lebensgeschichte von Peter Busch scheint nur die Folie abzugeben, auf der die Geschichte der Arbeiterbewegung in allgemeinsten Zügen dargestellt wird, um darin grundsätzliche Lebenserfahrungen einzustreuen (etwa darüber, daß "der junge Mensch von Natur aus zu rücksichtslos-konsequentem Denken und Handeln neigt" S.59) oder ethische Prinzipien als Lehren aus der Geschichte zu verkünden ("Erst wenn

der Linke als Mensch angesehen wird wie du und ich, erst dann kann von wirklicher Emanzipation des Menschen geredet werden". S.124).

Oskar Hippe erzählt seine Lebensgeschichte selbst. Dadurch gewinnt seine Darstellung nicht nur an Anschaulichkeit, sondern auch viele Einzelheiten der politischen Arbeit werden sichtbar. Ein Grundproblem ergibt sich allerdings daraus, daß Oskar Hippe auf allgemeine Entwicklungen und Zusammenhänge eingehen muß, um seinen Lebensweg zu beschreiben, und diese Erklärungen und Hintergrundinformationen zu politischen Ereignissen, Auseinandersetzungen in der Arbeiterbewegung usw. bruchlos in die Darstellung seiner eigenen Entwicklung einfügt. Anekdoten und Geschichten wechseln insofern relativ unvermittelt ab mit der Wiedergabe programmatischer Texte und der Analyse allgemeiner politischer Fragen der deutschen Arbeiterbewegung. Dabei setzt Oskar Hippe manches als bekannt voraus (etwa die komplexe Entwicklung der Fraktionen innerhalb der KPD und ihrer organisatorischen Abspaltungen) oder gibt Einschätzungen, die zwar aus seiner Sicht verständlich sind, aber um der historischen Wahrheit willen nicht unwidersprochen bleiben können (etwa, "daß Paul Levis Kritik am 'Putschismus' nicht berechtigt war und es grundlegende politische Differenzen waren, die ihn zu seinem Rücktritt veranlaßt hatten". S.61).

In jeder Beziehung gelungen ist dagegen das Buch von und über Heinrich Galm. Im Gespräch mit seiner Frau Marie erzählt er seine Lebensgeschichte. In den Text eingestreut, aber graphisch davon abgesetzt werden Erläuterungen gegeben, die notwendig sind zum Verständnis des Textes, und über Personen, von denen gesprochen wird, werden in Form von eingeschobenen Kästen kurze biographische Angaben gemacht. Da Erinnerungen trügen, manches im nachhinein glätten und nicht immer genau sind, wird der Gesprächstext außerdem ergänzt durch verschiedene Dokumente, polizeiliche Lageberichte, Protokollauszüge gewerkschaftlicher Verbandstage, kommunistischer Parteitage oder hessischer Landtagssitzungen, Zeitungsartikel, Briefe usw. Dieses Buch zu lesen, ist nicht nur lehrreich, sondern es macht auch Spaß.

Gleiches läßt sich auch von dem Buch sagen, das der Bezirk Ruhr-Nord der IG Bergbau und Energie herausgegeben hat, wenngleich es von der Anlage her ganz anders konzipiert ist. Im Mittelpunkt steht nicht der Lebensweg eines einzelnen Aktivisten der Arbeiterbewegung sondern ein bestimmter Zeitabschnitt, an den sich verschiedene Personen aus je unterschiedlichen Perspektiven erinnern. Das Buch handelt von den unmittelbaren Nachkriegsjahren im Recklinghauser Bergbau. Es erzählt von den Kriegsjahren, dem Neubeginn nach Kriegsende, der Neugründung der Gewerkschaft, der Bewältigung des alltäglichen Mangels, der Entstehung der Mitbestimmung, den Neubergleuten, der Währungsreform und dem Ausblick auf die fünfziger Jahre. Auch wenn die Zeit vor 1945 ebenso gestreift wird wie die Zeit nach 1950, so liegt der Schwerpunkt doch auf der Phase von 1945 bis 1948, und sicher ist es zutreffend, daß Aufzeichnungen "aus einer Zeit, in der das Papier rationiert und selbst Bleistift und Tinte Mangelware waren" (S.11), selten sind, aber daß trotzdem noch Dokumente vorhanden sind, zeigt nicht zuletzt das Buch selbst, denn die Erinnerungen und Erzählungen werden immer wieder bereichert und ergänzt um die Wiedergabe von Protokollen aus Betriebsratssitzungen oder Belegschaftsversammlungen.

Um das, was erzählt wird, in einen Zusammenhang stellen zu können, hat darüber hinaus Michael Zimmermann ein umfangreiches Nachwort geschrieben (S.216-259), das einen sehr guten Überblick gibt und Erklärungen für das bereitstellt, was die Erinnerungen unbeantwortet lassen. Im übrigen entlarvt das Buch ungewollt selbst als Ideologie, was es programmatisch noch zu Anfang beschwört, nämlich das Alltagsleben der 'kleinen Leute' zu beschreiben. Zu Wort kommen nicht "die Objekte der großen Geschichte" (S.13) sondern ausschließlich Angehörige der 'Basiselite', Betriebsräte, gewerkschaftliche Funktionäre und Arbeitsdirektoren. Daß das keine Unzulänglichkeit und Halbherzigkeit der Geschichtsschreibung 'von unten' ist, hat schon Heinrich Galm betont: "Leute, die die Dinge nicht aus eigenem Handeln kennen, hätten ja nicht viel zu erzählen."

Karl Lauschke

SYRÉ, Ludger: **Isaac Deutscher. Marxist, Publizist, Historiker. Sein Leben und Werk 1907-1967** (= Forschungsberichte). – Hamburg: Junius-Verlag 1984. 422 S.

Die Theoriegeschichte behandelt Marxisten, die hauptsächlich publizistisch-historische Arbeiten veröffentlicht haben und einer expliziten Darstellung und Weiterentwicklung von Theorie und Methode ablehnend gegenüberstanden, eher am Rande. Umso verdientvoller ist es, daß mit dieser Arbeit die politische Publizistik Isaac Deutschers seit dem Jahre 1939, als Deutscher aus Polen emigrierte, dargestellt und analysiert wird. Zu diesem Zweck wurde zum ersten Mal das Isaac-Deutscher-Archiv im Internationalen Institut für Sozialgeschichte in Amsterdam umfassend ausgewertet. Zusätzlich hat der Verf. Recherchen in London unternommen.

Am Anfang der Arbeit wird skizzenhaft Deutschers Werdegang (1907-1939) – jüdische Sozialisation und Ablösung von der jüdischen Religion, Übertritt aufgrund geistiger Auseinandersetzung und Überzeugung zum Marxismus, politische Tätigkeit in der Kommunistischen Partei Polens, Parteiausschluß und anschließende Annäherung an die Ideen Trotzki – beschrieben. Von den marxistischen Theorieansätzen hat vor allem Trotzki Deutscher geprägt; Syré begreift ihn als "unorthodoxen Trotzkiisten" (S.61). In dem Hauptteil wird Deutschers Publizistik chronologisch in drei Perioden eingeteilt: I. Im Zweiten Weltkrieg (1939-1945): Deutscher im englischen Exil und seine Tätigkeit in der britischen Publizistik; II. Im ersten Nachkriegsjahrzehnt (1946-1956): Deutschers historische Arbeiten und seine Tätigkeit als freier Publizist in der Phase des Kalten Krieges; III. Seit der Tauwetterperiode (1957-1967): Seine veränderte Rolle im Rahmen der aufkommenden Neuen Linken in Großbritannien. Innerhalb dieser Kapitel werden die Themengebiete von Deutschers Publizistik systematisch behandelt und seine Positionen und Analysen sowie die Rezeption seiner Arbeiten detailliert nachgezeichnet. Ein Personenregister, in dem leider ein untergliederter Registereintrag "Stalin" fehlt, erleichtert das Auffinden von personellen Bezügen.

Aus der politischen Praxis der polnischen KP und damit verbundenen Denktraditionen hat Isaac Deutscher eine nichtstalinistische marxistische Methodik entwickelt und rettet sie in Phasen hinüber, die für andere Zäsur bedeuten. Syré arbeitet diesen Unterschied zwischen Häretiker und Renegat heraus und verdeutlicht die Konstitutionsbedingungen von Deutschers Tätigkeit. Zunächst kann Adressat von Deutschers Schriften aufgrund einer fehlenden unabhängigen Linken lediglich das Bildungsbürgertum sein (S.169). Die daraus resultierende Problematik der Auswahl der Zeitschriften, in denen er publiziert, zieht sich durch seine gesamte Tätigkeit. Im Vergleich zu Artikeln, die er in der sozialistischen Presse schrieb, klammert er meist Konsequenzen und Handlungsaufforderungen aus und bedient sich einer neutralen Terminologie (S.77ff). Seine Rolle läßt sich mit teilweiser Ausnahme der letzten Phase als "Chronist und Interpret" (S.177) kennzeichnen.

Unabhängig von den zeitgenössischen Kontroversen um Deutschers Schriften, die Syré darstellt, werden konkret verschiedene Mängel seiner Methode festgestellt. Quellen werden in der Regel nicht offengelegt (S.308); die Grenze zwischen Spekulation bzw. Kommentar und sachlicher Analyse teilweise verwischt (S.227; S.237); gesellschaftspolitische Prozesse an der Basis werden vernachlässigt (S.237f.) und Vergleiche und Analogien über ein sachlich gerechtfertigtes Maß hinaus verwandt (S.275f.). Deutscher ist zudem eher an einer globalen Einschätzung von Konflikten interessiert. "Das, was Marxisten eine Klassenanalyse nennen, nämlich die Zuordnung von sozialen Klassen und ökonomischen und politischen Interessen, fand bei Deutscher nicht statt." (S.277). Bezüglich seiner China-Analysen kann man sogar von gravierenden Fehleinschätzungen sprechen (S.307ff). Die Frage stellt sich daher, was eigentlich Deutschers Methodik über seine meist vorhandene Detailkenntnis und historische Sichtweise hinaus ausmacht.

Abgesehen von den punktuellen Methodenkritiken an Deutschers Prognosen entzieht sich Syré dieser Fragestellung. Wenngleich ihm zuzustimmen ist, daß Deutscher "kein marxistischer Theoretiker war und zur Weiterentwicklung der Lehren von Marx und den 'klassischen Marxisten' nichts beigetragen hat, sondern als Publizist und Historiker die marxistische Methode angewandt hat" (S.61), so scheint mir doch die Fragestellung wesentlich, ob nicht gerade die Weiterführung von marxistischen Traditionen in einer Zeit, in der nicht – wie dies noch bei Marxisten im Kontext der Zweiten oder Dritten Internationale der Fall sein konnte – die Arbeiterbewegung und die praktische wie theoretische Formulierung und Austra-

gung ihrer Ziele und Konflikte Hintergrund publizistischer und theoretischer Tätigkeit war, zu bestimmten Formveränderungen in Theorie und Methodik führen muß. In diesem Spannungsverhältnis erst wären Deutschers biographische Arbeiten, seine prägnanten Darstellungen politischer Konstellationen und auch seine Fehlprognosen zwischen Stalinismus und Kaltem Krieg zu würdigen. Diese Frage schmälert jedoch nicht den Wert dieser ersten Gesamtdarstellung von Deutschers Werk: Syré hat mit seiner Tübinger Dissertation eine gelungene kritische Würdigung Deutschers vorgelegt.

Jürgen Kaestner

MOSER, Mentona: **Unter den Dächern von Morcote. Meine Lebensgeschichte.** Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Ilse SCHIEL, Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED. — Berlin: Dietz Verlag 1985. 303 S., 53 Abb.

MOSER, Mentona: **Ich habe gelebt.** Nachwort von Roger N. BALSIGER. — Zürich: Limmat Verlag 1986. 299 S., 8 Abb.

Mentona Moser, 1874 in eine der reichsten Schweizer Familien hineingeboren, in ihrer Kindheit unter einer herzlos-neurotischen Mutter leidend, verschreibt sich in ihrer Jugend einem sozialen Hilfswerk in den Slums von London. In die Schweiz zurückgekehrt, setzt sie ihre sozialpflegerische Arbeit mit Engagement und Ideenreichtum fort, wird Mitglied der Sozialdemokratischen Partei, heiratet den sozialdemokratischen Funktionär, Juristen und Inhaber verschiedener öffentlicher Ämter, Dr. Hermann Balsiger — späterer Obergerichtspräsident — mit dem sie zwei Kinder hat und der sie nach siebenjähriger Ehe verläßt. Aus Enttäuschung über die Sozialdemokratie wird sie Mitgründerin der Kommunistischen Partei der Schweiz und leitet nach dem plötzlichen Tod von Rosa Bloch deren Frauenabteilung von 1921 bis 1924. Nach dem Ableben ihrer Mutter 1925 mit dem Pflichtteil eines großen Erbes versehen, gründet sie auf eigene Kosten das internationale Kinderheim in Waskino bei Moskau und "stellt den größten Teil ihres Vermögens der revolutionären Partei der Arbeiterklasse zur Verfügung", wie es in der Ost-Berliner Ausgabe ihrer Erinnerungen heißt, was besagt, daß sie z.B. als Schweizer Bürgerin in Berlin die Treuhandschaft für Gebäude und Einrichtungen der KPD übernimmt und ein Haus zur Eröffnung der Reichsparteischule in Fichtenau zur Verfügung stellt. Seit Ende 1929 lebt sie ganz in Berlin, arbeitet "im Auftrag der Internationalen Roten Hilfe sowie zur Unterstützung des Zentralkomitees der KPD und es illegalen Rotfrontkämpferbundes" (laut Anhang bei Dietz) halblegal und konspirativ. Diese nicht näher definierten Tätigkeiten soll sie bis 1941 in Westeuropa fortgesetzt haben, nachdem sie im Frühjahr 1933 Deutschland verlassen mußte, wo ihr gesamtes Vermögen beschlagnahmt worden war und verloren gegangen ist. Das Kriegsende erlebt sie völlig verarmt in der Schweiz, von wo aus sie auf Einladung Wilhelm Piecks 1950 in die DDR übersiedelt, die dortige Staatsbürgerschaft annimmt und hochgehört, bis ins hohe Alter am politischen Leben teilnehmend, 1971 mit 97 Jahren stirbt.

Die vorliegenden Erinnerungen schrieb sie in der zweiten Hälfte der 30er Jahre nieder, also im siebenten Jahrzehnt ihres Lebens. Breiten Raum nehmen Kindheit und Jugend, die Jahre sozialer Fürsorgetätigkeit und politischen Orientierens bis in den Ersten Weltkrieg ein. Vergleichsweise sparsam sind dagegen die zwanziger und dreißiger Jahre bedacht, in denen laut Nachwort der Ost-Berliner Dietz-Ausgabe mit Eintritt in die KPD "für sie ein wirklich großes, erfülltes und reiches Leben begann". Ganz ausgespart bleiben leider wesentliche Teile ihres Einsatzes für die kommunistische Bewegung vor 1933 in Deutschland und nach 1933 in Frankreich, Holland, Belgien und England. Andere Frauen in verwandten Aktionsfeldern waren da in ihren allerdings wesentlich später niedergeschriebenen Erinnerungen weitaus mitteilbarer (siehe Ruth von Mayenburg, "Blaues Blut und rote Fahnen"; Ruth Werner, "Sonjas Rapport"). Ob Mentona Moser mit ihrer Autobiographie "eine hohe Qualität des sozialistischen Memoirenschaffens erreichte", wie Ilse Schiel in ihrem Nachwort schreibt, sei dahingestellt. Bei solcher Einschätzung verwundert allerdings die späte Drucklegung, zumal sich die Autorin eine Veröffentlichung so sehnlich wünschte. Viele Enttäuschungen, die sie damit erleben mußte, werden nur am Rande angedeutet. — Als der Schweizer Limmat Verlag 1985 von einer geplanten DDR-Ausgabe erfuhr, erwog er deren Lizenzübernahme, stieß sich

jedoch an dem Nachwort und beschloß nach Kenntnisnahme des unbearbeiteten Originaltextes eine eigene Publikation, die Anlaß zu heftigen Angriffen des mit Mentona Moser befreundeten Schweizer Kommunisten Heiri Strub bot. In der sich daraufhin entspinrenden Kontroverse wurden die Verlage beider Ausgaben wechselseitig der Verfälschung bezichtigt. Liest man sie simultan, kann man sich bald ein Bild vom unterschiedlichen Charakter der Bearbeitung machen.

Der Dietz Verlag hat zunächst einmal sämtliche mißliebigen Personen und für die kommunistische Sache wenig vorteilhaften Auslassungen beseitigt. Namentliche Nennungen von Maria Reese, Hermann Remmele, Ruth Fischer entfallen ebenso wie eine freundliche Passage über Rosi Wolfstein und Paul Frölich. Daß der Schweizer Kommunist Fritz Platten mit seiner Parteizentrale gebrochen hatte, daß die Entscheidungen der Frauenzentrale der Komintern nicht immer die besten waren, daß Jelena Stassowa, die Leiterin der Internationalen Roten Hilfe, während der Revolution manches Todesurteil unterschrieben hatte, daß bei den Sitzungen des erweiterten Exekutivkomitees der Komintern die Pünktlichkeit keine Rolle spielte u.ä.m. soll den Leser nicht beschweren. Ebenso verschwinden sämtliche Hinweise auf die Unzulänglichkeiten des sowjetischen Alltags. George Orwell läßt herzlich grüßen mit "1984". Natürlich wurden in altbekannter Prüderie auch freimütige Schilderungen Mentona Mosers aus ihrem Liebesleben gestrichen. Und schließlich ist auch noch der kleinste Hinweis auf jüdische Kampfgenossen und ihr besonderes Elend beseitigt worden. — Der Limmat Verlag dagegen kürzte die sehr ausführlichen Darstellungen der Mutter, verschiedene schwärmerische Naturschilderungen, Reiseeindrücke und Lektüreangaben. Gelegentlich verschwinden auch negative Einschätzungen von Einrichtungen und Vorgängen in der Schweiz wie ein begeisterter Abschnitt über den RFB der zwanziger Jahre und sonstige Ausführungen kämpferischen Geistes.

Beide Verlage haben also kräftig gestrichen. Doch trotz der unterschiedlichen Korrekturen und Akzentverschiebungen wird die Persönlichkeit Mentona Mosers in jeder der Ausgaben durchaus deutlich. Bezichtigungen der totalen Entstellung und Verfälschung sind so in keinem Fall gerechtfertigt. Eine ganz andere Frage, die in dem Disput unbeachtet blieb, ist die nach der originären Authentizität, die uns die Verf. selbst vermittelt. Die Schere in ihrem eigenen Kopf, die sie die Erlebnisse der zwanziger Jahre in der Sowjetunion und in Deutschland nur bruchstückhaft vermitteln und die konspirative Tätigkeit der dreißiger Jahre völlig ausblenden läßt, ist viel eher geeignet, ihr eigentliches Lebensbild zu verfälschen. Aus den dankenswerterweise von der Herausgeberin beim Dietz Verlag zusammengestellten Lebensdaten im Anhang gewinnt der Historiker immerhin die Erkenntnis, daß diese Autobiographie in ihrer selektiven Anlage zumindest für die Parteigeschichte der zwanziger und dreißiger Jahre als historische Quelle jedenfalls ziemlich ungeeignet ist.

Beatrix Herlemann

KUBO, Keiji: *Aru Hôgakusha no jinsei — Fûgo Jintsuhaimâ* [Hugo Sinzheimer — Das Leben eines Rechtsgelehrten]. — Tôkyô: Sanseidô Publ.Co. 1986. VI, 360 S.

Mit dieser ausführlichen Biographie des von Hermann Meissinger 1952 als "Vater des Arbeitsrechts" apostrophierten Hugo Sinzheimer (1875-1945) legt K., Autor mehrerer Bücher über das Tarifvertragssystem und das deutsche Arbeitsrecht und früher an der Universität Kôbe lehrend, das Ergebnis seiner lebenslangen Beschäftigung mit Werk und Werdegang Sinzheimers vor. Zu seinem Motiv schreibt er: "Wissenschaft, gleich ob aus dem Osten oder dem Westen, ist gemeinsamer Besitz der Menschheit. Auch wenn zutrifft, daß sich wissenschaftliche Theorien irgendwann von ihren Schöpfern lösen und objektive Existenz annehmen, so ist doch zu fragen, was neben der Theorie Sinzheimers über sein Menschenbild in Japan bekannt ist. Die Antwort lautet: beinahe nichts. Von Seiten japanischer Arbeitsrechtler wird so wenig Interesse Sinzheimers menschlichem Wesen entgegengebracht, daß es einen verwundern muß. Eine Ursache für das Auftreten dieser Tendenz mag das Vorhandensein einer Haltung des Sich-Fügens in Dogmen sein, die dazu führt, hierzulande der Sinzheimerschen Theorie sehr einfach Objektivität und allgemeine Gültigkeit zuzuschreiben." (S.1) Unter diesen Bedingungen sei es schwierig, Sinzheimer als Person zu erfassen, zumal über sein Leben wenig

Geschriebenes vorliege, das meiste also rekonstruiert werden müsse. K. unternimmt dennoch diesen Versuch, indem er sich extensiv auf Aussagen der Zeitgenossen, wissenschaftlichen Kollegen und Freunde Sinzheimers stützt. Es geht ihm darum, den Prozeß der Herausbildung von Sinzheimers Persönlichkeit und seines Denkens nachzuzeichnen, vor dem Hintergrund der Periode heftiger Erschütterungen in der deutschen Geschichte von den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Den Anspruch auf eine Einschätzung der Rolle Sinzheimers für die Entwicklung der Theorie des deutschen Arbeitsrechts und auf eine grundsätzliche Überprüfung seiner Theorie selber erhebt K. dabei nicht. Die detaillierte Schilderung ist chronologisch aufgebaut; Kapitel 1: "Jugend- und Mannesjahre", Kapitel 2: "Sinzheimer in seinen reifen Jahren", und Kapitel 3: "Der späte Sinzheimer", das sich ausführlich mit dem Verhältnis von NS-System und Juristen beschäftigt, auf Sinzheimers Emigration in die Niederlande und seine dort entstandenen rechtssoziologischen Arbeiten eingeht. Der Autor führt am Schluß nur *die wichtigsten*, von ihm benutzten Beiträge aus der Sekundärliteratur in deutscher und in japanischer Sprache an. Es ist vielleicht nicht uninteressant, die japanischen Beiträge hier zu nennen, um einen Eindruck von der Forschungslage dort zu vermitteln. Neben *japanischen* Übersetzungen von G. Radbruchs Werken (1960-67), P. Gays Studie zur Kultur der Weimarer Republik (1970), K. Sontheimers "Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik" (1976), H. Hellers "Die politischen Ideenkreise der Gegenwart" (1981), H. Kirchners "Heine und der Judaismus" (1982), H.J. Steinbergs "Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie" (1983), J.W. Bendarskis "Carl Schmitt" (1984), E. Matthias' "Warum konnte Hitler nicht verhindert werden? – Politisches Handeln und Ideologie der SPD" (1984) (hier wurde jeweils das Erscheinungsjahr der *Übersetzung* eingefügt) sind es: Moriyama, T., "Professor Philipp Lotmar und das Arbeitsrecht", in: Meiji daigaku seikei-ronshō, Bd. 2, Nr. 3 (1927); Magota, H., "Pioniere des Arbeitsrechts. Erinnerungen an vierzig Jahre Arbeitsrecht" (1958); Kubo, K., "Der Entwicklungsprozeß des deutschen Arbeitsrechts" (1960); Tokiwa, T., "Gustav Radbruch" (1967); Shimizu, M. (Hrsg.), "Der Weg in den Faschismus – die Gerichte in der Weimarer Republik" (1978); Hirano, R., "Entstehung und Entfaltung der Bewegung für ein freies Recht, insbesondere zur Rolle von Hermann Kantorowicz", in: Hōgaku ronshō (1980); Hirai, M., "Berlin 1918-1922, 1923-1927, 1928-1933" (3 Bde) (1980-82); Nishimura, M., "Rechtswissenschaft und Wissensgesellschaft im modernen Deutschland, insbesondere zur Rolle von Otto von Gierke", in: Okayama daigaku hōgakkai zasshi, Bd. 31, Nr. 2 (1981) – Bd. 34, Nr. 1 (1984); Kubo, K., "Die Führer der deutschen Gewerkschaften", in: Nihon rōdō kyōkai zasshi, Nr. 272-275 (1981/82); Hirowatari, S., "Justus Hedemann und das Privatrecht der Nazi-Zeit", in: Shakai kagaku kenkyū, Bd. 34, Nr. 4-Bd. 36, Nr. 2 (1982-1984); Kurihara, M., "Die Entstehung des Nazi-Systems – Der Zusammenbruch der Weimarer Republik und die Wirtschaftskrise" (1983); Nishitani, S., "Der Entwicklungsprozeß der Idee des kollektiven Arbeitsrechts in Deutschland", in: Hōritsu jihō, Bd. 55, Nr. 2-Bd. 56, Nr. 12 (1983/84); Yamamoto, H., "Die heutige Lage der Ideengeschichte" (1985).

Wolfgang Seifert

WITTKAMP, Heinrich: Achtzig Jahre kritischer Bürger im 20. Jahrhundert. Erinnerungen aus christlich-sozialer Sicht (= Sonderveröffentlichung des Stadtarchivs Mannheim, Nr. 13). – Mannheim: Südwestdeutsche Verlagsanstalt 1986. 229 S.

Das vorliegende Buch Heinrich Wittkamps enthält mehr als nur tagebuchartige, auf die Person des Autors fixierte subjektive Erlebnisschilderungen mit hin und wieder zeitgeschichtlichen Bezügen. Es ist für den heute über 80jährigen vielmehr der Versuch, "den Wandel der politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in unserem Jahrhundert" am Beispiel der eigenen Erfahrungen sichtbar zu machen. Heinrich Wittkamp, 1903 als Schlossersohn in einer westfälischen katholischen Handwerkerfamilie geboren, war schon als 16jähriger im Gefolge der Streikbewegungen 1918/1919 mit der Arbeiterbewegung in Berührung gekommen. 1920 trat er den christlichen Gewerkschaften bei, später auch dem Zentrum. Als gelernter Schreiner wurde er im Holzarbeiterverband, der wegen der zahlrei-

sen vermuten, daß Frauenarbeit sich nicht immer auf Zuarbeit beschränkte, sondern das Verhältnis komplexer war, daß Frauen je nach Konjunkturlage und Produktivkraftentwicklung bestimmte Tätigkeiten zuwuchsen.

Im zweiten Teil beschäftigt sich Bake mit den Arbeits- und Lebensverhältnissen der Manufakturarbeiterinnen in Hamburg. Im Unterschied zum ersten Teil, wo die Aussagen über Lebensweise oder Familienstrukturen nicht über allgemeine Formulierungen der Standardliteratur hinausgehen, bringt Bake hier ein reiches und vielfältiges Material zu Wohnsituation, Ernährungslage und Kleidung ein und befaßt sich auch mit dem generativen und sexuellen Verhalten der Arbeiterinnen. Insbesondere gelingt es ihr, die Wechselwirkung zwischen schlecht bezahlter Manufakturarbeit und dem Zwangssystem der Armenziehung herauszuarbeiten. Bake untermauert mit konkreten Zahlen, daß Manufakturarbeiterinnen an der Grenze der Armut lebten bzw. die Armut in Hamburg weiblich war, d.h. daß vor allem allein-stehende Frauen mit und ohne Kinder auf Armenunterstützung angewiesen waren. Nicht zufällig war manufakturierte Produktion eng mit dem Armenwesen verwickelt, ein großer Teil der Arbeiten fand in den Anstalten der Armenpflege, im Arbeits- und Zuchthaus oder im Spinnhaus statt. Obrigkeitliche Moralpolitik nutzte so die Formen weiblicher Produktivität auf vielfältige Weise. Die Hamburger Gebäranstalt befand sich z.B. in einem Saal des Arbeits- und Zuchthauses, und uneheliche Mütter mußten hier ihre Strafe mit Spinnen abarbeiten. Interessant sind in dieser sehr detailreichen Arbeit oft die Nebenaspekte, z.B. der Blick auf "die schmutzigen Armen" in der Spinnshule und die bürgerliche Hygieneerziehung. Ein Mangel ist sicher die fehlende Einbindung der geschilderten sozialen Verhältnisse in größere sozialpolitische Entwicklungen. Ein Ärgernis sind schließlich die schlechten Reproduktionen, — aber dies gehört offensichtlich zum Standard der Pahl-Rugenstein-Hochschulreihe.

Carola Lipp

BISCHOFF, Claudia: Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrollen und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert (= Campus Forschung, Bd. 414). — Frankfurt/M. und New York : Campus Verlag 1984. 207 S.

In ihrer Veröffentlichung plädiert die Verf. — Diplompädagogin mit zehnjähriger Berufserfahrung als Krankenschwester — engagiert für eine veränderte theoretische und praktische Fundierung der gegenwärtigen Krankenpflege. Ausgangspunkt ihrer Analyse ist die strukturelle Widersprüchlichkeit der Erwartungen an die Krankenpflege: Sie soll einerseits den individuellen physischen und psychischen Bedürfnissen der Patienten gerecht werden, andererseits möglichst effizient und kostensparend sein. Bischoffs Kritik richtet sich insbesondere gegen aktuelle Versuche, dieses Dilemma unter dem Stichwort der "patientenorientierten Pflege" auf dem Rücken des (weiblichen) Pflegepersonals und der Patienten zu lösen, statt die erforderlichen Reformen der Krankenpflege und letztlich des öffentlichen Gesundheitsbereichs insgesamt durchzuführen.

Im Mittelpunkt der Analyse des widersprüchlichen Anspruchsdrucks, unter dem die vergangene wie die gegenwärtige Krankenpflege stand und steht, einerseits und der Kritik bestimmter gegenwärtiger Lösungsvorschläge andererseits steht die Untersuchung der Krankenpflege als Frauenberuf. Wie im 19. Jahrhundert "weibliche Liebestätigkeit" und "weibliches Wesen" in der Krankenpflege eingesetzt wurden, um inhumane Strukturen und Widersprüche von Gesamtgesellschaft und medizinischer Wissenschaft zu verdecken, so die zentrale These, sollen heute "weibliche" Eigenschaften und Fähigkeiten — Empathie, Intuition, Zuwendung etc. — die Strukturprobleme des öffentlichen Gesundheitsbereichs beheben bzw. unsichtbar machen (S.8).

Der historische Teil der Darstellung (S.14-133) — der aus der Sekundärliteratur erarbeitet ist — umfaßt einen kurzen Überblick über die Geschichte der institutionalisierten Krankenpflege vom frühchristlichen Diakonot bis zum 19. Jahrhundert und über die frühneuzeitliche Professionalisierung der Ärzteschaft, gefolgt von einem Abriß der Entstehung des bürgerlichen Frauen- und Familienbildes im 18./19. Jahrhundert und seines sozialgeschichtlichen Hintergrunds. Da es sich hier um lange, teils zu lange Bekanntes handelt — so hat beispielsweise Motteks Wirtschaftsgeschichte, der ein guter Teil der hier angeführten wirtschafts-

und sozialgeschichtlichen Leitlinien entnommen ist, das Stadium der Zitierfähigkeit hinter sich –, wäre dieser Abschnitt besser kürzer ausgefallen. Die sehr holzschnittartige Darstellung der Herausbildung bürgerlicher Familienverhältnisse vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (S.40-46) wäre für die Argumentation der Arbeit entbehrlich; der Abschnitt über die Entstehung der Hausarbeit und die Definition des weiblichen Geschlechtscharakters seit dem 18. Jahrhundert (S.46-65) wäre zugunsten des Folgenden besser kürzer ausgefallen. Bei der Schilderung der Neuorganisation der Krankenpflege und der "Verweiblichung" der Pflege im 19. Jahrhundert (S.66-133) nämlich kommt die Arbeit zu ihrem eigentlichen Thema und bietet hier in pointierter Form Anregendes und Weiterführendes. Bischoff schildert, wie im Verlauf des 19. Jahrhunderts bürgerlichen Frauen – die als billige und lenkbare Arbeitskräfte begehrt waren – der Beruf der Krankenschwester via Weiblichkeitsideologie zunehmend auf den Leib geschneidert wurde, indem Ärzte, Sozialpolitiker und andere die Krankenpflege als nichtberufliche Liebestätigkeit verklärten, die von niemandem besser ausgeübt werden könne als von Frauen. Dies führte u.a. zu der paradoxen Situation, daß den Frauen, ging es um ihre Eignung als Krankenschwester, überragende Körperkräfte zugeschrieben wurden; ging es dagegen um ihre Eignung für das Studium der Medizin, galt ihre körperliche Konstitution als zu schwach.

In dieser Weise wurde, so Bischoff, die bis heute in den Krankenhäusern gültige Trennung in Ärzteschaft einerseits und Pflegepersonal andererseits auf dem Wege über die Geschlechtscharaktere festgeschrieben. Den pflegenden Frauen fiel und fällt hierbei die Rolle zu, bei den Patienten den Glauben an die Götter in Weiß aufrechtzuerhalten und durch eigene Mehr- und Überarbeit die Defizite zu kompensieren, die die mechanistisch und lokalistisch geprägte Schulmedizin bei ihren Prozeduren hervorruft. – Im letzten Abschnitt des Buches (S.134-181) werden aktuelle Überlegungen zur Reform der Krankenpflege (Stichwort "Patientenorientierung") referiert und kritisiert.

Ute Daniel

ELEY; Geoff: **From Unification to Nazism. Reinterpreting the German Past.** – Boston, London und Sidney: Allen & Unwin 1986. VI, 290 S.

Das Buch enthält Aufsätze, die früher schon in Zeitschriften und Sammelbänden erschienen sind. Von daher gesehen bietet das Buch nichts Neues. Gleichwohl ist es sinnvoll, die im Ausland verstreut erschienenen Aufsätze einmal geschlossen vor sich zu sehen. Denn Eley ist nicht irgendein Historiker. Er ist derjenige, der (zusammen mit David Blackbourn) die Bielefelder Schule herausgefordert hat – und das mit guten oder zumindest diskussionswürdigen Argumenten. Mittlerweile steht er mit seiner Position auch nicht mehr alleine,¹ obwohl – insgesamt gesehen – die Rezeption des Eley'schen Interpretationsansatzes in der Bundesrepublik nur schleppend vorangeht.

Die meisten Aufsätze beziehen sich auf die Zeit des Deutschen Kaiserreichs. Im ersten Teil geht es um die Geschichtsschreibung über jene Zeit, im 2. Teil beschäftigt sich Eley mit der sozialen Basis des Deutschen Kaiserreiches und mit der damaligen politischen Kultur. In einem weiteren Kapitel behandelt er sowohl die SPD als auch das Problem der polnischen Nationalstaatsbildung. Schließlich versucht er im letzten Kapitel den Bogen zum Dritten Reich zu schlagen.

Im folgenden seien einige Kernpunkte seiner Geschichtsinterpretation hervorgehoben:

1. Nach Eleys Auffassung wurden die politischen Auswirkungen der "Großen Depression" in der Literatur vielfach überschätzt. Außerdem kritisiert Eley an den sogen. 'Kehrites',² daß sie das Politische vom Ökonomischen ableiten würden.
2. Eley plädiert für eine stärkere Berücksichtigung des "Wilhelminischen Kapitalismus" und

1 Helga Grebing, *Der deutsche Sonderweg in Europa (1806-1945)*, Stuttgart 1986.

2 Der Begriff bildete sich im Zusammenhang mit der Rezeption der Schriften von E. Kehr heraus. Dazu siehe: Eckhart Kehr, *Der Primat der Innenpolitik*. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1965. Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*, Göttingen 1973.

seines inneren Beziehungssystems bei der Gesamtinterpretation des Deutschen Kaiserreichs: "Wilhelmine society contained the most dynamic capitalism in Europe, and it is this rather than 'feudal' continuities which needs our primary attention."

3. Die gesellschaftlichen Verhältnisse im Deutschen Kaiserreich waren nach Eleys Auffassung beträchtlich flexibler als häufig angenommen wird, und dem Militär ging es nicht allein um die Aufrechterhaltung alter feudaler Traditionen, sondern auch um die Durchsetzung einer *modernen* militärisch-imperialistischen Praxis. Eley möchte keinesfalls die autoritären und antidemokratischen Strukturen weginterpretieren bzw. sie marginalisieren – aber er stellt die Frage, ob diese Phänomene nicht doch besser in einen anderen Interpretationszusammenhang zu stellen seien. So verweist er darauf, daß sich die Sammlungspolitik und vor allem die Flottenvorlage von 1898 sowie die imperialistische Agitation durchaus auch mit einem Programm sozialer und politischer Reformen vertragen hätte.

4. Der herrschende Block industrieller, agrarischer und bürokratischer Eliten geriet – so Eley – ab 1890 in eine Periode der Instabilität, von der er sich nicht mehr so recht erholte. In dieser Phase sei ein radikaler Nationalismus entstanden. Dieser sei weniger das Resultat von Manipulationen gewesen, sondern mehr das Ergebnis einer rechtsgerichteten Populärbewegung. Diese sei selbst wiederum als Folge einer generellen Vertrauenskrise der Mittelschichten gegenüber dem existierenden politischen System und der Hegemonie der dominierenden Klassen anzusehen. Dieser Radikalnationalismus war überdies "a vision of the future, not of the past". Die seit den späten 60er Jahren mehr und mehr verbreitete Kontinuitätsthese (Kontinuität zwischen Kaiserreich und Drittem Reich) müsse als ein "over-simplified view of the continuity problem" kritisiert werden. Um der Gefahr einer teleologischen Sichtweise zu entgehen, fordert Eley, der besonderen gesamtgesellschaftlichen Krisenkonstellation vor der Machtübernahme Hitlers mehr argumentatives Gewicht zu verleihen. "In other words, fascism prospered under conditions of general political crisis, in societies which were already dynamically capitalist (or at least, which possessed a dynamic capitalist sector), but were the state proved incapable of dispatching its organizing functions for the maintenance of social cohesion."

Hier ist nicht der Ort, über Eleys Thesen inhaltlich zu diskutieren. Wie immer man im einzelnen zu seinen Thesen steht (die Rezensentin spricht ihnen einen relativ hohen heuristischen Wert zu), wichtig ist, sich mit seinen Argumenten intensiv auseinanderzusetzen, um einer allzu glatten Interpretation der deutschen Geschichte mittels der Refeudalisierungs-, der Manipulations- und der Kontinuitätsthese zu entgehen. Eine Herausforderung also für alle, die sich herausfordern lassen wollen und nach Alternativen auch zu der neuen konservativen Geschichtsinterpretation³ suchen. Eine Übersetzung des Buches in die deutsche Sprache wäre deshalb wünschenswert.

Adelheid von Saldern

3 Siehe vor allem: Michael Stürmer, *Das ruhelose Reich. Deutschland 1866-1918*, Berlin 1983.

OLBRICH, Harald: *Proletarische Kunst im Werden*. – Berlin: Dietz-Verlag 1986. 354 S., 50 Abb.

Kunst wird proletarisch nicht dadurch, daß sie proletarische Themen behandelt, sondern daß sie ihre Adressaten als "Subjekte der Geschichte" (S.6) anspricht und zur kollektiven Selbstverständigung ermutigt – so die These Olbrichs, die er in einem international angelegten kunsthistorischen Überblick vom bürgerlichen Realismus (Daumier, Courbet) über Aktivismus und Futurismus bis zum Ende der zwanziger Jahre nachzeichnet. Als Quellen der proletarischen Kunst kennzeichnet er die sozialkritischen Werke des frühen 19. Jahrhunderts, den bürgerlichen Realismus und die Avantgarden; ihr Verhältnis zur proletarischen Kunst ist bis in die Gegenwart hinein durch den Widerspruch von Repräsentation und eingreifender Darstellung der Wirklichkeit geprägt – wie man an der Ästhetik der Marx-Engels-Darstellungen in den sozialistischen Ländern deutlich ablesen kann. Die sehr knappe Darstellung einer Fülle von Material läßt allerdings die Ausführungen dieser Widersprüche vermissen. Umdeutung und Umwertung bürgerlicher Ikonographie werden von Olbrich zwar behauptet, aber nur

selten am Material selbst belegt. So erfährt der Leser zum Beispiel, daß bei der Thematisierung des proletarischen Alltags im Frankreich der Jahrhundertwende und "für den Kampf gegen alle Schattenseiten der bürgerlichen Gesellschaft [...] Formen des Jugendstils und des sogenannten Japonismus [dienten]" (S.38), daneben aber auch die sozialkritischen Impulse Daumiers. Wie diese Traditionen umgesetzt wurden, in welches konkrete Verhältnis sie zueinander traten, bleibt unklar. Die Stärke des Bandes, nämlich alle Druckerzeugnisse des proletarischen Alltags, Karikaturen, Plakate, Zeichnungen, Photographien, Werbe- und Gebrauchsgraphik in die Untersuchung einzubeziehen, wird so mit einem Eklektizismus bezahlt, der den selbstgesetzten Anspruch, proletarische Kunst "im Werden" vorzuführen, nicht erreicht. Auch die bildnerische Umsetzung traditionsreicher Topoi wie des Sonnenaufgangs und des Prometheusmotivs wird nur gestreift, nicht in ihrer Entwicklung nachvollzogen.

Olbrich bleibt zudem nach wie vor einer Sichtweise verpflichtet, die den eingreifenden Charakter von Kunst an die Parteizugehörigkeit des Künstlers bindet und etwa "kämpferische Identifikation" bei Käthe Kollwitz konstatiert, "obgleich sie nicht organisatorisch mit der Arbeiterbewegung verbunden war" (S.65, ähnlich auch S.177f.). Noch mehr als die Kunst des kritischen Realismus verfallen Futurismus und Dadaismus dem Verdikt der mangelnden Parteilichkeit. Die Ambivalenz des italienischen Futurismus zwischen Verherrlichung der Technik und dem Pathos von Zerstörung und Erneuerung durch den Krieg bleibt so unerklärt und erscheint als "Krankheit". Marinetti steckte gar die Futuristen mit "seinem nationalistischen und antisozialistischen Gift" (S.79) an!

Erst im Kapitel über die sowjetische Revolutionskunst, die im übrigen nicht minder technikbegeistert und pathetisch war, stellt sich Olbrich wirklich dem Anspruch, den progressiven Gehalt von Kunst als "Motor einer neuen sozialen, menschlichen und ästhetischen Wahrnehmung" (S.117) zu erfassen. Hier zeichnet er sehr genau die verschiedenen Richtungen der "Produktionskunst" und ihr Eingreifen in die gesellschaftliche Realität nach. Instruktiv ist der Vergleich von Darstellungen des "kollektiven Menschen" (S.195ff), in dem verschiedene Bilder "des" Arbeiters auf das Verhältnis von Individualisierung und Typisierung, Abstraktion und Konkretion untersucht werden. Ähnliche Themen verfolgt der Verf. dann im letzten Kapitel über die Entwicklung der Kunst bis zum Beginn des Nationalsozialismus, doch ist auch hier die organisationspolitische Perspektive der kunsthistorischen im engeren Sinne und insbesondere der ikonographischen deutlich untergeordnet. So erfährt man in diesem Teil nicht mehr über die vielfältigen bildkünstlerischen Aktivitäten der Weimarer Republik als das, was in zahlreichen Ausstellungskatalogen der letzten Jahre bereits beschrieben wurde.

Für eine Überblicksdarstellung zu wenig gegliedert, für eine Problemskizze zu diffus, läßt sich Olbrichs Buch vor allem als Kompendium bisher ungelöster Fragen der marxistischen Kunsttheorie und -interpretation verwenden. Diese Umwertung verlangt allerdings einen Leser, der hinter dem durchgängigen Jargon des Autors (dementsprechend Konflikte meist "dramatisch", Engagement "leidenschaftlich" und die Kämpfe der Arbeiterklasse "heroisch" sind) die bis heute virulenten Fragen nach dem Verhältnis von Kunst und Engagement zu entschlüsseln vermag.

Claudia Albert

90 Jahre Arbeitersport. Hrsg. von Franz NITSCH, Jürgen FISCHER und Klaus STOCK (= Arbeiterkultur, Bd. 12). Münster: Lit-Verlag 1985. 165 S.

Das Motiv, 50 Jahre nach der faschistischen Machtergreifung in Deutschland auch die Verbände der Arbeitersportbewegung nicht völlig in Vergessenheit geraten zu lassen, ist wohl ausschlaggebend für die Sporthistoriker Franz Nitsch, Jürgen Fischer und Klaus Stock gewesen, Ergebnisse des Freundeskreistreffens ehemaliger Arbeitersportler vom 27.-30. August 1983 in Marburg in einer Buchveröffentlichung zu dokumentieren.

Obwohl der Titel "90 Jahre Arbeitersport" dies zunächst vermuten läßt, will der mit Illustrationen versehene Bd. mehr sein als die üblichen Fest- und Erinnerungsschriften, vielmehr haben die Herausgeber versucht, das Interesse an Selbstdarstellung mit den Anforderungen,

die eine kritisch-analytische Auseinandersetzung an die Geschichte der Arbeitersportbewegung stellt, zu verbinden. Dem entspricht auch die formale Gliederung. In einem ersten Teil sind die anlässlich der Festveranstaltung von Repräsentanten der SPD, des DGB und des DSB gehaltenen Ansprachen wiedergegeben, in einem zweiten Abschnitt stellen zehn Autoren in kurzen Aufsätzen Thesen ihrer Untersuchungen zu bestimmten Themen der Arbeitersportgeschichte vor bzw. berichten über den Stand noch nicht abgeschlossener Forschungsprojekte. Das dritte Kapitel informiert über die Geschichte und die Ziele des 1960 gegründeten Freundeskreises. Der Bd. schließt mit der Dokumentation einer Ausstellung zum Arbeitersport, die vom Institut für Sportwissenschaft der Universität Marburg für das Freundeskreistreffen erstellt wurde.

Für das sporthistorisch bzw. arbeiterkulturgeschichtlich orientierte Fachpublikum ist sicher das zweite Kapitel von Interesse, zu dem im folgenden einige Bemerkungen gemacht werden sollen. Bereits dessen Überschrift "Diskussionsforum" deutet an, daß die Autoren ihre Beiträge weniger im Sinne einer Präsentation bereits entsprechend abgesicherter Resultate verstanden wissen wollen. Kennzeichnend ist vielmehr die Intention, neue methodische Ansätze (Oral History, Alltags- und Lokalgeschichte) auch für die Arbeitersportgeschichtsschreibung zu nutzen und Fragestellungen und -richtungen anzudeuten, die künftige Forschungen in diesem Bereich verfolgen könnten. Als "roter Faden" zieht sich durch alle Aufsätze eine Perspektive, die sich auf das Erkennen des "subjektiven Faktors", d.h. auf die sozialen Wahrnehmungs- und Erfahrungsmuster der "einfachen" Vereinsmitglieder im Arbeitersport richtet.

Während die Beiträge von Teichler zur Filmproduktion im Arbeitersport und von Tiedemann zur Sportprogrammatisierung der KPD(O) eher dokumentarische Funktion besitzen, dabei aber zu einer intensiveren Beschäftigung mit dem Gegenstand motivieren, widmet sich Fischer dem interessanten Thema der an militärische Formen erinnernden Massenfrei- und Ordnungsübungen, die auch im Arbeitersport praktiziert wurden. In seinem Ansatz einer "Strukturanalyse von Sportpraxis" stellt er die Frage, "was diese Art von Sport für die Aktiven bedeutete" und "ob solcher Sport nicht Muster einer autoritären Gesellschaft in das Vereinsleben verlängert". Zu Recht warnt Fischer vor einer Vorgehensweise, die die Arbeitersportbewegung einzig mit dem Maßstab "alternative Formen" beurteilt, schade nur, daß er bei seiner, die strukturellen Veränderungen in der Praxis des Arbeitersports herausarbeitenden Analyse der Beantwortung der eingangs formulierten und gesellschaftspolitisch relevanten Frage keine Aufmerksamkeit mehr schenkt und sich statt dessen mit der Feststellung bestehender Unterschiede zwischen der Vereinspraxis und den großen Massenveranstaltungen auf der Ebene der Arbeiterolympiaden begnügt.

Nitsch untersucht "Anpassungs- und Widerstandsformen im Arbeitersport während der Zwischenkriegsperiode", wobei er seine Ergebnisse in einen Zusammenhang mit der Sportentwicklung in den westlichen Besatzungszonen nach dem Zweiten Weltkrieg stellt und nach Ursachen fragt, die dazu führten, daß nach 1945 der Arbeiter-Turn- und -Sportbund (ATSB) nicht wiedergegründet wurde. Interessant ist, daß er die konstatierte, gegen Ende der Weimarer Republik einsetzende Tendenz zu einem "Nur-Sportlertum" im ATSB, und die immer stärkere Angleichung sportlicher Praxisformen an die bürgerlichen Organisationen im Hinblick auf ihre sozialintegrativen Funktionen interpretiert. Nitsch zufolge erleichterte die prinzipiell nicht unterschiedene Art des Sporttreibens Abwanderungen von Arbeitersportlern zu bürgerlichen Vereinen, und auch die häufig offensichtlich ohne große Identitätsprobleme erfolgten Übertritte nach dem Verbot 1933 werden hieraus zumindest teilweise ebenso erklärbar wie die von Arbeitersportlern vielfach mitgetragene Entwicklung zur Einheitssportbewegung nach 1945.

In den Beiträgen von Achilles/Lüddecke, Bernsdorff, Dierker, Krüger und Zimmer werden Stand, Fragestellungen und die jeweils angewendete Methode verschiedener, regional- bzw. lokalgeschichtlich angelegter Projekte zum Arbeitersport beschrieben. Es finden sich hier, (z.B. Bernsdorff), zum Teil wertvolle praktische Hinweise für künftige Recherchen "vor Ort", allerdings wird, wie etwa bei Achilles/Lüddecke, die die subjektive Bedeutung von Sport in Arbeiterlebensgeschichten untersuchen, nicht immer ausreichend deutlich, welche neuen Erkenntnisse denn nun von der Anwendung bestimmter soziologischer Methoden auf die Geschichte des Arbeitersports erwartet werden dürfen.

Sieht man einmal davon ab, daß der Beitrag Dierkers einen etwas irreführenden Titel trägt –

es werden nicht die "Beziehungen zwischen Organisationen und Fraktionen der Arbeiter-sportbewegung" skizziert, sondern die das Vorhaben leitende Eingangshypothese formuliert und die methodische Vorgehensweise beschrieben –, hebt sich der Bd. aber insgesamt positiv von vergleichbaren Schriften ab, die aus Anlaß historischer Gedenkfeiern entstehen.

Gerhard Hauk

SCHLOSSSTEIN, Karl-Heinz: Die westfälischen Fabrikengerichtsdeputationen. Vorbilder, Werdegang und Scheitern (= Rechtshistorische Reihe, Bd. 20). – Frankfurt/M. und Bern: Verlag Peter Lang 1982. 219 S.

Ab 1831 wurden in einer Reihe von Städten des westfälischen Regierungsbezirks Arnsberg sogen. "Fabrikengerichts-Deputationen" errichtet. Sie bestanden jeweils aus einem Berufsrichter und einem von den örtlichen Fabrikunternehmern gewählten "technischen Mitarbeiter", der den Juristen bei der sachgerechten Erledigung gewerblicher Konfliktfälle "beraten" sollte. Formal folgte die Regierung damit dem Vorbild eines bereits seit 1815 in Berlin bestehenden Sondergerichts zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Manufakturisten und ihren Arbeitern. Den eigentlichen Hintergrund bildete jedoch die aufkommende Industrialisierung und der unter den Bedingungen der Gewerbefreiheit von Behörden wie Fabrikanten angemeldete Bedarf an spezieller "fabriken-polizeylicher" Überwachung und Konfliktregelung. Einerseits ging es um Streitigkeiten zwischen "Arbeitgebern" und "Arbeitnehmern" (wie man damals zu sagen anfangte), andererseits aber auch um Konkurrenzkämpfe zwischen Unternehmern, denn seit dem Wegfall der alten Zunftordnungen konnten z.B. die für den Export wichtigen "Fabrikzeichen" unkontrolliert und ungestraft imitiert werden. In Aachen, Köln und am Niederrhein hatte die französische Verwaltung bereits seit 1811 solche Spezialgerichte unter dem Namen "Räte der Werkverständigen" (oder "Gewerbeverständigen") errichtet. Allerdings handelte es sich dabei um reine Laiengerichte aus Fabrikanten und Handwerksmeistern, die nach französischem Recht ihre Urteile sprachen (während im Westfälischen das vergleichsweise traditionelle Allgemeine Landrecht wieder eingeführt worden war). Aufgrund der praktischen Effizienz dieser Institute verstärkten die rheinischen Behörden seit den Arbeiterunruhen in Solingen, Krefeld und Aachen (1826-1830) ihre Bemühungen, analoge Gerichte auch im Bergischen Land einzuführen, notfalls sogar gegen den Widerstand der örtlichen Unternehmer, die natürlich keinerlei "Bedarf" an einer öffentlichen Erörterung und Beilegung von Arbeitskonflikten zugeben wollten und im Gegenteil eine Zunahme der Konflikte befürchteten. Mit der Ausbreitung und dem relativ großen Erfolg dieser rheinischen "Fabrikengerichte" – in manchen Jahren gab es in Köln über 900 und in Elberfeld über 500 Verfahren – kontrastiert jedoch die evidente Erfolgslosigkeit, ja das Dahinvegetieren der "Fabrikengerichts-Deputationen" in Iserlohn, Lüdenscheid, Altena usw., die in den 50er Jahren allesamt mangels Praxis aufgelöst wurden, während gleichzeitig die rheinischen Institute als "Königliche Gewerbeberichte" zu Schrittmachern einer reichseinheitlichen Gewerbeberichtsgesetzgebung avancierten.

Worin lagen die Ursachen für diese Differenz, was machte die westfälischen Institute von Anfang an zu "blutleeren Gebilden" (Schloßstein)? Die vorliegende Bielefelder Dissertation, die sich verdienstvollerweise diesem für die Geschichte des Arbeitsrechts und der Sozialpolitik wichtigen Thema erstmals zuwendet, verspricht darauf eine Antwort. Eine Reihe von einschlägigen Archivalien und Drucksachen wurden ermittelt und ausgewertet. Aber leider ist das Buch – zumindest für den Sozialhistoriker – dennoch eine Enttäuschung, weil der Autor nie einen engen rechts- und institutionengeschichtlichen Horizont überschreitet. Gelegentliche Exkursionen in den Bereich der Gesellschaftsgeschichte erweisen sich demgegenüber als unbeholfene Kompilationen älterer Sekundärliteratur, wobei die unkritische Übernahme sozialkonservativer Topoi aus Quellen und Literatur besonders befremdet (vgl. z.B. S.49 unten). Statt in der Einleitung die Problematik seines Forschungsgegenstandes zu diskutieren und seine Erkenntnisinteressen zu reflektieren, führt der Autor weitschweifig in das "umfassende Sozialgefüge des Alten Handwerks" zurück, woran sich dann lange Ausführungen über die Zunftreformen im 17. und 18. Jahrhundert anschließen. Nur knapp 50 von 190 Seiten sind dann auch den im Titel genannten "Fabrikengerichts-Deputationen" gewidmet. Hier bringt

Schloßstein viele neue Informationen, aber sein begrenzter Blickwinkel führt ihn immer wieder zu fragwürdigen historischen Gewichtungungen oder verschwommenen Interpretationen, an denen zwar "etwas dran" ist, die aber in der vorliegenden Form meist einer präzisen Nachfrage nicht standhalten würden. Die eigentliche inhaltliche These schließlich, daß die Fabrikengerichts-Deputationen vor allem deshalb gescheitert seien, weil sie keinen "materiell-rechtlichen Unterbau" in Form arbeitsrechtlich relevanter Gesetze gehabt hätten und weil "die märkische Arbeitsverfassung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch nicht von massenhaft auftretenden Abhängigkeitsverhältnissen [...] geprägt" (S.147) war, so daß Arbeiter wie "Arbeitgeber" noch kein Bedürfnis nach öffentlicher Schlichtung hatten, formuliert nur eine Pseudoevidenz. Schon beim zweiten, genaueren Blick und zumal bei jedem Vergleich mit den Verhältnissen im angrenzenden Regierungsbezirk Düsseldorf hätte deutlich werden müssen, daß freiwillige Schlichtungsinstitute auch ohne zusätzliche Gesetze unter vorwiegend klein- und protoindustriellen Bedingungen erfolgreich sein konnten, wenn nur die betroffenen Unternehmer und Arbeiter (die einen als Richter, die anderen als die am häufigsten klagende Partei) darin eine echte Alternative zu anderen Formen der Konfliktaustragung erblickten.

Peter Schöttler

WALSER, Karin: **Dienstmädchen. Frauenarbeit und Weiblichkeitsbilder um 1900.** — Frankfurt/M.: extrabuch Verlag 1985. 195 S.

Bis zum Ersten Weltkrieg stellten Dienstmädchen die größte Gruppe von Frauen, die außerhalb der eigenen Familie erwerbstätig waren. Bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich diese Tätigkeit zu einer fast exklusiv von Frauen ausgeübten entwickelt, deren Arbeitsverhältnisse zum einen durch die bis 1918 gültige Gesindeordnung, zum anderen durch ihre Nähe zu Haus- und Familienarbeit geprägt waren. Letzteres ist vermutlich ein wichtiger Grund, warum die wissenschaftliche Forschung diese Gruppe weiblicher Erwerbstätiger lange Zeit ignoriert hat. Die Zeitgenossen hingegen beschäftigten sich im Rahmen der um die Jahrhundertwende geführten Diskussion um die "Dienstbotenfrage" intensiv mit den Lebens- und Arbeitszusammenhängen von Dienstmädchen. Neben statistischem Material und wissenschaftlichen Abhandlungen entstanden auch literarische und (auto-)biographische Verarbeitungen der Thematik, die von Karin Walser zu der hier anzuzeigenden Studie über städtische Dienstmädchen herangezogen werden. Die Quellenbasis wurde erweitert durch Aktenmaterial der Preussischen Regierung und ein im Anhang abgedrucktes Interview mit einem ehemaligen Dienstmädchen. Geographisch konzentriert sich die Studie auf die Verhältnisse in Berlin, weil hier die typische Entwicklung der Frauenarbeit besonders ausgeprägt gewesen sei, aber auch die Quellensituation für Berlin am besten ist. Zeitlich bezieht sie sich auf die Zeitspanne zwischen 1870 und 1914, in die der Höhepunkt städtischer Dienstmädchenarbeit und der Beginn ihres Rückgangs fällt. Im ersten Teil der Untersuchung beschreibt die Verf. unter dem Titel "Dienstmädchen-Realität" Herkunft, Arbeitsplätze und -bedingungen städtischer Dienstmädchen sowie die Bedeutung des Dienstmädchenberufs im Vergleich zu anderen außerhäuslichen oder nicht in der eigenen Familie angesiedelten Frauenerwerbsmöglichkeiten. Sie charakterisiert den Dienstmädchenberuf als "Hauptweg der Integration junger Frauen ländlicher Herkunft in städtische Lohnarbeitsverhältnisse", der für zahlreiche junge Frauen den Zuzug in die Stadt und die Anpassung an städtische Lebensverhältnisse ermöglicht habe. Dafür hätten Dienstmädchen, deren Mehrzahl als "Mädchen für Alles" eine Stellung fand, im Vergleich zu jungen Arbeiterinnen wesentlich reglementiertere Arbeits- und Lebensbedingungen in Kauf nehmen müssen. Im zweiten Teil der Arbeit beschäftigt sich Walser mit den Vorstellungen über Dienstmädchen, wie sie durch die zeitgenössische Literatur geprägt und zum Teil bis heute überliefert wurden. Sie zeigt, daß Dienstmädchen weder besonders häufig Prostituierte wurden, noch daß die Vorstellungen von der "Perle des Haushalts" den Realitäten entsprachen. Solche Klischees werden als Wunschbilder entziffert, die aus der ambivalenten Stellung des Dienstmädchens im intimen Bezirk der bürgerlichen Familie resultierten. Zur Aufklärung dieses Sachverhaltes zieht Walser zeitgenössische Romanliteratur heran, die sie mit Hilfe psychoanalytischer Kategorien untersucht. Die Entwicklung solcher Weiblichkeitsvorstel-

lungen, die Frauen lediglich als "Huren" oder "Heilige" zuließen, hätte nicht nur der psychischen Stabilität innerhalb der bürgerlichen Familie gedient, sondern auch dazu, Forderungen der Dienstmädchen nach besseren Arbeitsbedingungen, höheren Löhnen und mehr Freizeit abzuwehren. Im dritten Teil der Studie schließlich werden die "Strategien" untersucht, mit denen die Dienstmädchen auf ihre Arbeitssituation reagierten. Diese findet Walsers überwiegend auf individueller Ebene: So hätten Dienstmädchen z.B. durch häufigen Stellenwechsel, durch Unterschlagung kleiner Beträge des Haushaltsgeldes oder durch ihr Festhalten an der nur schwer von Staatsseite zu kontrollierenden gewerblichen Stellenvermittlung versucht, ihre Situation zu verbessern. Kollektiver Protest, wie die Berliner Dienstbotenversammlungen im Jahre 1899, bildete hingegen eine seltene Ausnahme. Auch Dienstbotenorganisationen, seien es sozialdemokratische oder konfessionelle, fanden wenig Widerhall. Unzufriedenheit mit der Dienstmädchenarbeit äußerte sich vor allem in der Abkehr vom Beruf. Um 1900 habe in Berlin der Dienstbotenrückgang eingesetzt, als auf dem Arbeitsmarkt für Frauen zunehmend besser entlohnte und weniger reglementierte Erwerbsmöglichkeiten in Industrie und Handel zu finden gewesen seien. Dieses Argument Walsers stellt ihre These, daß Dienstmädchenarbeit von jungen Frauen ländlicher Herkunft als Hauptweg in städtische Lohnarbeitsverhältnisse benutzt wurde, allerdings in Frage. Bedurften sie dieses Wegs nach der Jahrhundertwende nicht mehr? Walsers Studie gibt jedoch trotzdem viele Anregungen, die die Diskussion um ein spezifisch weibliches Verhältnis zur Erwerbsarbeitsphäre und die Bedingungen der Integration von Frauen in formalisierte Lohnarbeitsverhältnisse seit der Industrialisierung anregen können. Der Vergleich mit den Arbeits- und Lebenszusammenhängen junger Arbeiterinnen wird allerdings nicht immer konsequent durchgehalten, er hätte die Spezifik der Dienstmädchenarbeit wohl noch deutlicher machen können. Offen bleibt weiterhin die Frage nach dem Zusammenhang und der Vermittlungsweise zwischen den vor allem im zweiten Teil herausgearbeiteten Weitblickheitsbildern und den materiellen Lebensbedingungen der Dienstmädchen.

Susanne Rouette

STADELMAIER, Martin: Zwischen Langemark und Liebknecht. Arbeiterjugend und Politik im Ersten Weltkrieg (= Schriftenreihe des Archivs der Arbeiterjugendbewegung, Nr. 10). — Bonn: Sozialistische Jugend Deutschlands — Die Falken 1986. 187 S.

In den letzten Jahren fertigten jüngere Historiker und Sozialwissenschaftler, die teilweise selbst dem Umkreis der Nachfolgeorganisationen der Arbeiterjugendbewegung entstammen, eine Reihe von Examens- und Diplomarbeiten sowie Dissertationen an, die einzelne Fragestellungen und Zeitabschnitte aus der Geschichte der Arbeiterjugendorganisationen behandeln. Die jüngst als Typoskript in der Schriftenreihe des Archivs der Arbeiterjugendbewegung erschienene Kölner Staatsexamensarbeit von Michael Stadelmaier über die Arbeiterjugendbewegung im Ersten Weltkrieg ist dieser Kategorie zuzurechnen. Der Autor beansprucht, "politische, rechtliche und soziale Rahmenbedingungen für das politische Handeln von Arbeiterjugendlichen aufzuzeigen und dieses Handeln exemplarisch zu analysieren" (S.7). Diesen hohen Anspruch kann Stadelmaier nur begrenzt einlösen. Im Mittelpunkt seiner Arbeit steht die mehrheitssozialdemokratisch und vor allem die linksoppositionell organisierte Arbeiterjugend, während das politische Handeln unorganisierter Arbeiterjugend auf nur wenigen Seiten dargestellt wird. Der erste, 45 Seiten umfassende Teil ist den Rahmenbedingungen politischen Handelns gewidmet, die der Verfasser in den Kompetenzen der Militärbehörden unter dem Belagerungszustand, der Haltung der Sozialdemokratie zum Krieg und der Entwicklung der Arbeiterjugendorganisationen bis 1914 erblickt. Verdienstvoll ist die Zusammenstellung von Daten zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Arbeiterjugend während des Ersten Weltkrieges aus verstreuten Angaben in Sekundärliteratur und Quellen. Darüber hinaus bleibt es eine wichtige Aufgabe historischer Forschung zur Arbeiterjugendbewegung — dies gilt nicht nur für den hier behandelten Zeitraum — Erfahrungslagen und subjektive Lebenswelten verschiedener Gruppen von Arbeiterjugendlichen als Faktor ihres gesellschaftsbezogenen und politischen Handelns zu analysieren.

Im zweiten Teil des Buches schildert Stadelmaier auf etwa 100 Seiten in organisations- und

ereignisgeschichtlicher Perspektive die Haltung der mehrheitssozialdemokratischen "Zentralstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands" und der sich analog zur "erwachsenen" Arbeiterbewegung herausbildenden linksoppositionellen Gruppen zum Krieg und erörtert ihre politischen Handlungsmuster unter den innenpolitischen Bedingungen des Belagerungszustandes vor allem hinsichtlich ihrer Reaktion auf die jugendpolitischen Aktivitäten der Militärbehörden zur vormilitärischen Erziehung der Jugend, zur Jugendwehr sowie zu den Jugend- und Sparzwangerlassen. Die Haltung der "Zentralstelle", die institutionell und personell in den zentralen Partei- und Gewerkschaftsapparat eingebunden war, wandelte sich, so der Autor, nach anfänglicher Zurückhaltung und Abgrenzung gegenüber hurrapatriotischen Strömungen nicht zuletzt unter dem Einfluß der "unbedingten Befürworter einer entschlossenen Kriegsunterstützungspolitik" (S.62) in der Zentralstelle, repräsentiert durch Heinrich Schulz, Robert Schmidt und Rudolf Wissell, bald zu einer "offenen Unterstützung und Rechtfertigung des imperialistischen Krieges" (ebenda). Mit ihrer "mangelnden Bereitschaft, sich mit den zentralen politischen Fragestellungen Jugendlicher inhaltlich auseinanderzusetzen" (S.149), provozierte die "Zentralstelle" einerseits die politische und organisatorische Spaltung der Arbeiterjugendbewegung – wobei linksoppositionelle Jugendgruppen vor allem in jenen Gliederungen erstarkten, in denen sie durch linksoppositionelle Erwachsene unterstützt wurden (u.a. vgl. S.69f.). Andererseits schuf sie mit ihrer Burgfriedenspolitik die Voraussetzung der staatlichen Anerkennung als Jugendpflegeinstitution und blieb von den Repressalien der Militärbehörden weitgehend verschont. Seine umfangreichen Quellenstudien erlauben Stadelmaier detaillierte Rekonstruktionen politischer Handlungsmuster von "Zentralstelle" und oppositionellen Jugendgruppen vor allem dort, wo sich die Haltung der Jugend zum Kriege konkretisierte, nämlich in ihrer Stellung zur Jugendwehr, zu den Jugend- und Sparzwangerlassen und in der Frage praktischer Anti-Kriegsaktionen. Sein Fazit: Die Zentralstelle beschränkte sich auf Proteste in Form offizieller und legaler Eingaben gegen einzelne Maßnahmen militärischen Zugriffs auf die Arbeiterjugend und ließ sich vom Motiv der Bestandssicherung ihrer Organisation leiten. Damit wurde sie jedoch unter den "Gegebenheiten des politischen Systems" (S.149) den Interessen der Arbeiterjugend nicht gerecht. Dagegen erwiesen sich die öffentlichen und illegalen Protest- und Streikaktionen der oppositionellen Jugendgruppen dann als erfolgreich, wenn es gelang, unterstützt durch Partei oder Gewerkschaft, gegen jene militärischen Jugenderlasse (v.a. die Sparerlasse), die Nonkonformität oder Widerstand auf individueller Ebene nicht zuließen, "Massen von (jugendlichen) Arbeiterinnen und Arbeitern zu mobilisieren" (S.151). Die Ausnahme eines wirklich erfolgreichen Kampfes um die Rücknahme des Sparzwangerlasses in Magdeburg 1916 dient als herausragendes Beispiel (S.136ff). Diese Form politischen Handelns organisierter Jugend wurde jedoch im Verlaufe des Jahres 1917 durch die obrigkeitsstaatliche Niederschlagung der meisten linksoppositionellen Jugendgruppen beendet.

Zweifellos schließt Stadelmaiers erste Buchpublikation vor allem durch die für eine Staatsexamensarbeit ungewöhnlich umfangreiche Aufarbeitung archivalischer Quellenbestände, durch die er eine Reihe neuer Detailinformationen präsentieren kann, Lücken in der unterbelichteten Geschichtsschreibung der Arbeiterjugendbewegung während des Ersten Weltkrieges. – Personen- und Ortsregister erhöhen den Gebrauchswert der Publikation und versöhnen mit so manchen Mängeln eines als Buch gedruckten Typoskriptes, dem eine umsichtiger Endredaktion gut getan hätte.

Roland Gröschel

PATCH, William L. jr.: *Christian Trade Unions in the Weimar Republic, 1918-1933. The Failure of "Corporate Pluralism"*. – New Haven und London: Yale University Press 1985. XVII, 259 S.

RODER, Hartmut: *Der christlich-nationale Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) im politisch-ökonomischen Kräftefeld der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur Funktion und Praxis der bürgerlichen Arbeitnehmerbewegung vom Kaiserreich bis zur faschistischen Diktatur* (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Bd. 291). – Frankfurt/M., Bern und New York: Peter Lang 1986. 804 S.

Geraume Zeit hat sich das wachsende Interesse der Historiker an der deutschen Gewerkschaftsbewegung vornehmlich auf deren sozialdemokratischen Mehrheitsflügel gerichtet. Dieses offenkundige Defizit hat in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre unabhängig voneinander drei jüngere Gewerkschaftshistoriker veranlaßt, sich der christlich-nationalen Arbeit(nehm)erbewegung zuzuwenden. Bereits 1982 ist die umfängliche Habilitationsschrift von Michael Schneider über "Die Christlichen Gewerkschaften 1894-1933" erschienen;¹ ihr sind nun die 1981 und 1983 abgeschlossenen Dissertationen von William L. Patch (Yale/USA) und Hartmut Roder (Bremen) gefolgt.

Während sich Schneider darauf konzentriert hat, die organisatorische und programmatisch-ideologische Entwicklung sowie die Grundzüge der Politik der Christlichen Arbeitergewerkschaften zu erforschen, hat Roder seinen Blick auf das gesamte Lager der christlich-nationalen Arbeitnehmerorganisationen gerichtet. Schon bald nach der Gründung des Gesamtverbandes christlicher Gewerkschaften (1899) begannen sich auch auf dieser Ebene Sammlungsbestrebungen zu regen. 1901 konstituierte sich der 1. Deutsche Arbeiterkongreß. Unter diesem Dach fanden sich neben den Christlichen Gewerkschaften verschiedene katholische und evangelische Arbeitervereine, diverse nationale Berufsverbände und der völkisch-antisemitische Deutschnationale Handlungsgehilfenverband (DHV) zusammen. Die Prinzipien Interkonfessionalität und parteipolitische Neutralität, in erster Linie jedoch die gemeinsame Frontstellung gegen SPD und Freie Gewerkschaften, verbunden mit einem dezidiert nationalen Bekenntnis, bildeten die ideologischen Klammern dieser lockeren Allianz. Der marxistischen Klassenkampflehre setzten die im Deutschen Arbeiterkongreß vereinigten Organisationen die sozialharmonistische Vision eines "dritten Weges" zwischen Kapitalismus und Sozialismus entgegen. Bei der Verfolgung dieses Zieles setzten sie auf partnerschaftliches Zusammenwirken mit den Unternehmern, vor allem aber auf die staatliche Sozialgesetzgebung. Folgerichtig versuchten sie, über eine gezielte "Durchdringung der bürgerlichen Parteien durch ein Allianzsystem von bürgerlichen Arbeitnehmerflügeln" (Roder, S.182) unmittelbaren Einfluß auf den politischen Willensbildungsprozeß zu erlangen. Der Erfolg dieser Anstrengungen indes blieb gering. Denn dem Deutschen Arbeiterkongreß fehlte es viel zu sehr an sozialer, konfessioneller und ideologischer wie auch an organisatorischer Kohärenz, als daß er wirklich eine durchschlagskräftige Interessenpolitik im politisch-parlamentarischen Raum hätte betreiben können.

Die Burgfriedenspolitik der Kriegsjahre entsprach voll und ganz den sozialimperialistischen Grundvorstellungen der christlich-nationalen Arbeiterbewegung. Gleichwohl stellte sie sich unter dem Eindruck von Kriegsniederlage und Revolution ohne Zögern auf den Boden der gegebenen Tatsachen, um sich "sogleich in die Front zur Abwehr und Eindämmung der revolutionären Bewegung" (S.366) einzureihen. Der noch im November 1918 gemeinsam mit den Hirsch-Dunckerschen Verbänden als "bürgerliches Abwehrkartell" (ebd.) gegründete Deutsch-Demokratische Gewerkschaftsbund (DDGB) kämpfte in der Folgezeit gegen Räte und Sozialisierung, für parlamentarische Republik und Arbeitsgemeinschaft mit den Unternehmern. Kaum war die revolutionäre Bewegung erfolgreich zurückgedrängt, brach das Defensivbündnis der beiden nichtsozialistischen Arbeiterbewegungen wieder auseinander. Im November 1919 wurde der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB), wie der Name mittlerweile lautete, als Dachverband der christlich-nationalen Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände reorganisiert. Verbunden war damit ein deutlicher Schwenk nach rechts, der sich nach dem Kapp-Putsch 1920 noch verstärkte. Immer mehr rückte in den folgenden Jahren das national(istisch)e Bekenntnis als identitätsstiftendes Moment in den Vordergrund. Die hinlänglich bekannten Vorgänge der Jahre 1932/33 bildeten den Höhepunkt dieser Entwicklung. Die grundlegende Schwäche der zahlenmäßig enorm angewachsenen Bewegung, ihre ausgeprägte Heterogenität, ließ sich damit allerdings nur unzureichend kaschieren. Der "organisatorisch-politische Ausbau des DGB [...] zu einer regional und lokal verankerten, selbständig agierenden Koordinationszentrale" (S.367) scheiterte daran ebenso wie der Ende 1920 unternommene Versuch, die desintegrierenden, allzu häufig kontraproduktiven Begleiterscheinungen der bisherigen Querverbindungs politik durch die Gründung einer interkonfessionellen, christlich-nationalen Volkspartei zu überwinden. So wurde der DGB durch

1 Vgl. dazu die Rezension von Hermann-Josef Wallraff in: *IWK*, Jg. 19 (1983), H. 1, S.109f.

seine Bindung an verschiedene Mitte-Rechts-Parteien (in erster Linie Zentrum und DNVP) auch weiterhin spürbar in seiner Fähigkeit zur autonomen Vertretung von Arbeitnehmerinteressen beeinträchtigt. Darüber können auch die, von Roder allerdings unterschätzten, Erfolge nicht hinwegtäuschen, welche der DGB in der Phase der Bürgerblockregierungen 1925-1927 auf dem Feld der Sozialpolitik verbuchen durfte. Denn anschließend wurde sein Einfluß in allen bürgerlichen Parteien rasch und wirkungsvoll zurückgedrängt, und im Laufe der Weltwirtschaftskrise erwiesen sich seine politischen Querverbindungen mehr und mehr als Klotz am Bein des DGB und damit der gesamten Gewerkschaftsbewegung. Seine Angestellten-„Säule“, der DHV, schwenkte nämlich seit 1930 auf breiter Front ins faschistische Lager über, und die Christlichen Arbeitergewerkschaften sahen sich zumindest nach außen hin auf eine unbedingte Loyalität gegenüber dem Brüning'schen Notverordnungsregime festgelegt, ohne daß sich ihnen noch nennenswerte Einflußmöglichkeiten eröffnet hätten.

Fazit Roders: Mit seinem Konzept, „über ein parteipolitisches Querverbindungsnetz sowie eine systematisch betriebene korporatistische Praxis mit Unternehmern und Staat Einfluß auf den Aufbau einer sozialpartnerschaftlich fundierten, sozialreformerisch orientierten Ordnung zwischen Kapitalismus und Sozialismus“ zum Nutzen der Arbeitnehmerschaft voranzubringen, sei der DGB gescheitert. Ein direktes Anknüpfen an diese Traditionslinie sei deshalb beim Wiederaufbau der deutschen Gewerkschaftsbewegung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht möglich gewesen. Unbeschadet dessen habe es sich, und auch darin geht der Autor mit Schneider einig, bei den christlich-nationalen Arbeitnehmerorganisationen sehr wohl um einen „genuin gewerkschaftlichen Faktor innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung“ (S.542) gehandelt.

Die skizzierte Entwicklung zeichnet Roder in aller Ausführlichkeit nach. Es handelt sich bei seiner Darstellung also um den Versuch einer Organisations-, Programm- und Politikgeschichte der christlich-nationalen Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zu ihrem Untergang. Bei dem Bemühen, sein weitgefaßtes Thema gleichsam flächendeckend abzuhandeln, ist ihm allerdings über weite Strecken der Bezug zur übergreifenden Fragestellung nach den spezifischen Entwicklungsbedingungen und -merkmalen des DGB und seiner Vorläuferorganisation sowie nach der inhaltlich-praktischen Tragfähigkeit ihres Konzepts aus dem Blick geraten. Dadurch treten um so schärfer jene inhaltlichen Defizite und Ungleichgewichtigkeiten hervor, welche der Arbeit trotz ihres Volumens vor allem in Bezug auf den konkreten Beitrag der christlich-nationalen Gewerkschaftsbewegung zur (sozial-)politischen Entwicklung der Weimarer Republik anhaften. Daß sich in einen Text dieses Umfangs manche sachlichen Irrtümer und Fehler einschleichen, ist nur normal. Gravierender sind die darstellerischen Mängel der Arbeit. Roders angestrebter Sprache, die manches Mal geradezu kuriose Schöpfungen hervorbringt, fehlt es nicht nur an begrifflicher Schärfe; seine oftmals über viele Zeilen dahinwabernden Satznetze machen die Lektüre des Buches zu einem mühsamen, bisweilen entnervenden Geschäft. Schade, denn seine Untersuchung tilgt eine Reihe weißer Flecken in der Geschichte der christlich-nationalen Arbeiterbewegung und stellt daher eine wichtige Ergänzung der Forschungsergebnisse von Michael Schneider dar.

William Patch beschäftigt sich, anders als der Titel vermuten läßt, in seiner Dissertation mit dem gleichen Untersuchungsgegenstand wie Roder, wenngleich der zeitliche Schwerpunkt stärker in der Weimarer Republik liegt. In ihrem Zugriff indes sind die beiden Arbeiten grundverschieden. Während es Roders Arbeit, wie gesagt, an einer straffen Argumentationsführung mangelt, hat Patch seine Darstellung ganz konsequent auf eine These hin geschrieben. Ihrer Lesbarkeit ist das ebenso zugute gekommen wie die für den Druck vorgenommenen Kürzungen; inhaltlich jedoch vermag das Buch weniger zu überzeugen. Die christlich-nationalen Gewerkschaften, so lautet Patchs zentrale These, haben mit ihrem in den zwanziger Jahren entwickelten Konzept des „corporate pluralism“ (Ch. Maier), das auf den Abbau von Polarisierung und Konfrontation angelegt war, ein moderneres und zukunftsweisendes Modell der Arbeitsbeziehungen und des politischen Prozesses vertreten als ihre dem Klassenkampfdenkens des 19. Jahrhunderts verhaftete sozialistische Konkurrenz. Durch ihr sozialpartnerschaftliches Engagement und ihr sozialreformerisches Wirken in den bürgerlichen Parteien, so Patch weiter, haben sie sich als „dedicated and unusually skillful defenders of parliamentary democracy“ bewährt. Wenn sie letzten Endes mit ihrer vernünftigen, konsensorientierten Politik gescheitert seien, so nur deshalb, weil ansonsten klassenmäßige Beschränktheit die gesellschaftliche und politische Szene beherrscht habe. Auch den „mili-

tant nationalism" des DGB und seiner Mitgliedsverbände will Patch als Dienst an der demokratischen Republik verstanden wissen; habe er doch die Funktion erfüllt, jene Millionen rechtsstehender Arbeitnehmer zu integrieren, welche für die Freien Gewerkschaften keinesfalls ansprechbar waren. Und die befremdliche "similarity between the rhetoric of Christian trade unions and that of the NSDAP"? Die führt Patch kurzerhand darauf zurück, daß Hitler und seine Gefolgsleute an eben jene "legitimate resentment[s]" gegenüber dem "verknöcherten", historisch obsoleten Parteiensystems appelliert hätten, die zuerst von den Christlichen Gewerkschaften gebrandmarkt worden seien. An die Macht allerdings seien die Nazis damit nur gelangt, weil der DGB-Vorsitzende Stegerwald Ende 1920 daran gehindert worden sei, seine Vision einer bürgerlichen Volkspartei zum Nutzen der Weimarer Demokratie zu verwirklichen. So wurde den "veterans of the Christian trade unions" erst nach dem Zweiten Weltkrieg späte Genugtuung zuteil: durch den Aufbau einer weltanschaulich und parteipolitisch neutralen, sozialpartnerschaftlich ausgerichteten Gewerkschaftsbewegung, durch die Gründung der Unionsparteien, schließlich durch den in Godesberg besiegelten "triumph of the Revisionist position" in der SPD. Von der Politik und Programmatik des DGB in der Weimarer Republik, davon ist Patch überzeugt, führt mithin eine direkte Kontinuität zur gesellschaftlichen und politischen Ordnung der Bundesrepublik Deutschland (S.226f.).

Diese These steht im Widerspruch zu den Feststellungen von Schneider und Roder. Um sie zu untermauern, zeichnet Patch ein Bild der christlich-nationalen Arbeitnehmerbewegung und ihrer Politik in der Weimarer Republik, das der inneren Widersprüchlichkeit und Ambivalenz des DGB-Bündnisses, seiner politischen Querverbindungen und seiner nationalistischen Integrationsideologie, wie sie von diesen beiden Autoren überzeugend herausgearbeitet worden sind, nicht annähernd gerecht wird. Der bedeutsame antidemokratisch-nationalistische Traditionsstrang – vor allem, aber keineswegs allein durch den DHV verkörpert – wird zwar nicht völlig ausgeblendet, wohl aber unverkennbar bagatellisiert. Besonders deutlich tritt diese apologetische Tendenz im letzten, dem "Aufstieg des Nationalsozialismus" gewidmeten Kapitel hervor. Die selbst in den eigenen Reihen aufgeworfene Frage, ob der DGB nicht durch das Festhalten an überlebten ideologischen Frontstellungen die weltanschauliche Fraktionierung der deutschen Gewerkschaftsbewegung zum Schaden der Arbeitnehmerschaft und der Republik aus organisationsegoistischen und politischen Motiven künstlich konserviere, wird von Patch nicht diskutiert. Statt dessen werden unkritisch die Argumente referiert, mit denen der DGB-Vorsitzende Stegerwald und seine Mitstreiter derartige Debatten abwürgten (S.106f.). Auch Patchs klischeehaftes Bild der Freien Gewerkschaften entstammt augenscheinlich dem Fundus seiner christlich-nationalen "Helden". Sie geistern als klassenkämpferischer Popanz durch seine Darstellung, so, als hätte nicht deren reformistisch-sozialpartnerschaftlicher Flügel spätestens seit 1914 ihre Politik wesentlich bestimmt – eine Traditionslinie im übrigen, welche ja doch wohl auch ein wenig die gewerkschaftliche und politische Landschaft der Bundesrepublik und deren Arbeitsbeziehungen mitgeprägt hat. Angesichts der – mit Verlaub – naiven Eindimensionalität seines Interpretationsrasters wirkt es um so befremdlicher, wenn Patch Schneiders ausgewogen-kritische Würdigung der christlich-nationalen Gewerkschaftsbewegung mit der, gelinde gesagt, haltlosen Bemerkung vom Tisch zu wischen versucht, sie offenbare "more anxiety over the influence of the Christian Democrats in the leadership of today's German Labor Federation than scholarly acumen" (S.226). Wer sich seinen Blickwinkel und sein Urteilsvermögen derart von normativen Vorgaben einengen läßt, wie Patch das leider getan hat, sollte sich mit solchen Vorwürfen tunlichst zurückhalten. Die Lektüre von Patchs Studie vermittelt ohne Zweifel manch interessanten und wichtigen Aufschluß über die Politik der DGB-Führung um Stegerwald; was jedoch die historische Einordnung der christlich-nationalen Gewerkschaftsbewegung anbelangt, bleibt sie weit hinter den Analysen von Schneider und Roder zurück.

Michael Ruck

The German Unemployed. Experiences and Consequences of Mass Unemployment from the Weimar Republic to the Third Reich. Edited by Richard J. EVANS und Dick GEARY. — London und Sidney: Croom Helm 1987. XVIII, 314 S.

Beim heutigen Ausmaß an Dauerarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik wie in allen westeuropäischen Ländern sowie den USA mag mancher an die 1929er Weltwirtschaftskrise mit-samt ihren bekannten politischen Begleiterscheinungen denken und über die anscheinend oder scheinbar gewisse politische Stabilität heutiger Demokratien ins Grübeln kommen. Der schroffe Verweis, 'Bonn sei nicht Weimar', der sich allemal auf die Selbstverständlichkeit beziehen kann, daß jedes historische Phänomen einzigartig und damit im strengen Sinne nicht wiederholbar ist, wird angesichts der vor Jahren noch unvorstellbaren Massenarbeitslosigkeit — die Krisen schienen doch durch den Keynesianismus endgültig gebannt — und neu-alter Verarmungs- und Ausgrenzungsprozesse nicht mehr so selbstgewiß erfolgen wie noch vor einigen Jahren. Nicht zufällig wird in der so bezeichneten 'Historikerdebatte' an einzelne Resultate jener Phase angeknüpft, um sich von ihr zu lösen und die vorgebliche 'Einheit der Demokraten', die durch die besagten Krisenprozesse gefährdet zu sein scheint, in einer Erneuerung der nationalen Einheit wiederherzustellen. Die ideologische Erneuerung politischer Hegemonie vollzieht sich allemal in der Benutzung vereinseitigter historischer Prozesse und Handlungen, die in diesem Fall eine wieder erlaubt erscheinende Kontinuität herstellen sollen. — Der vorliegende Sammelband bezieht sich zwar nur am Rande auf jenes Resultat — dem Nationalsozialismus an der Macht —, auch nimmt er nicht den angesprochenen staatstragenden Diskurs auf; aber die in ihm gesammelten Beiträge können viel dazu beitragen, die ihm zugrundeliegenden Voraussetzungen zu erhellen. Und das ist angesichts des bisherigen Forschungsstandes erforderlich; denn zwar ist eine Fülle an Literatur über die allgemeinen Voraussetzungen des deutschen Faschismus ebenso vorhanden wie an entsprechenden Theorieentwürfen, aber nach den überzeugenden Hinweisen von R. Evans fehlt es noch immer an fundierten Untersuchungen zum Spektrum des mit dem Stichwort 'Arbeitslosigkeit' angesprochenen Zusammenhangs (vgl. S.1ff).

Dessen Vielfältigkeit und zentrale Bedeutung auch für die politischen Auseinandersetzungen wird durch die Beiträge des Sammelbandes nachdrücklich ins Bewußtsein gerückt: So beginnt Richard Bessel mit der Demobilisierungsphase nach dem Ersten Weltkrieg (S.23ff), behandelt Merith Niehuss am Beispiel Augsburgs den Übergang von der Sozialfürsorge zur -versicherung (S.44ff) und Heidrun Homburg verfolgt die Ersetzung der Arbeitslosenunterstützung durch den Arbeitsdienst (S.73ff). Geht es hierbei primär um Mechanismen staatlicher und kommunaler Institutionen angesichts einer Problematik, die zunehmend bedrohliche Dimensionen annahm, so folgen Beiträge zu einzelnen Gruppierungen, die vor allem unter den destruirenden Folgen von Arbeitslosigkeit zu leiden hatten: in einer sehr differenzierten Darstellung geht Helgard Kramer am Beispiel Frankfurts der besonderen Situation von Frauen nach und rückt insbesondere die branchenspezifischen Besonderheiten ins Blickfeld (S.108ff); Elizabeth Harvey behandelt anhand Hamburgs die politischen Bezüge auf die Jugendarbeitslosigkeit (S.142ff), während Detlev Peukert in bezug auf diese eine Verallgemeinerung vornimmt, indem er den Auswirkungen dieser generationsspezifischen Erfahrung nachgeht ("the lost generation", S.172ff). Werden hierbei auch schon Formen der politischen Verarbeitung angesprochen (etwa die "Wilden Cliques"), so bilden diese das Zentrum der folgenden wichtigen Beiträge: Eve Rosenhaft bezieht sich auf die Bedeutung der Nachbarschaft für die Arbeitslosen und fragt nach ihrer Einbindung in lokale Zusammenhänge und deren politische Mobilisierungskraft (S.194ff), Anthony McElliott behandelt die Arbeitslosenbewegung in Hamburg-Altona (S.228ff), während Dick Geary den schon von E. Rosenhaft verfolgten Zusammenhang unter verallgemeinerter Perspektive aufnimmt und nach der Leistungsfähigkeit der oft mehr mythologisch beschworenen aber realen 'Solidarität der Arbeiterklasse' für die Unterstützung auch bei Arbeitslosigkeit fragt. (S.261ff). Abschließend verfolgt Birgit Wulff die Arbeitsdienst-Konzeptionen der Nazis und ihre Realisierung in Hamburg 1933-34. (S.281-302) Ein Index schließt den Sammelband ab.

Insgesamt gelingt es mit diesen sorgfältig gearbeiteten Fallstudien, wichtige Aspekte der mit der Arbeitslosigkeit in der Weimarer Republik verbundenen Erfahrungen und Konsequenzen ebenso detailliert wie begründet darzustellen. Das gilt insbesondere für die Gruppierungen von Frauen, Jugendlichen und Arbeitern; demgegenüber werden andere Gruppierungen wie Intel-

lektuelle, Lehrer oder das Kleinbürgertum insgesamt leider zu wenig beachtet, obwohl auch hier ernstzunehmende Vorarbeiten vorliegen. Auch stellt sich mitunter der Eindruck ein, daß unter der Vielfalt der Einzeltexte und -themen der gesellschaftsstrukturelle Kontext weitergehend hätte berücksichtigt werden können (vgl. etwa Abraham); die lesenswerte Einleitung von Richard J. Evans spricht diesen zwar an, ohne ihn aber von seiner 'ökonomischen' wie klassenmäßigen Seite her voll zu berücksichtigen. Insofern ist der Sammelband konzeptionell – und das macht seinen Vorzug, allerdings auch eine Grenze aus – tatsächlich eher ein Beitrag zur Behandlung von Arbeitslosigkeit in der Weimarer Republik und weniger einer zu den Voraussetzungen zur Machtübernahme des Nationalsozialismus; allerdings können und sollten seine Beiträge auch daraufhin gelesen werden. Den neuerdings mit der Umschreibung deutscher Geschichte Befassten wird dies allemal egal sein, kümmern sie sich doch eher um die Tilgung der Schmach eines menschenvernichtenden Krieges, der zudem noch verloren gegangen wurde und dem nunmehr wieder 'Sinn' verliehen werden soll als um die Ursachen solcherart Grauens.

Hans-Günter Thien

JAMIN, Mathilde: **Zwischen den Klassen. Zur Sozialstruktur der SA-Führerschaft.** – Wuppertal: Peter Hammer Verlag 1984. VIII, 399 S.

Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich. Mit Beiträgen von Michael H. KATER u.a. Hrsg. von Wolfgang SCHIEDER (= Kleine Vandenhoeck-Reihe, Nr. 1492). – Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2. Aufl., 1983. 212 S.

Die Theoriediskussion, die die erste Hälfte der 70er Jahre bestimmte, ist einem neuen Interesse an empirischen Untersuchungen gewichen. Beide Tendenzen haben ihren Grund nicht nur in dem jeweiligen Stand der Faschismusforschung, sondern auch in übergreifenden geistigen Strömungen: Sicherlich hatte der bis zum Ende der 60er Jahre vorherrschende Historismus große Erklärungsdefizite hinterlassen, die nach theoretischer Reflexion drängten. Doch zugleich war hier eine allgemeine Tendenz am Werk, den gesamtgesellschaftlichen Prozeß wissenschaftlich zu erklären und politisch (um-)zugestalten. Und sicherlich hat die folgende Theoriediskussion die großen Lücken in der empirischen Erforschung des Faschismus bewußt gemacht und entsprechende Untersuchungen initiiert. Doch zugleich machte sich hier eine generelle Abwendung von "großen Entwürfen" geltend, die auch mit Enttäuschungen über gescheiterte Gesellschaftsreformen zusammenhing und eine Hinwendung zum Einzelnen, zum Konkreten bewirkte. Das verstärkte Interesse für lokale und regionale Geschichte, für Alltagsgeschichte und Oral History kam also dem fachwissenschaftlichen Bedarf nach genauerer empirischer Erforschung des Faschismus, im deutschen Fall also des Nationalsozialismus, entgegen.

So gelang – auch mit Hilfe verfeinerter empirischer Methoden – mancher Erkenntnisfortschritt in Hinsicht auf einzelne Organisationen und Institutionen des Nationalsozialismus und seines Staates. Die Untersuchung von Mathilde Jamin, die aus einer Bochumer Dissertation hervorging, steht im Kontext dieser Entwicklung.

Der SA, die als Parteimiliz schon vor dem 30. Januar 1933 die politischen Gegner auch unter Anwendung von Terror zurückzudrängen hatte, fiel im Frühjahr und Sommer 1933 die Hauptaufgabe bei der terroristischen Zerschlagung der Arbeiterbewegung zu. (Danach war sie freilich weitgehend funktionslos geworden, hatte nur noch eine gewisse Bedeutung in der vor- und nachmilitärischen Ausbildung und dann – im Krieg – als Hilfsorganisation der Wehrmacht.) Aber nicht nur funktional, sondern auch zahlenmäßig war die SA von beträchtlichem Gewicht: Sie umfaßte – bei sehr starker Fluktuation – Ende 1932 etwa 450.000 Mitglieder (bei knapp 850.000 der Gesamtpartei), stieg bis zum Sommer 1934 auf 2,9 Millionen an und wurde nach dem 30. Januar 1934 durch Ausschlüsse und Austritte drastisch dezimiert; 1938 hatte sie noch 1,2 Millionen Mitglieder. Die Bedeutung der SA für ein Verständnis des Nationalsozialismus liegt also auf der Hand.

Die Verf. hat vor allem Bestände des Berliner Document Center ausgewertet. Sie konzentriert sich auf zwei Aktengruppen: auf den Personalfragebogen von solchen SA-Führern, die mindestens den Rang oder die Funktion eines Standartenführers innehatten (= 1134 Personen); andererseits auf die Angaben über solche SA-Führer, die nach dem 30. Juni 1934 Opfer der disziplinarischen Säuberungen wurden (= 691 Personen). Sie skizziert zunächst

Entwicklung und Stand der Forschung in der Frage der sozialen Basis des Nationalsozialismus und arbeitet die Etappen und Resultate, aber auch die Irrtümer und Defizite der bisherigen Diskussion präzise heraus. Sie interpretiert dann ihre Quellen unter drei Gesichtspunkten: "soziale Herkunft und Ausgangsbedingungen", "soziale Schichtung" und "soziale Mobilität". Sie kann insgesamt die Thesen belegen, in einer Reihe von Punkten aber auch präzisieren und differenzieren, die die bisherige Diskussion schon bestimmt haben: Es handelt sich um eine "junge" Bewegung (drei Viertel gehörten den Jahrgängen 1894-1914 an). Es dominierten (mit etwa 80%) die Protestanten. Zu fast drei Vierteln kamen die SA-Führer aus den Familien Selbständiger und Beamter und zu weiteren 15% aus Angestelltenfamilien. Nur knapp 10% kamen aus Arbeiterfamilien. Dementsprechend lag auch das Bildungsniveau deutlich über dem Durchschnitt der Bevölkerung (erreichte aber natürlich nicht das der SS-Führer mit ihrem extrem hohen Akademikeranteil). Was die soziale Schichtung betrifft, so fällt der "enorm hohe Angestelltenanteil von rund 44%" auf (S.370), der das Vierfache des Angestelltenanteils unter den männlichen Erwerbstätigen in der Bevölkerung ausmacht. Auch Selbständige (außerhalb der Landwirtschaft) sind überrepräsentiert. Unter den höheren SA-Führern sind auch die Beamten erheblich überrepräsentiert. Arbeiter sind stark unterrepräsentiert; bezeichnenderweise erreichen sie allerdings unter den disziplinarisch Bestraften, die eher in den unteren Rängen zu finden waren, 25%. Wesentlich höher war der Arbeiteranteil bei den einfachen Mitgliedern der SA: "Die überwiegende Mehrzahl der SA-Mitglieder bestand mit hoher Wahrscheinlichkeit aus sehr jungen Arbeitern und Angestellten." (S.371).

Die zentrale These der Untersuchung läßt sich so zusammenfassen: Das dominante Kennzeichen für die SA (für die Führer ebenso wie für die Mitglieder) war "soziale Inkonsistenz", d.h. das Fehlen eines "eindeutigen sozialen Standorts" (S.371). Für die große Mehrheit hieß das, daß es sich um "soziale Absteiger" handelte, daß sie "Proletarier wider Willen" waren, daß diese Deklassierung bürgerlicher Schichten bereits mit der Inflation begonnen hatte und durch die Weltwirtschaftskrise nur beschleunigt wurde. Von hier aus seien auch die Widersprüche in Ideologie und Programmatik des Nationalsozialismus zu erklären. Dem Selbstverständnis und den Sehnsüchten dieser Schichten (nach Heimat, Geborgenheit usw.) seien die Arbeiterparteien nicht gerecht geworden – hier greift Jamin die Kritik von Ernst Bloch, Kurt Hiller und anderen Zeitgenossen auf –; der Nationalsozialismus aber habe ihnen Ausdruck verliehen. – Mit dieser Untersuchung liegen nun über wichtige Aspekte der sozialen Struktur der SA zuverlässige Angaben vor, die der bei weitem noch nicht abgeschlossenen Diskussion über die Funktion der SA für den Aufstieg und das Herrschaftssystem des deutschen Faschismus ein solides Fundament geben.

Das Gesamtproblem des deutschen und des italienischen Faschismus als sozialer Bewegung wird thematisiert in dem Bd. "Faschismus als soziale Bewegung. Deutschland und Italien im Vergleich." Daß dieser Bd., der erstmals 1976 erschien, nun unverändert in einer 2. Auflage herausgebracht wurde, begründet Wolfgang Schieder im Vorwort damit, daß in der Zwischenzeit die Faschismusforschung "nicht sehr viel vorangekommen" sei. Gegenüber "nationalgeschichtlichen Erklärungsansätzen" sei die "vergleichende Faschismusforschung" dringend notwendig, auch schon deswegen, um den Faschismusbegriff nicht den "terribles simplificateurs" der marxistischen Faschismusforschung zu überlassen. Der Faschismusbegriff, als "Idealtypus" verstanden, sei dabei durchaus vereinbar mit dem Begriff des Totalitarismus und könne diesen ergänzen.

Dieses Vorwort mit seinem harschen Urteil über das "dürftige Niveau" der Faschismusforschung der DDR verwundert etwas angesichts der differenzierten und zum Teil ausgesprochen positiven Urteile, die von anderen Historikern der Bundesrepublik, z.B. von Hans Mommsen und Andreas Hillgruber, über die Entwicklung der DDR-Geschichtswissenschaft formuliert worden sind, stimmt allerdings überein mit dem erneuten Vordringen der Totalitarismusthese in der wissenschaftlichen und politischen Öffentlichkeit der Bundesrepublik.

Die einzelnen Beiträge dieses Bdes, die aus dem Historikertag von 1974 hervorgegangen sind, sind nach wie vor lesenswert – zumal ihre Autoren auch nach theoretischer Verallgemeinerung des empirischen Materials streben –, wenn auch in manchen Aussagen natürlich durch die neuere Forschung überholt. Es hat sich eben doch mancherlei ereignet in der Faschismusforschung seit 1974.

Reinhard Kühnl

STÖßEL, Frank Thomas: **Positionen und Strömungen in der KPD/SED 1945-1954**. 2 Teile. — Köln: Verlag Wissenschaft und Politik 1985. XXI, XVII, 966 S.

Diese von Eberhard Kolb angeregte und von Harm-Hinrich Brandt betreute Dissertation befaßt sich mit den unterschiedlichen Positionen und Strömungen in der KPD bzw. SED im ersten Jahrzehnt nach 1945. Was den zeitlichen Rahmen angeht, so ist sie zwischen die Arbeiten von Arnold Sywottek "Deutsche Volksdemokratie. Studien zur politischen Konzeption der KPD 1935 bis 1946", Düsseldorf 1971, und Martin Jänicke "Der dritte Weg. Die antistalinistische Opposition gegen Ulbricht seit 1953", Köln 1964, eingebettet. Im Vordergrund stehen jedoch nicht die Aktivitäten der Führungsgruppe, sondern die der "einfachen Mitglieder und unteren Funktionäre der KPD/SED, ihr Handeln und ihr Denken" (S.VI f.). Stößel hat zur Kennzeichnung der unterschiedlichen Richtungen ganz bewußt einen Begriff wie "antistalinistische Opposition" vermieden, da er eine Homogenität suggerieren könnte, die so nicht bestanden hat. Sind ähnliche Positionen vorhanden, so werden diese unter den Begriff "Strömungen" subsumiert. Als Quellen hat der Autor nicht nur die in der SBZ und der DDR erschienenen Periodika herangezogen, sondern auch Interviews mit ehemaligen SED-Mitgliedern, die in den Jahren 1973-1975 von der Friedrich-Ebert-Stiftung erstellt wurden. So subjektiv gefärbt diese auch sein mögen, so können doch die "Zeitzeugen" manches beisteuern, was sich weder in den Zeitschriften noch in den Archiven findet.

Der Autor analysiert insbesondere folgende Problemkreise: die gesellschaftlichen Zielvorstellungen der SED-Mitglieder (die zwischen den Prinzipien der "Diktatur des Proletariats" und denen der parlamentarischen Demokratie ausgerichtet waren), die Haltung zur nationalen Frage, die Frage der Bündnispolitik, die Sicherung der führenden Rolle von KPD bzw. SED, den Komplex "Rechts- und Verfassungsfragen", die Frauenfrage, den Bereich der Wirtschaft und die Funktion der Partei. An diesen Fragen entzündeten sich zum Teil heftige Auseinandersetzungen.

Die Arbeit ist chronologisch gegliedert. In den ersten vier Kapiteln wird die Entwicklung bis zum Vereinigungsparteitag im April 1946 nachgezeichnet (S.7-159). Der Vereinigungsparteitag ist in der Tat ein gravierender Einschnitt, weil ein großer Zustrom an Sozialdemokraten mannigfache Probleme aufwarf. In den Kapiteln 5 bis 9 (S.160-616) erfolgt eine Darstellung der Positionen und Strömungen vom Vereinigungsparteitag bis zum IV. Parteitag der SED im März 1954, der zu einer Konsolidierung der Macht führte.

Stößel gelingt es, die unterschiedlichen Konzeptionen zwischen den Moskau-Emigranten und jenen Kommunisten, die in Deutschland geblieben waren, gut herauszuarbeiten. Die taktisch versierten Emigranten waren ganz an den sowjetischen Interessen orientiert. Die aus der Illegalität heraustretenden Kommunisten ließen sich ideologisch nicht auf einen Nenner bringen. "So unterschiedlich die Strömungen innerhalb der Illegalen auch waren, eines hatten sie gemeinsam — ihnen allen fehlte das Vertrauen der Besatzungsmacht und damit die Voraussetzung, ihre Vorstellungen zu realisieren, im Unterschied zu den Moskau-Emigranten, die, je nach Rangordnung, die nächsten sowjetischen Absichten und Aufgaben kannten" (S.52). Für Stößel war die Masse der SED-Mitglieder davon überzeugt, daß der von der SED propagierte "deutsche Weg zum Sozialismus" ein unabhängiger Weg sein sollte. "Je entschiedener die Führung den Marxismus sowjetischer Prägung als alleinige ideologische Richtschnur gelten ließ, desto stärker richteten sich die Hoffnungen der ehemaligen Sozialdemokraten und anderer Mitglieder in der SED auf die SPD in Westdeutschland und auf einen demokratischen Neubeginn in einem vereinten Deutschland" (S.621). Der eigene Weg zu einem Sozialismus mit menschlichem Antlitz sei trotz massiver Enttäuschungen "mit seiner Leuchtkraft" (S.621) erhalten geblieben. Der im Sommer 1952 verkündete Beschluß im Hinblick auf den "Aufbau der Grundlagen des Sozialismus" löste bei den Mitgliedern der SED in der Regel keine Begeisterung aus, zumal die Forcierung der Schwerindustrie und die einsetzende Kollektivierung der Landwirtschaft nicht zu einem Anstieg des Lebensstandards beitrug. Laut Stößel soll die große Mehrheit der SED-Mitglieder auch mit dem Kurs der SED-Spitze in der nationalen Frage (entweder Spaltung oder Übertragung der Verhältnisse in der SBZ/DDR auf den Westen) nicht einverstanden gewesen sein.

Es gehört zu den Kernthesen der Arbeit, daß eine gravierende Diskrepanz zwischen der SED-Führung und der breiten Mitgliedschaft bestand. Das gilt für nahezu alle Bereiche. Sicher ist es richtig, daß sich "hinter der Fassade der monolithischen Staatspartei [. . .] in Wirklichkeit ein vielschichtiges und kompliziertes Innenleben" (S.635) verbarg, aber überzieht der Autor

seine Kernthese nicht etwas, wenn er behauptet, ein großer Teil der SED habe die "politischen Rechte und Freiheiten der westlichen Demokratie als vorbildlich" (S.630) eingeschätzt? Kann man dies wirklich so sagen? Warum waren sie denn dann in der SED? Vielleicht hat sich der Autor zu sehr von den nachträglichen Bekundungen ehemaliger SED-Mitglieder beeindrucken lassen. Gewiß ist jegliche Quantifizierung angesichts der bekannten Umstände ausgesprochen diffizil, doch ist die (nicht näher begründete) Annahme wirklich triftig, die SED-Führung habe sich niemals auf mehr als 10 Prozent der einfachen Mitglieder voll verlassen können (S.635)? Wie auch immer – der Autor hat die unterschiedlichen Positionen innerhalb der KPD und der SED im ersten Nachkriegsjahrzehnt differenziert nachgezeichnet, wobei diese Ausführungen ohne Zweifel – ungeachtet mancher Redundanzen – besser gelungen sind als seine knappen Hinweise zur Forschungslage. Warum etwa bezeichnet er Kritiker der systemimmanenten Vorgehensweise als "ideologische Kreuzritter" (S.IV), wo er sich in seinem Vorgehen keineswegs durchweg einem solchen Ansatz verpflichtet weiß?

Eckhard Jesse

MÜHLHAUSEN, Walter: Hessen 1945-1950. Zur politischen Geschichte eines Landes in der Besatzungszeit (= Die Hessen-Bibliothek). – Frankfurt/M.: Insel-Verlag 1985. 584 S.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer 1984/85 an der Gesamthochschule Kassel bei Horst Lademacher abgeschlossenen Dissertation. Um mit dem Gesamturteil zu beginnen: Die Untersuchung Walter Mühlhausens über die politische Geschichte Hessens in den Jahren 1945-1950 stellt m.E. nicht nur den fundiertesten regional- bzw. landesgeschichtlichen Beitrag zur Erforschung der Nachkriegszeit dar, der bislang vorgelegt wurde, vielmehr gehört die Arbeit zu den gehaltvollsten Veröffentlichungen, die in den letzten Jahren zur Geschichte der Nachkriegszeit überhaupt publiziert wurden. Ihren hohen Stellenwert im Rahmen der Forschung verdankt die Studie neben ihrem durchgängig hohen Reflexionsniveau vor allem ihrer Fragestellung und ihrer breiten Quellenbasis. Im Unterschied zu anderen regional- und landesgeschichtlichen Untersuchungen, die sich im wesentlichen darauf beschränken, die politische Entwicklung der Region zu beschreiben, hat Mühlhausen seiner Studie über die "Etappen und Konflikte des demokratischen Neuaufbaus" in Hessen eine systematische Fragestellung zugrundegelegt, die weit über den regionalen Rahmen hinausweist und ihr den Charakter einer exemplarischen Untersuchung verleiht. Im Mittelpunkt seines Erkenntnisinteresses steht die für die Geschichte der Nachkriegszeit zentrale Frage nach dem Dualismus von alliierter und deutscher Politik bei der Reorganisation des politischen Lebens bzw. nach dem "Spannungs- und Konfliktverhältnis zwischen oktroyierter und selbstverantworteter Politik" der Deutschen unter den Bedingungen alliierter Besatzungsherrschaft. Da Mühlhausen mit Hessen das Land untersucht, in dem die Bemühungen um sozialistische Strukturreformen nach 1945 am weitesten gingen, ist seine Studie zugleich eine exemplarische Untersuchung über die Handlungsspielräume der deutschen Linken, insbesondere der SPD und der Gewerkschaften, in der Nachkriegszeit. Es liegt in der Logik von Mühlhausens Fragestellung, daß er die Politik der Amerikaner nicht nur am Rande in seine Untersuchung mit einbezieht, sondern sich gleichermaßen intensiv um eine Rekonstruktion der auf deutscher wie auf amerikanischer Seite bestehenden Interessenlagen, der vorhandenen politischen Zielvorstellungen sowie des Verlaufs der jeweiligen Diskussions- und Entscheidungsprozesse bemüht. Dementsprechend hat er für seine Untersuchung nicht nur umfangreiche deutsche Archivalien herangezogen, sondern auch die in der Bundesrepublik und in den USA zugänglichen Akten der amerikanischen Militärregierung. Ihrer inneren Struktur nach läßt sich Mühlhausens Studie, die insgesamt zehn Kapitel umfaßt, grob in zwei Teile einteilen. Der erste aus vier Kapiteln bestehende Teil ist der Darstellung der politischen Entwicklung in den Jahren 1945-1946 gewidmet. Er beginnt mit einem Kapitel "Besatzungsmacht und Verwaltungsaufbau", das die Entstehung des Landes Hessen und das Verhältnis zwischen alliierter und deutscher Politik in der Phase nahezu uneingeschränkter alliierter Machtausübung zum Thema hat. In Kapitel II und III schildert der Verf. ausführlich den Aufbau und die ersten Aktivitäten der politischen Parteien, der Gewerkschaften und der Unternehmervertretungen, um sich dann in Kapitel IV zwei Prozessen und Ereignissen zuzuwenden, auf die die deutschen Parteien erstmalig einen maßgeblichen, wenn auch nicht

alleinigen Einfluß ausüben konnten: der Ausarbeitung der hessischen Verfassung und der Bildung einer SPD-CDU-Koalition im Anschluß an die erste Landtagswahl. Mit der Übergabe eines Teils der Verantwortung an die Deutschen ist Mühlhausens Studie am Beginn des Zeitabschnitts angelangt, für den seine erkenntnisleitende Frage von besonderem Interesse ist. Sie steht dann auch im Mittelpunkt des zweiten Teils seiner Arbeit, dessen Kern vier umfangreiche thematische Längsschnitte bilden, in denen der Verf. anhand von wichtigen Bereichen hessischer wie deutscher Nachkriegspolitik – Entnazifizierung, Verankerung sozialer und wirtschaftlicher Mitbestimmungsrechte (Betriebsrätegesetz), Sozialisierung und Schulreform – die Politik der Amerikaner und der Deutschen nachzeichnet und für die deutsche Politik das jeweilige Verhältnis von selbstbestimmter und oktroyierter Politik zu bestimmen versucht. Zwei kürzere Kapitel, die die Bemühungen um die Schaffung einer einheitlichen Landesverwaltung in den Jahren 1946-1953 und die Auflösung der SPD-CDU-Koalition nach der Landtagswahl 1950 schildern, sowie ein Resümee der Untersuchungsergebnisse schließen die Arbeit ab.

Aus der Fülle der Ergebnisse, zu denen Mühlhausen in seiner Studie gekommen ist, seien hier abschließend nur einige wiedergegeben, die sich auf seine zentrale Fragestellung beziehen. Im wesentlichen bestätigt er die Auffassungen, die vor ihm Horst Lademacher und – für die britische Zone – Rolf Steininger vorgetragen haben. Demnach gab es angesichts der Politik der Alliierten seit 1947 für die deutsche Linke keinen Handlungsspielraum mehr für die Durchsetzung sozialistischer Strukturereformen. Entschieden und mit guten Argumenten wendet sich Mühlhausen gegen die anderslautende, wenig fundierte These Dörte Winklers. Am Beispiel der amerikanischen Politik gegenüber der hessischen Sozialisierungsgesetzgebung und – besonders eindrucksvoll – am Beispiel des hessischen Betriebsrätegesetzes vermag er zu zeigen, daß die von General Clay geleitete Militärregierung seit 1947 den deutschen Handlungsrahmen auf wirtschaftspolitischem Gebiet immer enger zog und selbst dann nicht zögerte, ihre Politik des "free enterprise" z.T. mittels massiver Interventionen gegen abweichende deutsche Interessen durchzusetzen, wenn – wie im Fall des hessischen Betriebsrätegesetzes – auf deutscher Seite zwischen den beiden großen Parteien eine weitgehende Übereinstimmung bestand und der US-Militärregierung somit kompakte politische Mehrheiten gegenüberstanden. Anhand eines Vergleichs des amerikanischen Vorgehens bzw. der Argumentation im Fall der beiden genannten Gesetze und der von der amerikanischen Militärregierung 1948 gewünschten und per Dekret gegenüber den Länderregierungen der US-Zone durchgesetzten freien Gewerbezulassung erbringt Mühlhausen den Nachweis, daß die von den Amerikanern zur Begründung ihrer jeweiligen Politik vorgetragenen Argumente "pragmatische Funktion" besaßen und dort "opportunistisch eingesetzt wurden, wo es um handfeste Interessenpolitik" ging. Aus seiner Analyse der Machtverhältnisse und der amerikanischen Politik ergibt sich für Mühlhausen zusammenfassend, daß es zur Politik der SPD und der Gewerkschaften in den Jahren 1945-1949 keine erfolgversprechende Alternative gab: Weder die Bildung eines parlamentarisch relativ schwachen Linksbündnisses aus SPD und KPD noch der Versuch einer direkten Konfrontation mit den Alliierten mittels außerparlamentarischer Aktionen hätten, so führt er gegen gängige Thesen der Restaurationsliteratur der siebziger Jahre ins Feld, die "dominierenden, in ihrer Souveränität nicht angreifbaren" Amerikaner zu substantiellen Zugeständnissen bewegen können.

Bernd Klemm

WILKE, Manfred: **Einheitsgewerkschaft zwischen Demokratie und antifaschistischem Bündnis. Die Diskussion über die Einheitsgewerkschaft im DGB seit 1971.** Hrsg. im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung von Hans-Joachim VEEN und Peter R. WEILEMANN (= Forschungsbericht, Bd. 46). – Melle: Verlag Ernst Knoth 1985. 302 S.

Der Berliner Hochschullehrer Manfred Wilke hat sich bereits 1971 zusammen mit Reinhard Crusius als Autor von "Elemente einer Theorie der Gewerkschaften im Spätkapitalismus" (Vorwort Ernest Mandel) als kritischer Gewerkschaftstheoretiker einen Namen gemacht. Mit seiner Schrift über "Die Funktionäre, Apparat und Demokratie im Deutschen Gewerkschaftsbund" stellte er bereits 1979 die Frage nach dem "Mythos" von der Einheitsgewerkschaft. Wer seine weiteren Studien verfolgte, mußte auf die nun vorliegende Arbeit gespannt sein.

Die Einheitsgewerkschaft als eine Organisationsform, die in dieser Art allein in Westdeutschland entwickelt wurde, zählt zu den Erfolgsmodellen des gewerkschaftlichen Wiederaufbaus und der sozialstaatlichen Entwicklung nach 1945. Nach einer krisenhaften Anfechtung im Jahre 1953 konnte sie sich auch in der Ära Adenauer bewähren, um ab Mitte der 60er Jahre zu einem Kernstück für das "Modell Deutschland" zu werden. Während Adenauer in seiner Regierungserklärung von 1949 die Einheitsgewerkschaft überging, fanden die Kanzler Brandt und Schmidt stets staatsmännische Worte der Anerkennung. Seit Ende der 70er Jahre wandelt sich das Bild. Es gab frontale Angriffe, die insbesondere von der Führung der bayerischen CSU vorgetragen wurden. Auf der anderen Seite wurde der eher stille Versuch unternommen, den DGB als Einheitsgewerkschaft auf das politische Spektrum des "antifaschistischen Bündnisses" zu reduzieren. Beide Tendenzen wurden durch die Formulierungen in der Präambel des Zweiten Düsseldorfer Grundsatzprogramms von 1981 scheinbar aufgehoben. Die historische Beschluslage ist in dieser Frage eindeutig, aber die Tendenzen streben weiter. Ein Ergebnis dieser Entwicklung ist darin zu sehen, daß die Einheitsgewerkschaft auch von den Mitgliedern des DGB nicht mehr in gleicher Weise als hohes Gut gehütet und geschätzt wird, wie semantische Untersuchungen beweisen. In einem Sonderheft der "Welt der Arbeit" vom Januar 1987 wurde versucht, den Schaden einzugrenzen.

Manfred Wilke Buch hat dabei der Entwicklung von Problembewußtsein gedient. Es gliedert sich in die folgenden großen Kapitel: 1. Einheit – Schlüsselwort der deutschen Arbeiterbewegung. Darin verfolgt der Autor die Symbolik der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert bis zu Ulbrichts "Lehrstück kommunistischer Bündnispolitik". 2. Die Definition der Einheitsgewerkschaft durch die DGB-Satzung von 1972 und den Bundeskongreß von 1972. 3. Einheit und Einheitssymbolik in DGB-Kulturarbeit und Gewerkschaftsgeschichtsschreibung. 4. Der Streit um die Präambel des DGB-Grundsatzprogramms von 1981, wobei Wilke auch auf die folgenden Diskussionen bis 1983/84 eingeht und den verschiedenen "Interpretationsmächten" auf die Schliche zu kommen versucht.

Wilke bekennt sich zu seinem Lehrer Theo Pirker und stellt sich ausdrücklich in die Tradition von dessen "Blinder Macht". Gemeint ist damit die Methode "qualitativer Dokumentenanalyse". Er sagt damit nicht alles über seine Methode, die sich nicht nur auf Dokumente stützt, sondern auch auf Recherchen von inner- und außerorganisatorischen Prozessen. Solche Vorgänge lassen sich schwerlich in geschriebenen Dokumenten allein nachweisen. Darin liegt der historiographische Reiz und zugleich die Problematik dieses Bandes.

Im Ergebnis meint Wilke, die "Grenzsteine" der Einheitsgewerkschaft wären verrückt worden: Dabei unterscheidet er vier Phasen: 1. Streichung des "Kampfes gegen Kommunisten und Faschisten" aus dem Satzungsentwurf von 1969. 2. Eine "aktive Duldung" der DKP im Deutschen Gewerkschaftsbund ab 1972. 3. Volle Gleichberechtigung von Funktionären der DKP im Rahmen des sogenannten fortschrittlichen Bündnisses innerhalb der DGB-Gewerkschaften im Zusammenhang mit der Düsseldorfer Entscheidung von 1981. 4. Errichtung eines neuen Grenzsteines gegen die "Antikommunisten".

Gerhard Beier

STRUNZ, Willibert: Der finnische Arbeitersport. Soziologie und Sozialgeschichte einer Massenbewegung von den Anfängen bis zur Gegenwart. (= Arbeiterkultur, Bd. 14). – Münster: Lit-Verlag 1985. 155 S.

Was kann eine internationale Leserschaft an der Geschichte des finnischen Arbeitersports interessieren? Ohne Zweifel die Tatsache, daß in Finnland die Arbeitersportbewegung bis in unsere Tage stark und unabhängig geblieben ist. Heute gehört dem 1919 gegründeten finnischen Arbeitersportverband (TUL) fast ein Drittel der gesamten Mitgliederzahl der Sportvereine des Landes an. Anderswo in Europa haben Faschismus und Zweiter Weltkrieg die Arbeitersportbewegung, der zu Beginn der dreißiger Jahre noch 2 bis 3 Millionen Menschen angehörten, zerstört. Außer in Finnland gibt es nur noch in Österreich eine starke Arbeitersportbewegung, aber eine Besonderheit der Geschichte des TUL ist, daß er immer eine Organisation gewesen ist, in der – trotz zeitweise heftiger Konflikte – Sozialdemokraten und Kommunisten zusammenarbeiteten.

Die Untersuchung von Strunz behandelt die Geschichte des finnischen Arbeitersports vom

Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahr 1959, als ein Teil der sozialdemokratischen Mitgliedervereine wegen sportpolitischer Richtungsstreitigkeiten einen eigenen Zentralverband gründete. Im Einleitungskapitel legt der Verf. die theoretischen Ausgangspunkte seiner Untersuchung dar. Er scheint zu jener Generation marxistischer Forscher zu gehören, die in der Sportsoziologie zur Zeit der olympischen Spiele in München stark in den Vordergrund trat und Arbeiten veröffentlichte, in denen das Verhältnis von Kapitalismus und Sport kritisch beleuchtet und der Versuch gemacht wurde, für das Forschungsgebiet einen marxistischen Begriffsapparat zu entwickeln.

Die Untersuchung stützt sich hauptsächlich auf gedruckte finnische Quellen einschließlich des vom TUL veröffentlichten Materials (Zeitungen, Kongreßprotokolle und Tätigkeitsberichte). Archivalien sind nicht benutzt worden. Die Quellen- und Sprachprobleme waren außerordentlich groß, und diese Tatsache hat das Untersuchungsergebnis deutlich beeinflusst. Mehr als die Hälfte der nicht sehr umfangreichen Arbeit behandelt die Zeit vor der Gründung des TUL. Demgegenüber sind für die interessante Periode nach dem Zweiten Weltkrieg leider nur knappe vier Seiten übriggeblieben. Die Darstellung ist auch insofern unausgewogen, als Strunz vor allem am Anfang seines Buches seitenlang Einzelheiten aus der Geschichte Finnlands und der Entwicklung der Arbeiterbewegung referiert, die mit dem Thema nichts zu tun haben.

Strunzens Methode ist sehr starr und schematisch: Er versucht, die Geschichte sowohl der Arbeiterbewegung als auch des Arbeitersports in Finnland in den Rahmen der Entwicklung des finnischen Kapitalismus zu pressen. Viel ergiebiger, als den Sport vom Kapitalismus abzuleiten, wäre es gewesen, gewissermaßen von unten her, aus dem Blickwinkel der Bedürfnisse und der Lebensweise der Lohnarbeiter, den Arbeitersport als soziale Bewegung anzugehen. Dann wäre es möglich gewesen, zu erörtern, welche Stellung der Arbeitersport im Organisationsaufbau der Arbeiterbewegung insgesamt hatte und welche Beziehungen zwischen Sportkultur und Politik insgesamt bestanden.

Ebenso schematisch ist auch die politische Konzeption von Strunz. Schon auf den ersten Seiten des Buches kann man lesen, daß die reformistischen Führer des TUL Ziele und Inhalte des Arbeitersports derart "verfälscht" hätten, daß er sich vom bürgerlichen Sport nur noch durch die Organisationsform unterschieden habe. Der Verf. zeigt offen seine Sympathie für die kommunistische Opposition, die Ende der zwanziger Jahre entstanden war und wegen ihrer Teilnahme an den Moskauer Spartakiaden aus dem TUL ausgeschlossen wurde. Bei der Politisierung des Zerwürfnisses im TUL übergeht Strunz jedoch fast völlig den eigenen Anteil der Kommunisten, namentlich die Sozialfaschismusthese, die auch in Finnland zur bewußten Selbstabsonderung der Kommunisten vom TUL führte. Trotzdem war der TUL offenbar in ganz Westeuropa der einzige sozialdemokratisch geführte Sportverband, in dem es den Kommunisten praktisch erlaubt war, tätig zu sein.

Neben den einseitigen Interpretationen leidet Strunzens Arbeit auch an zahlreichen sachlichen Irrtümern, die daher rühren, daß der Verf. teilweise recht unzuverlässige Sekundärquellen benutzt hat. — Trotz aller Unzulänglichkeiten ist der Versuch von Strunz jedoch beachtenswert. Bei der Kritik an den Mängeln der Arbeit ist immerhin die geographische und sprachliche "Exotik" des Themas zu berücksichtigen, die Strunz diesmal noch nicht hat überwinden können.

Seppo Hentilä

FLEISCHER, Hagen: Im Kreuzschatten der Mächte: Griechenland 1941-1944 (Okkupation — Resistance — Kollaboration) (= Studien zur Geschichte Südosteuropas, Bd. 2). — Frankfurt/M., Bern und New York: Verlag Peter Lang 1986. 819 S. (2 durchgängig paginierte Halbbde.)

Mit dieser bei Hans-Dietrich Loock entstandenen, 1978 an der Freien Universität Berlin angenommenen historischen Dissertation hat sich der Verf. zum Ziel gesetzt, die Komplexität des militärisch-politischen Geschehens auf dem Territorium des Königreiches Griechenland vom Einfall deutscher Truppen im Frühjahr 1941 an bis zu deren Rückzug im Sommer 1944 unter Berücksichtigung der dramatischen Wirtschaftslage sowie eingebettet in die internationalen Beziehungen im Zweiten Weltkrieg zu erfassen und darzustellen. Dabei hat er sich einer methodisch überzeugenden und zugleich dem Leser entgegenkommenden Aufteilung des Stoffes

auf sechs verschiedene, sich vielfältig überschneidende Handlungsebenen und -stränge bedient. Seine Hauptprotagonisten auf Großmachtebene sind das Dritte Reich und "Die Briten" (samt Appendix "Die [griechischen] Emigranten"), vor Ort hingegen "Die Besatzer" – deutsche, italienische und bulgarische Truppen –, die "Resistance" unterschiedlicher ideologischer Ausrichtung sowie schließlich die "Kollaboration". Eingerahmt wird der minutiöse Darstellungsteil von einer "Einleitung", bestehend aus Bemerkungen zu "Problemstellung und Forschungsstand" (S.33-36) und einem "Historischen Abriß" (S.37-61) der Zeit seit 1821, sowie von einem "Ausklang" (S.521-542), der von der kritischen Periode des Machtvakuaums 1944/45 über den Bürgerkrieg 1946-1949 zu den achtziger Jahren überleitet. Von mäßigem Informationswert sind drei Vorworte aus der Feder eines deutschen und zweier griechischer Akteure (S.13-32) sowie die "Schlußbetrachtung und Paralipomena [= Randbemerkungen]. Thematisches und Persönliches" (S.543-552).

H. Fleischers Ergebnisse sind bei weitem zu zahlreich und zu spezifisch, als daß sie kurz referiert, geschweige denn zusammengefaßt werden könnten. Aber ein Hauptergebnis sei doch festgehalten: Dem Verf. zufolge war in der von ihm untersuchten Periode – grob verallgemeinert – alles mitnichten so einfach, wie die im Untertitel genannte Konstellation Okkupanten/Widerstandskämpfer/Kollaborateure (zu der die von der Levante aus operierenden Briten zu ergänzen sind) suggeriert. Die politischen Trennungslinien zwischen den Kontrahenten waren bei weitem nicht so eindeutig wie gerade auch die jeweiligen politischen Spitzen glauben machen wollten; die front- und ideologieüberschreitenden Interessenkongruenzen waren häufig stärker als bislang angenommen; und die damals wie heute postulierte "Solidarität" von Faktoren mit ähnlichen Zielsetzungen schlug oftmals in ihr Gegenteil um. Mit dieser eingehenden Untersuchung hat der Verf. historische Grundlagenforschung im wahren Sinne des Wortes betrieben, indem er ein ebenso umfassendes wie differenziertes Bild der ersten Hälfte der acht Kriegsjahre in Griechenland gezeichnet und damit zahlreiche bisherige Interpretationen, Stereotype, Fehleinschätzungen und gar Fälschungen revidiert bzw. aufgedeckt hat.

Der besondere Wert dieser Arbeit liegt, neben dem Durchführungsteil, in ihrem umfangreichen Apparat, der – von einem Anhang mit Dokumenten und zeitgenössischen Stimmen (S.553-569) sowie einer Übersichtskarte (S.62) abgesehen – den gesamten zweiten Teilband füllt. In den hier befindlichen Anmerkungen (S.571-735) hat sich der Verf. auch kursorisch mit einem Teil der seit 1978 erschienenen westlichen und griechischen Literatur zum Thema auseinandergesetzt. Im umfangreichen und detaillierten "Quellen- und Literaturverzeichnis" (S.737-790) sind "Publikationen, die sich zu einem wesentlichen Teil auf persönliche Erinnerung stützen", gesondert gekennzeichnet. Unter den herangezogenen unveröffentlichten Quellen finden sich neben deutschen, britischen, amerikanischen und – in geringerem Umfang – griechischen auch solche schwedischer und dänischer Provenienz, nicht jedoch die zentralen Bestände des italienischen Kriegs- bzw. Außenministeriums. Der Verf. hat weiter Justizakten der Bundesrepublik Deutschland und in großem Umfang die Presse der griechischen Resistance herangezogen sowie zahlreiche Interviews mit Beteiligten und Zeitzeugen durchgeführt. Ein Personenregister erschließt das Buch (S.803-819).

Zum Schluß noch zwei kritische Paralipomena des Rezensenten: Die sprachlich mitunter arg überfrachtete Arbeit hätte durch ein sachkundiges Lektorat viel gewinnen können, und: Der Verf. wäre gelegentlich besser einen, vielleicht auch zwei Schritte von seinem Beobachtungsobjekt zurückgetreten; dies nicht etwa des besseren Überblicks über die zahlreichen Handlungsstränge und -ebenen wegen – der bleibt durchweg gewahrt –, sondern weil Distanz zu den tagespolitischen Zielsetzungen und retrospektiven Rechtfertigung der Akteure auch im Rahmen "einer langjährigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einer der kritischsten Perioden in der Geschichte des modernen Griechenlands" (S.11) nichts schaden kann.

Stefan Troebst

SEYFERT, Michael: *Im Niemandland. Deutsche Exilliteratur in britischer Internierung. Ein unbekanntes Kapitel der Kulturgeschichte des Zweiten Weltkriegs.* – Berlin: Das Arsenal 1984. 248 S., Abb.

Michael Seyfert notiert in der Einleitung zu seiner – es sei vorweggenommen – hervorragenden

den Darstellung: "Die Internierung und Deportation von Flüchtlingen aus dem nationalsozialistischen Deutschland und Österreich als *enemy aliens* [feindliche Ausländer] in Großbritannien zu Beginn des Zweiten Weltkriegs gehört zu jenen Themenbereichen innerhalb der Geschichte des antifaschistischen Exils, über die vielenorts Unkenntnis, ja Verwunderung herrscht. In Deutschland und Österreich weiß jemand etwas davon, und auch den meisten Briten sind diese Vorgänge unbekannt." (S.7). "Niemandland" war das Thema auch für weite Teile der Forschung, so daß nicht selten falsche oder irreführende Annahmen tradiert wurden. Damit räumt der Verf. gründlich auf.

Nach einem Forschungsüberblick, der den bis dahin existierenden Forschungsrückstand in diesem Spezialbereich deutlich werden läßt, schildert Seyfert die britische Haltung gegenüber den Nazi-Flüchtlingen: Internierung als Antwort einer konservativen Regierung, als Empfehlung einer reaktionären Presse – Verhaltensweisen, deren Wurzeln u.a. in der schon während des Ersten Weltkriegs praktizierten Internierungspolitik, in Mißtrauen gegenüber Fremden, in der heimlichen Zwischenkriegs-Sympathie für das Nazi-Regime und in der Appeasement-Politik zu finden sind und deren aktuelle Anlässe Angst vor Invasion und die Furcht vor einer "Fünften Kolonne" Hitlers im eigenen Land waren.

Genug: Mehr als 30 000 Flüchtlinge aus Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei, die alle politischen Richtungen und sozial vor allem die bürgerlich-intellektuellen Schichten repräsentierten, wurden im Zufluchtsland erneut Opfer. Wurden interniert und teilweise gar nach Australien oder Kanada deportiert – bis unter dem Druck einer kritischen und verständnisvollen britischen Öffentlichkeit diese Zwangsmaßnahmen aufgehoben werden mußten. Flüchtlinge in dieser schwierigen Zeit in einer Art von auch psychischem "Niemandland" (als Motto für Seyferts Buch dient eine Passage aus Richard Friedenthals romanhafter Darstellung "Die Welt in der Nußschale"): Das Doppeltrauma, durch Internierung vom Kampf gegen Hitler ausgeschlossen zu sein und statt dessen als heimliche Nazi-Verbündete unter Verdacht zu stehen, also jeglicher Möglichkeit der Assimilation mit dem Gastland beraubt zu sein. Seyfert schildert unter diesem Aspekt Kulturarbeit und geistiges Leben in den Lagern (dieser eben oft "Welt in der Nußschale"), die literarische Arbeit zumal, in der die Situation der Gefangenschaft, der Isolation, der gestörten Kommunikation umgesetzt wurden in den Versuch der Bewältigung. Im Rahmen der Darstellungen retrospektiver Literatur in Großbritannien und in anderen Ländern nach der Internierungszeit und nach dem Krieg wird der Analyse von Richard Friedenthals "Die Welt in der Nußschale" auch besonderer Raum gegeben: einem Buch, in dem (im Gegensatz zu anderen Berichten aus und über die Lager) die "kreative Imagination gegenüber der dokumentarischen an Gewicht" gewinne – was es (so Hilde Spiel) zum vielleicht "anschaulichsten, wahrhaftigsten, ja einzig gültigen Bericht über diese seltsame und paradoxe Existenz" mache. Ein Gespräch mit Erich Fried, Texte aus den Camps, Kurt Schwitters' Briefe aus dem Hutchinson Camp und eine Auswahl von Abbildungen runden Seyferts profunde, dabei aber immer fesselnd geschriebene Darstellung ab.

Helmar Klier

SCHLÖGEL, Karl: Der renitente Held. Arbeiterprotest in der Sowjetunion 1953-1983. – Hamburg: Junius 1984. 323 S.

Schlögel hat seine Dissertation "Widerstandsformen der sowjetischen Arbeiterschaft 1953 bis 1980" aus gebotenem Anlaß etwas verändert und erweitert. Zum einen berücksichtigte er die Erfahrungen der "Solidarność" in Polen und deren Einfluß auf die sowjetischen Arbeiter, zum anderen hat er fünf Interviews mit Leonid Pljuščtsch (Pljušč), Boris Vajl, Evgenij Nikolaev, Vladimir Borisov und Pavel Tigrid vom Sommer 1982 aufgenommen. Beides steigert den Informationswert seines Buchs beträchtlich. Generell war seine Aufgabe bei den lückenhaften, wenig repräsentativen, mitunter sekundären und nur begrenzt glaubwürdigen Quellen außerordentlich schwierig. Das Buch besteht aus einer Einleitung (zur Methodologie und zum Quellenstand) und sechs Kapiteln. Davon ist das Anfangskapitel "Revoluten und Streiks in den Zwangsarbeitslagern Anfang der fünfziger Jahre" am besten belegt, da bereits relativ zahlreiche Erinnerungen vorliegen und zwar im Westen wie in der Sowjetunion, wo sie nach Stalins Tod während des Tauwetters oder auch etwas später sogar offiziell erschienen. Man kann dem Verf. schwerlich zum Vorwurf machen, daß er die

nur in polnischer Sprache veröffentlichten Erinnerungen nicht berücksichtigt; im übrigen hätten sie auch kaum wesentlich Neues gebracht. Schlögel hat sicherlich recht, wenn er die Zwangsarbeiter zur sowjetischen Arbeiterschaft rechnet, obgleich seine These, daß sie nicht zum "Kernbereich der neu entstehenden sowjetischen Industriearbeiterschaft" (S.44) gehörten, doch gewisse Zweifel weckt. Zahlenmäßig waren sie keine Randgruppe, und angesichts des allgemein gegenüber den Arbeitern angewandten außerökonomischen Zwangs könnte man gerade sie als "Kern" ansehen. In den folgenden Kapiteln werden Sachprobleme behandelt, die aber wenigstens teilweise nach Gesichtspunkten geordnet sind, die jeweils zu einer bestimmten Zeit dominant waren. Sie betreffen: 1. Arbeitsunzufriedenheit und spontanen Arbeiterprotest in der nachstalinischen Sowjetunion; 2. Entstehungsgeschichte und Zielsetzung von Initiativen zur Gründung "Freier Gewerkschaften" in der UdSSR (1977 bis 1980); 3. Dissidententum und "Arbeiterfrage" – Das Verhältnis von Intellektuellen-Opposition und Arbeiterwiderstand; 4. Arbeiter zwischen Konsens und Zwang; und 5. Reaktionen der herrschenden Macht und das Legitimationsproblem. Am fragwürdigsten ist Schlögels Bemühen, im 1. Kapitel die im Grunde genommen verschwindend geringe Anzahl von Informationen statistisch zu ordnen und zu interpretieren. Auch wenn er beim Operieren mit quantitativen Indices und bei der Einteilung in Zeitabschnitte zurückhaltend war, hätte er sicherlich besser daran getan, verschiedene Formen von Unzufriedenheit und spontanem Protest nur zu klassifizieren. Wesentlich leichter hatte er es hingegen, in klarer Weise die organisierten Formen eines anhaltenden (oder relativ anhaltenden) Protestes zu zeigen, insbesondere die Versuche, freie Gewerkschaften zu gründen; denn diese Versuche riefen bei den Samizdat- und Tamizdatverlagen sowie in westlichen Berichten das stärkste Echo hervor. Ebenfalls relativ günstig war die Quellenlage für das Kapitel über das Verhältnis von Arbeiterwiderstand und Dissidenten (die als vorwiegend Intellektuelle ja außerordentlich befähigt sind, Quellen zu schaffen). Zweifel anderer als der oben genannten Art weckt auch das letzte Kapitel über das Verhalten der herrschenden Macht. Im allgemeinen läßt sich nicht feststellen, ob und wie weit es von Arbeiterunzufriedenheit und -protest beeinflusst war. Wir haben es hier also häufiger mit Hypothesen als mit Tatsachenfeststellungen zu tun. Damit soll Schlögel aber kein Vorwurf gemacht werden; denn über Hypothesen kommt hier nur der hinaus, dem Partei- und KGB-Dokumente von der Art "zum inneren Dienstgebrauch" zugänglich gemacht werden. Insgesamt ein interessantes und instruktives Buch, das zum Nachdenken zwingt.

Jerzy Holzer

BERNECKER, Walther L. und Jörg HALLERBACH: **Anarchismus als Alternative? Die Rolle der Anarchisten im Spanischen Bürgerkrieg.** Eine Diskussion. – Berlin: Karin Kramer Verlag 1986. 158 S.

NAMUTH, Hans und Georg REISNER: **Spanisches Tagebuch 1936. Fotografien und Texte aus den ersten Monaten des Bürgerkriegs.** Hrsg. von Diethart Kerbs. – Berlin: Nishen, Verlag in Kreuzberg 1986. 117 S.

Das Buch enthält keine wichtigen Neuigkeiten über den spanischen Anarchismus. Trotzdem kann man ihm ein gewisses Interesse nicht absprechen, denn die Kontroverse zwischen Hallerbach und Bernecker zeigt, wie lange sich die Legende gehalten hat, wonach der Anarchismus sich ohne Diskrepanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit einheitlich entwickelt habe. Hallerbach steht fest auf dem Boden dieser Legende. Bernecker versucht – meiner Meinung nach mit Erfolg –, die Legende in Geschichte zu verwandeln. Dabei betont Bernecker im Gegensatz zu Hallerbach, daß die interne Diskussion zwischen den Flügeln der anarchistischen Bewegung nicht eine momentane Situation der 30er Jahre war, sondern eine strukturelle Divergenz, die ihren Höhepunkt in der Zeit der zweiten spanischen Republik erreichte, die aber von Anfang an ein Problem darstellte, das wesentlich dazu beigetragen hat, daß die anarchistische Bewegung keine überzeugende gemeinsame Strategie für das Industrie- und Landproletariat anbieten konnte.

Die hervorragenden Aufnahmen aus den ersten Monaten des spanischen Bürgerkrieges verdanken wir einem glücklichen Zufall, denn die beiden deutschen Fotografen Hans Namuth und Georg Reisner waren eigentlich nach Barcelona gercist, um dort die Arbeiter-Olympiade

zu fotografieren. Statt dessen fotografierten sie voll Bewunderung den Kampf des spanischen Volkes gegen das aufständische Militär, das die Republik stürzen wollte. Der Volkscharakter des spanischen Bürgerkrieges wird besonders zu Beginn jenes "Krieges der tausend Tage" deutlich: Eine junge Frau versucht, von ihrem improvisierten Podium auf dem Dach eines Autos aus, Freiwillige für die Verteidigung der Republik zu gewinnen; Bauern und Stadtarbeiter jubeln den Soldaten zu, die an die Front gehen; Barrikaden, die nicht von Soldaten, sondern von Zivilisten, von Frauen und sogar Kindern errichtet werden; Hirten, die die Faust zum Gruß erhoben haben und mit der anderen Hand das Gewehr halten; Soldaten, an deren Schuhen man erkennt, daß sie aus keiner Kaserneneinheit sondern aus dem bewaffneten Volk kommen; Bauern, die ihre Arbeitsgeräte mit dem Gewehr vertauscht haben; – all diese Bilder sind ein augenscheinlicher Beweis dafür, daß der spanische Bürgerkrieg im wesentlichen der Kampf des Volkes gegen ein uniformiertes Heer war. Den 82 Fotos (S.25-106) folgt Namuths Tagebuch (S.107-117), das kein so wertvolles Dokument wie die Bilder darstellt, da es zahlreiche Tagebücher gibt, die eine bedeutend ausführlichere Kenntnis des spanischen Bürgerkrieges vermitteln. Aber auch hier wird die Grausamkeit des Krieges und der nach ein paar Monaten beginnende Stimmungswechsel im Volke deutlich. Er wird so beschrieben: "Die lärmende Karnevalsfröhlichkeit bei den früheren Defilés hat einem schweigenden, tödlichen Ernst Platz gemacht. Nie zuvor sah ich Hunderte von Gesichtern mit dem gleichen entschlossenen Ernst, zum Kampf, zum Sterben bereit." (S.115). Namuth weist auch auf die Kollektivierung und die erschreckende Zahl der Füsilierten hin: "250.000 Füsilierte – *nicht* im Kampf Gefallene (die Zahl derer ist viel, viel geringer) – am 45. Tag des Krieges!" (S.112).

Pedro Ribas

Frauen in der Spanischen Revolution 1936-1939. Hrsg. von Cornelia KRASSER und Jochen SCHMÜCK (= Anarchistische Texte 32/33). – Berlin: Libertad Verlag 1984. 112 S.

KOECHLIN, Heiner: **Die Tragödie der Freiheit. Spanien 1936-1937. Die Spanische Revolution. Ideen und Ereignisse.** – Berlin: Karin Kramer Verlag 1984. 229 S.

Anläßlich der Gedächtnisfeiern zum 50. Jahrestage des Spanischen Bürgerkrieges wurden 1986 in manchen spanischen Zeitungen (z.B. "El Pais") aus diesem Grunde bereits Sonderserien veröffentlicht. Aber das Thema des Spanischen Bürgerkrieges hat von Anfang an nie seine Aktualität eingebüßt. Die beiden vorliegenden, 1984 erschienenen Bücher sind ein Zeugnis dafür. Der Titel "Frauen in der Spanischen Revolution 1936-1939" verspricht allerdings mehr als in Wirklichkeit geboten wird. Tatsächlich bezieht sich das Buch fast ausschließlich auf die Rolle der Frau bei den Anarchisten und auf den während des Bürgerkrieges erfolgten Wandel dieser Rolle. Den beiden ersten Aufsätzen der Sammlung zufolge, die von der Amerikanerin T. Kaplan geschrieben und aus dem Englischen übersetzt worden sind, war dieser Wandel nicht ausreichend, so daß man kaum von einer veränderten Rolle der Frau sprechen kann. "Tatsächlich drängt sich einem bei der Lektüre anarchistischer Publikationen der Eindruck auf, daß die männlichen Anarchisten niemals ernsthaft die Gleichberechtigung der Frauen in Betracht zogen", schreibt T. Kaplan (S.9).

Bei dem nächstfolgenden Text dieses Buches handelt es sich um einen Dialog zwischen Karin Buselmeier und Clara Thalmann. Dieser Dialog mit einer Frau, die den Spanischen Bürgerkrieg wirklich miterlebt hat, gibt uns einen weitaus positiveren Eindruck der anarchistischen Haltung in Bezug auf das Frauenproblem. Im Gegensatz zu Kaplan verlangt Thalmann keine Antworten, die im Spanien von 1936 unmöglich gewesen wären, sondern sie zeigt uns, daß die Probleme, einschließlich dem der Abhängigkeit der Frau, auf einem Niveau diskutiert werden, das durch die sozio-historischen Umstände bedingt ist. In diesem Sinn weist Thalmann sehr passend auf die soziale Wichtigkeit der Religion bei den Gewohnheiten der Frauen hin und auf die Schwierigkeiten, die ihre Überwindung mit sich bringt. Die Anthologie schließt mit einigen in "Mujeres Libres" erschienenen Artikeln, der anarchistischen Zeitschrift, die sich mit der Lage der Frau in Spanien am direktesten und einschneidendsten beschäftigt hat. Zwei dieser Artikel sind von der nach Amerika ausgewanderten Russin Emma Goldman verfaßt worden. Man vermißt in dieser Anthologie einen allgemeinen Vergleich, aus dem die Behandlung des Frauenproblems von Seiten der verschiedenen politischen Richtungen klar wird. Die nicht ge-

rechtfertigte Stellungnahme zugunsten der von den Anarchisten durchgeführten Tätigkeiten verdeckt fast völlig die sehr wichtige Rolle der Kommunisten und Sozialisten und das gerade in den 30er Jahren, in denen sich der Marxismus zum ersten Male in der Geschichte Spaniens in ein Massenphänomen verwandelt, das dem traditionellen Anarchismus der vergangenen sechzig Jahre gleichkommt und ihn vielleicht sogar übertrifft.

Was Koechlin anbetrifft, so schildert er den Spanischen Bürgerkrieg als einen Krieg zwischen Guten und Bösen. Die hoffnungslos Bösen waren natürlich die auf Francos Seite Kämpfenden, aber im republikanischen Spanien, auf das Koechlin sich ausschließlich bezieht, waren die Guten die Anarchisten, während die Kommunisten die Bösen darstellten, deren Handeln von niemand anderem als von Stalin gelenkt wurde. Die Sozialisten bewegten sich auf einem Zwischengebiet, waren aber, besonders seit 1937, oft ebenfalls Opfer der stalinistischen Machenschaften.

Das Studium der Kollektivierungen macht den interessantesten Teil dieses zweiten Buches aus. Koechlin ist der Meinung, daß der Volksaufstand, mit dem die Masse auf Francos Staatsstreich antwortete, sich in eine Revolution verwandelte, wie das besonders aus den Kollektivierungen ersichtlich werde.

Koechlins Untersuchung zeigt, daß es nicht nur ein einziges sondern viele Kollektivierungsmodelle gab: "Der comunismo libertario wurde von allen unter anarchistischem Einfluß stehenden Kollektiven angestrebt, doch nur von einer Minderheit konsequent praktiziert" (S.126). In diesem Zusammenhang weist Koechlin auch darauf hin, daß die Kollektivierung weder eine Änderung in der Rolle der Frau noch gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit mit sich brachte. Wenn man dem noch hinzufügt, daß auch das Geld nicht abgeschafft wurde, wird das Bild von idyllischer Schwärmerei und revolutionärem Enthusiasmus gänzlich zerstört, das man sich nur zu oft von den damals in Spanien durchgeführten Kollektivierungen macht. Das Verdienst dieses Buches besteht allerdings keineswegs im entmythologisierenden Charakter seiner Analyse der Kollektivierungen, sondern in einem Gesichtspunkt, der, obwohl ungenügend ausgearbeitet, mir dennoch der interessanteste zu sein scheint. Und zwar beziehe ich mich darauf, daß für Koechlin die Kollektivierungen weder die Anwendung einer Theorie ad hoc sind, noch der Einfluß von Intellektuellen, die das Handeln der Masse anleiten, noch das Resultat eines plötzlichen revolutionären Eifers, der beim Aufstand gegen Franco entstanden ist. Die Kollektivierungen waren vielmehr die Verwirklichung eines spanischen Volksbrauches, der noch von den Iberern herrührt, im Mittelalter bestehen bleibt und in Form des dörflichen Gemeindebesitzes bis in die heutige Zeit reicht. Koechlin weist darauf hin, daß der Spanier J. Costa bereits im 19. Jahrhundert auf diesen Brauch aufmerksam gemacht hat. Andererseits meint er, eine wichtige theoretische Stütze der Idee eines nicht zentralisierten, die Individualität respektierenden Staates läge in dem Einfluß, den der deutsche Philosoph Krause im zeitgenössischen Spanien ausgeübt hat. Obwohl Koechlins Studium dieser Tradition einen Mangel an Genauigkeit aufweist, so bleibt doch festzuhalten, daß der Gemeindebesitz nicht nur eine Einrichtung von großer historischer Wichtigkeit auf der iberischen Halbinsel ist, sondern daß es sich dabei um einen ständigen Anspruch des Volkes und ganz im Allgemeinen um eine Forderung vieler Schriftsteller, Künstler und politischer Persönlichkeiten handelt. Dadurch läßt sich leichter erklären, daß die Kollektivierungen so schnell in verschiedenen spanischen Regionen durchgeführt werden konnten.

Einige Mängel des Buches sind darin zu suchen, daß Koechlin sich nicht auf Dokumente aus erster Hand stützt und daß er keine neuere Literatur berücksichtigt. Wenn er die Arbeiten von Bricall und Balcells über Katalonien benutzt hätte, von Casanova über Valencia, von Gutiérrez Molina und Rodrigo González über Kastilien, von Garrido González über Andalusien, wäre er zu ganz anderen Schlußfolgerungen gekommen. Koechlin stützt sich ausschließlich auf anarchistische Darstellungen. Deren Ergebnisse sind allerdings in ihrer Mehrheit angesichts neuerer Untersuchungen auf der Basis von während des Francoregimes nicht zugänglichem Archivmaterial als überholt anzusehen.

Pedro Ribas

SCHMID, Robert: **Das rot-schwarze Spanien. Zur Rolle des Anarchismus im spanischen Bürgerkrieg** (= Aachener Studien Sozialwissenschaften, Bd. 2). — Aachen: Rader Verlag 1986. II, 176 S.

BRIEDEN, Hubert u.a. (Arbeitskreis Regionalgeschichte): **Fliegerhorst Wunstorf 1933-1939**. — Hannover: Aurora Verlag 1984. 177 S.

„... dass Friede und Glück Europas vom Sieg der spanischen Republik abhängt.“ Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg. Hrsg. von Heiner SPIESS. Mit einer Einleitung von Richard Dindo und Fotografien von Paul Senn und Hans Staub. — Zürich: Limmat Verlag 1986. 214 S.

Der 50. Jahrestag des Bürgerkriegsbeginns in Spanien hat in Ost und West eine Fülle neuer Publikationen hervorgebracht. Gegenüber früher zeichnet sich die heutige Forschungssituation dadurch aus, daß als Folge der Erschließung zahlreicher neuer Archive die Kenntnisse über den Spanischen Bürgerkrieg in den letzten Jahren erheblich zugenommen haben. Außerdem hat sich der Forschungsschwerpunkt inzwischen nach Spanien selbst verlagert, wo vor allem auf regionaler und lokaler Ebene gearbeitet wird.

Die drei Bände, die im folgenden vorgestellt werden, entstammen alle dem deutschen Sprachraum. Dabei ist das erkenntnisleitende Interesse der vom „Arbeitskreis Regionalgeschichte“ bearbeiteten Studie und des von Heiner Spiess herausgegebenen Sammelbandes mindestens ebenso sehr die Geschichte ihrer eigenen Länder wie die spanische der 30er Jahre. Auch viele andere, im Ausland erscheinende Bücher zum Spanischen Bürgerkrieg haben je spezifische „Außenbeziehungen“ des Krieges zum Inhalt, bewegen sich somit auf traditionellen Pfaden der Bürgerkriegshistoriographie. Demgegenüber behandelt der Band von Robert Schmid ein „innerspanisches“ Thema, nämlich die Rolle des Anarchismus im Bürgerkrieg — ein Aspekt, zu dem in den letzten Jahren viel Literatur erschienen ist.

Schmids Arbeit ist in vier Kapitel sehr unterschiedlicher Qualität aufgeteilt: Das erste behandelt (auf 37 Seiten!) „die spanischen Anarchisten und Anarchosyndikalisten — von den Anfängen bis zum Bürgerkrieg“. Da dieses Kapitel nur einführenden Charakter hat, ist die äußerst knappe Thematisierung des sehr komplexen Phänomens an sich noch kein Anlaß zur Kritik. Ärgerlich wird die Behandlung allerdings dort, wo eine in der Forschung differenziert geführte Diskussion überhaupt nicht rezipiert wird, wie z.B. bei der Frage nach den Gründen für den anarchistischen Massenerfolg in Spanien. Wiederholung sattem bekannter Stereotype tritt dann an die Stelle einer Kausalanalyse.

Das zweite Kapitel behandelt die anarchosyndikalistische „Confederación Nacional del Trabajo“ (CNT) und „revolutionäre Transformationen im Bürgerkrieg“; die gewählten Beispiele „revolutionärer Transformationen“ sind die Milizen, die Industrie- und die Agrarkollektivierung. Dieses Kapitel stellt eine Zusammenfassung des Forschungsstandes dar, ohne daß die vielen Lokal- und Regionalstudien der letzten Jahre eingearbeitet worden wären. Kapitel 3 und 4 haben politische Aspekte zum Inhalt: zum einen den Regierungseintritt der CNT-FAI, zum anderen die Mai-Ereignisse von 1937 und ihre Folgen. Der Verf. schließt sich dabei im wesentlichen der Position der Kritiker an der anarchistischen Regierungsbeteiligung und den reformistischen Tendenzen im libertären Lager an.

Als ausschlaggebenden Grund für die Erstellung der Arbeit gibt der Verf. an, daß im deutschsprachigen Raum „die Beschäftigung mit diesem Thema selten“ war. Obwohl sein eigenes Literaturverzeichnis diese Behauptung eher Lügen straft, da deutsche und ins Deutsche übersetzte Titel gar nicht so selten auftauchen, zieht er aus seiner Feststellung nicht den Schluß, durch Verwertung neuen Quellenmaterials eine den bisherigen Kenntnisstand überschreitende Untersuchung vorzulegen. Da weder neues Quellenmaterial verarbeitet noch eine neue Fragestellung entwickelt worden ist, geht die Darstellung inhaltlich und methodisch nicht über Bekanntes hinaus. Während die mittleren „konkreten“ Teile des Bandes weitgehend abgesichert sind, erscheinen das historische Einleitungs- und das zusammenfassende Schlußkapitel bedenklich (wenn beispielsweise das heutige Spanien als „rückständig“ bezeichnet wird). Der knappe Ausblick auf die aktuelle Situation der CNT nach Francos Tod ist lückenhaft und fehlerhaft.

Der Band über den „Fliegerhorst Wunstorf 1933-1939“ stammt von einem Autorenkollektiv, das sich zu einem Arbeitskreis Regionalgeschichte zusammengeschlossen hat. Die Forschergruppe untersuchte ursprünglich das Thema „Neustadt 1933-45: Nationalsozialismus in der

Provinz"; bei ihren Recherchen stieß sie auf den im Altkreis Neustadt gelegenen Fliegerhorst Wunstorf sowie auf Gerüchte, daß Verbände des Fliegerhorstes auf Seiten der Legion Condor in Spanien gekämpft hatten. In ihrer Darstellung illustrieren die Autoren in vielfältiger Weise, wie schwerfällig und aufwendig Lokalstudien mit einem begrenzten Erkenntnisziel sein können. Vor allem aufgrund der Bestände im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg konnte die Forschergruppe nachweisen, daß das größte Einzelkontingent des in den Listen erfaßten fliegenden Personals der "Kampfgruppe 88" – die mit mehreren Flugzeugstaffeln in Spanien im Einsatz war – vom Fliegerhorst Wunstorf gestellt wurde. Ein Teil des Personals, das bei der Bombardierung Guernicas eingesetzt wurde, stammte von dem in Wunstorf liegenden Kampfgeschwader Boelcke.

Neue Erkenntnisse zum Spanischen Bürgerkrieg liefert der Band nicht: Er ist jedoch vor allem für die deutsche Geschichte und die Aufarbeitung und "Bewältigung" dieser Geschichte in der Bundesrepublik bedeutsam, da die "offiziellen" und offiziellen Nachrichten vor Aufnahme der Untersuchung lauteten, daß zwischen dem Fliegerhorst Wunstorf und der Legion Condor nie eine Verbindung bestanden habe. Beharrliches Insistieren hat das gegenteilige Ergebnis erbracht. Das Kameradschaftstreffen des Traditionsverbandes "Kampfgeschwader Boelcke" – das im Spanischen Bürgerkrieg die wichtigste Gruppe aus Wunstorf stellte – war 1984 Anlaß heftiger Auseinandersetzungen zwischen protestierenden Gruppierungen und Verfechtern des "Boelcke-Geistes".

Der letzte der drei vorzustellenden Bände berichtet ebenfalls von Ausländern in Spanien; diesmal handelt es sich um Schweizer, die im Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Republik standen: als freiwillige Kämpfer, als Krankenschwestern, Journalisten, Schriftsteller oder Aktivisten in der Solidaritätsbewegung zugunsten der spanischen Bevölkerung. – In der Vorbemerkung von Heiner Spiess wird hervorgehoben, daß der Band ein Beitrag "gegen das Vergessen und Verdrängen einer für die offizielle Schweiz unrühmlichen Zeit, die bis heute in unserem Land kein Gegenstand universitärer Forschung geworden ist", sein soll. Das Buch stellt persönliche Dokumente zusammen: Briefe, Tagebucheintragen, Fotografien. Es erhebt nicht den Anspruch, eine wissenschaftlich-kritische Quellenedition zu sein oder die (praktisch inexistente) Forschung zu Schweizern im Spanischen Bürgerkrieg zu ersetzen, kann aber der Forschung durchaus Impulse geben.

In seiner Einleitung geht Richard Dindo mit der damaligen Schweizerischen Regierung hart ins Gericht; der Bundesrat unterstützte Francos diplomatische Vertreter in Bern, er verbot Einheitsveranstaltungen der sozialdemokratischen und der kommunistischen Partei zugunsten der spanischen Republik, er stellte die "Anwerbung für Spanien" unter Strafe; die Kriegsfreiwilligen mußten geheim die Schweiz verlassen. Nach Hitler und Mussolini war der Schweizer Bundesrat die erste Regierung, die Francos Regime anerkannte; zurückkehrende Spanienkämpfer wurden vor Militärgerichte gestellt, der Nationalrat lehnte eine Amnestierung der Spanienkämpfer mit großer Mehrheit ab. Dieses Verhalten der Schweiz wird zu Recht der heuchlerischen Politik der Westmächte beigeordnet, die durch ihr "neutrales" Verhalten den schließlichen Sieg Francos mitzuverantworten habe.

Die Dokumente erhielten die Bearbeiter des Bandes von Mitgliedern der "Interessengemeinschaft ehemaliger Spanienkämpfer", in der von den rund 800 Schweizer "Spanienkämpfern" noch etwa 50 Mitglieder sind. Viele Briefe aus Spanien in die Schweiz wurden von der Bundespolizei abgefangen und später als Beweismaterial in den militärgerichtlichen Prozessen gegen die angeklagten Spanienkämpfer verwendet; um dies zu verhindern, bedienten sich die Briefeschreiber daher oft französischer Deckadressen und verschlüsselter Formulierungen. Bisher unveröffentlichte Tagebücher sind im Band nicht enthalten. Die entweder gar nicht oder nur leicht redigierten Brieftexte drücken vor allem die Unmittelbarkeit des Erlebnisses aus: Krieg, Tod, Vernichtung. Sie lassen aber auch die persönlichen Gründe für das Spanienengagement erkennen, die privaten und gesellschaftlichen Erfahrungen, politische und soziale Überzeugungen der Absender.

Zwar war die Mehrzahl der Schweizer Spanienkämpfer "Mitglieder oder Sympathisanten der linken Parteien, vor allem der Kommunistischen Partei" (S. 14); da es sich aber nicht um Funktionäre, sondern um Basismitglieder handelte, blieb eine breite ideologische Spannbreite erhalten. Immer wieder lassen ihre Briefe und Äußerungen unterschiedliche Sympathien für die verschiedenen Parteien und Organisationen auf der Linken erkennen. – Der Sammelband über Schweizer im Spanischen Bürgerkrieg ist als subjektives Zeitdokument

eine willkommene Bereicherung, insbesondere, da die Forschung über die Schweiz und den Spanischen Bürgerkrieg erst in den Anfängen steckt.

Walther L. Bernecker

Deutsche Arbeiterkultur in Chicago von 1850 bis zum Ersten Weltkrieg. Eine Anthologie.

Hrsg. von Hartmut KEIL unter Mitarb. von John B. JENTZ u.a. — Ostfildern: Scripta Mercaturae Verlag 1984. XI, 437 S.

SCHLÜTER, Hermann: **Die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung in Amerika** (1907). Unveränderter Nachdruck. Hrsg. und eingel. von Carol POORE (= Crosscurrents: Writings of German Political Emigrés in Nineteenth-Century America, Section III, Social and Political Issues, Vol. 5). — New York, Bern, Frankfurt/M. und Nancy: Peter Lang Verlag 1984. 7, X, 214 S.

SPIES, August: **Reminiscenzen. Seine Rede vor Richter Gary, Sozialpolitische Abhandlungen, Briefe, Notizen etc.** (1888). Übersetzt und redigiert von Albert CURRLIN. Unveränderter Nachdruck. Hrsg. und eingel. von Carol POORE (= Crosscurrents; Writings of German Political Emigrés in Nineteenth-Century America, Section I, Memoirs, Vol. 5). — New York, Bern, Frankfurt/M. und Nancy: Verlag Peter Lang 1984. 8, X, 181 S.

Bei aller Unterschiedlichkeit vermitteln die drei vorliegenden Veröffentlichungen zur organisierten deutschen Arbeiterbewegung in den USA einen guten Eindruck davon, wie widersprüchlich und spannungsreich das Verhältnis der eingewanderten deutschen Arbeiter und vor allem ihrer Arbeiterführer zur amerikanischen Gesellschaft war. Schlüter, der als Redakteur eines SPD-Parteiorgans nach Erlaß des Sozialistengesetzes mehrmals verhaftet worden war, ging 1883 in die Schweiz, 1888 nach London und wanderte 1889 nach den USA aus. Bis zu seinem Tod 1919 war er dort Chefredakteur der wohl einflußreichsten sozialistischen Tageszeitung, der "New Yorker Volkszeitung". Seine Studie über die Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung konzentriert sich weitgehend auf die Stadt New York, die als größte Stadt, wichtigstes wirtschaftliches Zentrum und erstes Auffangbecken für die Einwanderer zum Ausgangspunkt der politischen und wirtschaftlichen Organisationsversuche der Arbeiterschaft wurde. Obwohl sein Anliegen dem "Emanzipationskampf der deutschen Arbeiterklasse" in New York gilt, erfährt man wenig Konkretes über die soziale Lage der eingewanderten deutschen Arbeiter in New York und Umgebung, sind die Informationen über die ersten größeren Streikbewegungen in den 1830er und 1850er Jahren, über die Gründung von lokalen und regionalen Arbeiterparteien und Gewerkschaften knapp gehalten. Dafür geht er um so ausführlicher auf die ideologische Entwicklung der deutschen organisierten Arbeiterbewegung in den USA ein, indem er den Übergang vom utopischen Kommunismus, wie er sich in der Gründung von Geheimbünden und Arbeiterkolonien niederschlug, zum wissenschaftlichen Sozialismus im Sinne der von Marx entwickelten Theorien nachzeichnet. In erster Linie geht es ihm dabei um die kritische Auseinandersetzung mit den Schriften und dem politischen Wirken bekannter deutscher Sozialisten in den USA, wie Hermann Kriege und besonders Wilhelm Weitling sowie Josef Weydemeyer. Als Sozialdemokrat sind seine Sympathien eindeutig, kann Schlüter genossenschaftlich ausgerichteten Reformplänen wenig abgewinnen, die jedoch in der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht zuletzt wegen ihrer Nähe zu amerikanischen Reformbewegungen unter den Arbeitern durchaus Anklang fanden. Während die Darstellung Schlüters mit einer kurzen Skizze der zum Teil zwiespältigen Haltung deutscher Arbeiterorganisationen zur Sklavereifrage, u.a. der Turner, und dem Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges endet, liegt der Schwerpunkt der Anthologie über deutsche Arbeiterkultur in Chicago auf der Zeit der Hochindustrialisierung, als sich in den 1870er Jahren der Industrialisierungsprozeß in den USA rapide beschleunigte und alle Bereiche des wirtschaftlichen Lebens von der Landwirtschaft über den Handel bis hin zu den noch handwerklich geprägten Industrien und Gewerben revolutionierte. Als Verkehrsknotenpunkt im Mittleren Westen, Umschlagplatz und Verarbeitungszentrum für Agrarerzeugnisse, als ein wichtiger Standort für die Schwerindustrie, den Maschinenbau und die Elektroindustrie sowie für zahlreiche kleine Zulieferindustrien und Gewerbe hatte Chicago großen Anteil am industriellen Aufschwung der USA, wofür der schnelle Aufstieg zur zweitgrößten Stadt hinter New York beredtes

Zeugnis ist. Am enormen Bevölkerungswachstum Chicagos waren deutsche Einwanderer maßgeblich beteiligt. Noch vor den Iren stellten sie mit einem relativ konstanten Anteil von 25 bis 30% an der städtischen Gesamtbevölkerung von 1850 bis 1900 die zahlenmäßig größte Gruppe dar. Davon war die große Mehrheit Arbeiter. Noch um 1900 zählten ca. zwei Drittel aller deutschen Haushalte in Chicago zu den Arbeiterhaushalten. Diese Tatsache heben die Herausgeber in der den historischen Hintergrund und den analytischen Rahmen absteckenden Einleitung nachdrücklich hervor, da dadurch Ausgangspunkt und Zielsetzung der Anthologie definiert sind. Denn, so die einleuchtende Überlegung, eine derart starke Gruppe läßt sich nicht akkulturieren, ohne gleichzeitig die Arbeiterkultur Chicagos und dadurch mittelbar auch die amerikanische Arbeiterbewegung insgesamt entscheidend mitzuprägen. Zu Recht verweisen die Herausgeber auf die Notwendigkeit, neben den Vorbedingungen für die Assimilation und Integration der Einwanderer in die amerikanische Gesellschaft auch die Beständigkeit deutscher Traditionen, hier vor allem der deutschen Arbeiterbewegung, zu erforschen. Deshalb soll die Anthologie aufzeigen, wie durch kulturelle Selbstbehauptung die Vereinnahmung von Elementen deutscher Arbeiterkultur erfolgen konnte. Dabei kam der deutschen Arbeiterpresse eine besonders wichtige Rolle zu, und im wesentlichen beruht die Anthologie auf der systematischen Auswertung der radikalen "Chicagoer-Arbeiterzeitung", deren Tages-, Wochen- und Sonntagsausgaben. Diese Zeitung, die über Chicago hinaus Verbreitung fand, war das Sprachrohr und Rückgrat der organisierten deutschen Arbeiterbewegung in Chicago und berichtete mit eingehenden Kommentaren über die verschiedensten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Ereignisse. Dementsprechend breitgefächert ist die Auswahl der Texte, die von den Herausgebern jeweils kurz eingeleitet werden, was sehr hilfreich ist. Von den ersten Erfahrungen der Neuankömmlinge in Chicago und dem Unterstützungswesen für deutsche Einwanderer spannt sich der Bogen über die Arbeits- und Lebensverhältnisse bis hin zu dem verzweigten Vereinswesen und den etablierten Festlichkeiten. Gemäß den Traditionen der sozialistischen Arbeiterbewegung im Deutschen Reich standen auch in Chicago die Festtagsumzüge und Picknicks, die Turn- und Gesangsvereine, die Arbeiterbibliotheken, Theateraufführungen etc. im Dienst der Festigung der Arbeitersolidarität und der klassenkämpferischen Bewußtseinsbildung. Allerdings ist die ideologisch verengte Perspektive des Quellenmaterials zu berücksichtigen. So steht z.B. der Eindruck der wirtschaftlichen Ausbeutung, des sozialen Elends und der politischen Unterdrückung, den die Texte vermitteln, in einem kontrastreichen Spannungsverhältnis zu dem Selbstbewußtsein, mit dem sich die organisierte deutsche Arbeiterschaft in Chicago politisch und kulturell in der Öffentlichkeit präsentierte und dabei ganz bewußt auch amerikanische Traditionen und Symbole für sich reklamierte. Ferner wird deutlich, daß die zweite in den USA geborene Generation der deutschen Arbeiter in Chicago, die zahlenmäßig wachsende Bedeutung erlangte, den institutionellen Trägern der deutschen Arbeiterkultur und den deutschen Traditionen insgesamt distanzierter gegenüberstand, also, wie zu erwarten ist, schon stärker in die amerikanische Gesellschaft integriert war. Die Ursache dafür scheint aber nicht eine deutlich höhere soziale Mobilität gewesen zu sein. Auch die zweite Generation verblieb überwiegend im Arbeiterstand, wenn auch in aussichtsreicheren Berufen, tendierte aber offensichtlich dazu, analog zur typisch amerikanischen Gewerkschaftsideologie in der Arbeiterfrage vornehmlich nur noch eine "Messer- und Gabelfrage" zu sehen. Insofern ist das pessimistische Bild, das die Dokumente von der sozialen Lage, den beruflichen und sozialen Aufstiegschancen der Einwanderer zeichnen, zwar nicht widerspruchsfrei, aber dennoch aufschlußreich. Wer nach 1870 kam, hatte offenbar kaum noch Aussichten, sich als Handwerker oder Farmer eine selbständige Existenz aufzubauen. Das Dasein als Arbeiter in Industrie und Gewerbe aber barg kaum kalkulierbare Risiken auch für die Handwerker und gelernten Arbeiter, die im Vergleich zu den anderen ethnischen Gruppen in Chicago unter den deutschen Arbeitern proportional am stärksten vertreten waren. Ihr handwerkliches Können wurde durch die rasch voranschreitende Arbeitsteilung und Spezialisierung sowie durch die Einführung von Maschinen zusehends entwertet. Interessanterweise wurde als Gegengewicht zum technischen Fortschritt zwar die verstärkte politische und gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter gefordert, ansonsten aber scheint die organisierte deutsch-amerikanische Arbeiterbewegung in Chicago den technischen Fortschritt als unaufhaltsam prinzipiell bejahen zu haben, wie das auf deutscher Seite bei den sozialistischen Gewerkschaften der Fall war, nicht aber der traditionellen Gewerkschaftspolitik der amerikanischen Facharbeiter

entsprach. Dennoch scheint gerade unter den deutschen Handwerkern und gelernten Arbeitern die Abwehrstellung gegenüber dem amerikanischen Kapitalismus, dem Wirtschaftsliberalismus des Laissez-faire, besonders stark gewesen zu sein, nicht zuletzt wegen dessen auf alle soziale Rücksichtnahme verzichtende Orientierung an den Gesetzen von Angebot und Nachfrage. Im Unterschied zu den deutschen Verhältnissen paarte sich die Autokratie der amerikanischen Arbeitgeber in den wenigsten Fällen mit paternalistischer Sozialfürsorge, hinzu kam der staatliche Verzicht auf gesetzliche Schutzmaßnahmen für die Arbeiter. Deshalb erforderte die Anpassung an die amerikanischen Verhältnisse auf den eigenen Vorteil bedachte Umsicht und auf Mißtrauen gegründete Vorsicht, denn neben der Vorsorge gegen häufige Arbeitslosigkeit, Krankheit und Unfall mußten sich die Arbeiter auch gegen Lohnverluste durch zahlungsunwillige oder zahlungsunfähige Arbeitgeber vorsehen oder gegen den nicht seltenen Bankrott von Banken, womit mühsam ersparte finanzielle Rücklagen unrettbar verloren waren. Auf diesem Hintergrund ist die Kritik an der sogen. Doppelmoral der amerikanischen Gesellschaft zu sehen, die schon bei Schlüßler anklingt und sich wie ein roter Faden durch die unterschiedlichsten Dokumente der Anthologie zieht. Sie drückte ein sehr deutsches Befremden gegenüber der in der amerikanischen Wirtschaft und Gesellschaft vorherrschenden individualistischen Kultur aus, die den persönlichen Erfolg über alles schätzte, dadurch angeblich Habgier, Betrug und Ausbeutung sanktionierte und die sich des Staates bediente, statt der staatlichen Ordnungsmacht unterworfen zu sein. Denn auch politisch beruhte die Desillusionierung auf sehr konkreten Erfahrungen mit der amerikanischen Gesellschaft. Die freiheitlich egalitäre Demokratie verhinderte Korruption und bürgerlichen Wahlbetrug ebenso wenig wie blutige Übergriffe der Polizei und Klassenjustiz. Allerdings scheinen derartige Ereignisse die organisierte deutsche Arbeiterschaft in Chicago nicht in die Defensive, sondern eher in die Offensive gedrängt zu haben, wie z.B. die Gründung einer Arbeitermiliz in Form eines Wehrvereins in den 1870er Jahren deutlich macht. Wie sehr aber trotz aller Diskriminierungen und Übergriffe aus der deutschen Arbeiterbewegung in Chicago bis zur Jahrhundertwende eine deutsch-amerikanische geworden war, wobei der Akzent auf amerikanisch liegt, zeigt sich beispielhaft an den Dokumenten über die Gedenkfeiern für die Justizopfer des Bomenattentats auf Polizisten Chicagos am 4. Mai 1886 auf dem Haymarket Square, die mit einer Ausnahme deutsche Anarchisten waren. Während der virulente Nativismus der amerikanischen Bürger in Chicago maßgeblich zu ihrer Verurteilung beigetragen hatte, wurden sie ein gutes Jahrzehnt später als Märtyrer der amerikanischen Arbeiterbewegung geehrt. August Spies war einer der deutschen Anarchisten, die trotz mangelnder Beweise aber wegen ihrer aufrührerischen Agitation als Anstifter für das Bombenattentat verantwortlich gemacht und zum Tode verurteilt wurden. In seinen "Reminiscenzen" nimmt die Analyse des skandalösen Gerichtsprozesses als Teil des Klassenkampfes breiten Raum ein, aber auch dessen Vorgeschichte, die Streiks und Massendemonstrationen, die am 1. Mai 1886 für die Erkämpfung des Achtstundentages nicht nur in Chicago stattfanden, hier jedoch auf besonders große Resonanz der Arbeiterschaft gestoßen waren und durch Übergriffe der Polizei zu blutigen Zusammenstößen geführt hatten. Da August Spies im Unterschied zu den meisten deutschen radikalen Arbeiterführern und Redakteuren in den USA keine Verbindung zur deutschen sozialistischen Arbeiterbewegung hatte, als er mit 17 Jahren auswanderte, sind seine ebenfalls abgedruckten autobiographischen Skizzen und Tätigkeitsberichte als führendes Mitglied der sozialrevolutionären anarchistischen Internationalen Arbeiterpartei und Chefredakteur der "Chicagoer-Arbeiterzeitung" besonders aufschlußreich. Nicht Bismarck, sondern die amerikanischen Verhältnisse lehrten ihn, daß "Macht gleich Recht" sei und ließen ihn angesichts der politischen Übervorteilung und gewalttätigen Unterdrückung der Arbeiterschaft zum militanten Anarchisten werden. Daß die USA nicht das "gelobte Land" der Armen und Bedürftigen Europas waren, machen alle drei Veröffentlichungen deutlich, ihr besonderer Quellenwert liegt aber darin, daß sie gleichzeitig aufzeigen, wie vielfältig die Formen sowohl der Gegenwehr als auch der Anpassung waren, die die deutsch-amerikanische Arbeiterbewegung entwickelte.

Irmgard Steinisch

NISHIKAWA, Masao: **Shoki shakaishugi undô to bankoku shakaitô** [Die japanischen Frühsozialisten und die Zweite Internationale. Ein Beitrag zur Beziehungsgeschichte]. – Tôkyô: Miraisha Publ. Co. 1985. VII, 113 S., 10 Abb.

Der schmale Bd., von dem 37 Seiten auf Quellennachweise entfallen, dürfte die empirisch belegbaren Begegnungen und "Kontaktpersonen" zwischen dem japanischen Frühsozialismus einschließlich des Anarchismus und der Zweiten Internationale für den vom Autor mit Bedacht gewählten Zeitraum zwischen November 1903 und August 1911 auf dem heutigen Stand der Forschung erfassen. Erst aufgrund einer gründlichen Dokumentation wie dieser lassen sich Annahmen über wechselseitige Einflüsse und historische Gewichtungen der einzelnen Schritte in dieser Beziehung fundieren.

Quellenmäßig sorgfältig belegte Studien in westlichen Sprachen über die sozialistische und anarchistische Bewegung in Japan sowie deren Querverbindungen nach den USA und Europa sind rar. (Ein Beispiel: H. Worm, "Studien über den jungen Ôsugi Sakae und die Meiji-Sozialisten zwischen Sozialdemokratie und Anarchismus unter besonderer Berücksichtigung der Anarchismusrezeption", Hamburg 1981.) Demgegenüber gibt es in Japan zahlreiche Studien zum Thema, von denen viele allerdings an dem Mangel kranken, innerhalb der Beziehungsgeschichte den Quellen auf europäisch-amerikanischer Seite nicht ausreichend nachgespürt zu haben. Diesem Mangel abzuhelpfen ist ein Anliegen Nishikawas, Professor an der Tôkyô-Universität und Experte für die Geschichte der Komintern sowie die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. Zu diesem Zweck hat er besonders die westeuropäischen und nordamerikanischen Zeitschriften der sozialistischen und anarchistischen Bewegung nach Artikeln und Stellen über Japan durchforstet, wie andererseits anhand der Publikationen, Briefe etc. der japanischen Frühsozialisten deren Kenntnisstand über die sozialistische Bewegung außerhalb Japans zu ermitteln versucht. Neben dem so gewonnenen Gesamtbild vom Informationsfluß in beiden Richtungen treten in der vorliegenden Arbeit auch die Hauptpositionen zu wichtigen, auf den Kongressen der Internationale behandelten Fragen hervor. Aus der Fülle der Informationen seien nur einige Resultate hervorgehoben:

In den Zeitschriften der frühsozialistischen Bewegung in Japan dominieren, was die Berichterstattung über das Ausland allgemein angeht, eindeutig Artikel über die Arbeiterbewegung in den USA und Großbritannien; quantitativ erfaßt, folgt dann das Interesse an Rußland (im Zusammenhang mit dem Russisch-Japanischen Krieg 1904/05 stark ansteigend) und an Deutschland (wegen der führenden Stellung der SPD in der Zweiten Internationale). Da die westlichen Länder als "fortgeschrittene" im Sinne der Entwicklung der Arbeiter- und der sozialistischen Bewegung galten, sei diese Orientierung nur natürlich, meint Nishikawa, und weist eine Charakterisierung der japanischen Frühsozialisten als "einseitig auf den Westen ausgerichtet" (also die Entwicklung z.B. in den asiatischen Ländern ignorierend) zurück. (S.13). Anschließend werden die Kontakte zur Zweiten Internationale und die Aktivitäten der Japaner in diesem Rahmen detailliert nachgezeichnet, jeweils zentriert um die Themen der internationalen Kongresse. Zwar nicht als Delegierter, aber als Beobachter nahm erstmals an dem Brüsseler Kongreß 1891 ein Japaner teil. Nicht zu belegen ist bislang die Teilnahme am III. (1893) und IV. Kongreß (1896). Auf dem Kongreß in Paris 1900 erklärte Jean Jaurès, nachdem er einen Brief des japanischen Sozialisten Katayama Sen (wie in Ostasien üblich, wird der Familienname vorangestellt) vorgelesen hatte, in dem dieser schreibt, mittellose Freunde in Japan verfolgten dieselben Ziele wie die europäischen Sozialisten, könnten aber wegen ihrer schwierigen Lage nicht kommen: "... sogar im Osten erwacht der Geist des Internationalismus." Katayama wurde dann ins Bureau Socialiste International aufgenommen, und ab 1901 sind die japanischen Sozialisten eine der 22 Mitgliedsparteien der Zweiten Internationale. Damit hatte diese von der sozialistischen Bewegung Japans Kenntnis genommen, wie auch Artikel der Frühsozialisten über Japan in ausländischen Zeitschriften zu erscheinen begannen. (ab 1901, zuerst in "The International Socialist Review", Chicago).

Von der Existenz einer pazifistischen Position in Japan schon vor Beginn des Russisch-Japanischen Krieges erfuhr die sozialistische Bewegung im Westen erstmals Anfang 1904, als das Bild vorgeherrscht haben dürfte, alle Japaner seien für den Krieg. Als Lenin im Februar 1904 (Beginn des Krieges) schrieb: "Hoch die japanischen Sozialdemokraten, die gegen den Krieg protestieren!", hatte er bereits, vermittelt über die französische "Aurore", in der "Iskra" einen kurzen Text Katayamas abgedruckt. Von dem "Brief an die Sozialistische Partei Rußlands", verfaßt von Sakai und dem späteren Anarchisten Kôtoku, erfuhren die russischen

Sozialisten über den "Vorwärts", und die japanische Seite erfuhr von der russischen Antwort über die englischsprachige Zeitung "The Worker". Der berühmte Händedruck zwischen Plechanow und Katayama auf dem Amsterdamer Kongreß 1904 hatte also eine Vorgeschichte. Der Russisch-Japanische Krieg war historisch auch der erste Prüfstein im Rahmen der Zweiten Internationale für die Stellung der Sozialisten der betroffenen Länder zum Krieg. Russen und Japaner mußten sich dieser Frage schon 1904 stellen, die anderen erst 1914 (S.42). (Doch brach die Zweite Internationale zusammen, ohne einen Standpunkt gefunden zu haben.) Damals war, wie Nishikawa belegt, die Mehrheit der westlichen Sozialisten für einen Sieg Japans über das zaristische Rußland eingestellt, was die Position der japanischen Sozialisten in Schwierigkeiten brachte, konnten doch die Kriegsbefürworter in Japan nun auch europäische Sozialisten als ihre Unterstützer anführen.

Von großem Interesse angesichts heutiger Probleme der Arbeitsimmigranten aus Ländern der Dritten Welt ist auch das Eingreifen des japanischen Delegierten auf dem Stuttgarter Kongreß 1907 in der "Einwanderungsfrage". Ein Antrag auf "Beschränkung der Einwanderung", eingebracht von US-amerikanischen Sozialisten mit dem Ziel, u.a. das Lohnniveau der weißen Arbeiter an der Westküste gegen Einwanderer aus Ostasien zu "schützen", wurde vom Delegierten Katō angegriffen, was die Annahme des "Pas de limitation!"-Gegenantrags durch den Kongreß beeinflusste. Nishikawa bemerkt hierzu: "Man muß hier allerdings den Vorbehalt machen, daß das 'Einwanderungsproblem' für die japanische Arbeiterbewegung damals keine 'ernste' Angelegenheit darstellte." (S.67) – was ich auch so verstehe, daß die japanische Arbeiterbewegung damals mit umfangreicher Arbeitsimmigration etwa von Koreanern oder Südasiaten nach Japan nicht konfrontiert war.

Der Kopenhagener Kongreß 1910 verabschiedete schließlich einen Beschluß über die Abschaffung der Todesstrafe. Dabei dürfte, wenn auch nicht direkt, das erwartete Todesurteil gegen Kōtoku Shūsui, die hervorstechende Persönlichkeit des anarchistischen Flügels, wegen angeblich geplanter Ermordung des Tennō eine Rolle gespielt haben. Über diese sogen. zweite "Hochverratsaffäre" wurde die Zweite Internationale u.a. ausgerechnet vom parlamentarisch eingestellten Gegenspieler Kōtokus, nämlich Katayama Sen, informiert. Zurecht fragt Nishikawa, ob dieser den Kongreß auch dann um Unterstützung gebeten hätte, wenn die japanische Polizei nur die Anarchisten und nicht auch die Sozialisten verfolgt hätte (S.81). So reichen die Auseinandersetzungen in der frühsozialistischen Bewegung Japans selbst in die Zweite Internationale hinein.

Wolfgang Seifert

MISGELD, Klaus: Sozialdemokratie und Außenpolitik in Schweden. Sozialistische Internationale, Europapolitik und die Deutschlandfrage 1945-1955 (= Campus Forschung, Bd. 392). – Frankfurt/M. und New York 1984. 563 S.

Misgelds umfangreiche Studie beruht auf extensiver Nutzung des ihm reichlich zugänglichen Archivmaterials. Darüber hinaus hat er zahlreiche schriftliche und vor allem mündliche Befragungen von seinerzeit aktiven Sozialdemokraten – von denen ein Teil inzwischen verstorben ist – durchgeführt. Von weiterem Vorteil ist, daß Misgeld nicht nur die übliche Literatur in den gängigen Fremdsprachen verwendet, sondern auch die skandinavische Literatur heranziehen kann und diese auch benutzt. Insgesamt wäre es jedoch sinnvoll gewesen – in Anbetracht der engen Verbindungen zwischen sozialdemokratischen Parteien und Gewerkschaften in Skandinavien – die internationale Politik des Gewerkschaftsbundes zur Erklärung der Entwicklung in die Darstellung mit einzubeziehen.

Die Periode von 1945 bis 1955 war einerseits die Periode unmittelbar nach der Niederschlagung der faschistischen Hauptstaaten und andererseits die des erneuerten Kampfes zwischen Kapitalismus und Sozialismus. In dieser Lage mußten die sozialdemokratischen Parteien und Gewerkschaften ihren Platz finden und fanden ihn an der Seite der USA. Schon auf der Berner Konferenz 1919 war diese Entscheidung für das parlamentarisch-demokratische System gefallen, und diese Entscheidung für die Demokratie konnte nach 1945 erneuert werden, weil die USA als Vorkämpfer der Demokratie auftraten, z.B. bei der Befreiung der Kolonien von den Kolonialmächten (um eben auch diese Märkte für die amerikanische Wirtschaft zu öffnen). Dieses Bestehen auf der Demokratie hat dann auch in den 1980ern sozialdemo-

kratischen Parteien das Abstandnehmen von der heutigen amerikanischen Politik erleichtert (unter Berücksichtigung der Tatsache, daß starke Kapitalkräfte Westeuropas sich in einer Konkurrenzsituation zum amerikanischen Kapital befinden). Misgeld untersucht chronologisch die Entwicklung des Verhältnisses zwischen der schwedischen Sozialdemokratie (SAP) und der Internationale bis zum 4. Kongreß der Sozialistischen Internationale (SI) 1955. In diesem Zusammenhang ist wichtig, daß die SAP mit der norwegischen und dänischen Sozialdemokratie engen Kontakt hielt, auch nachdem Norwegen und Dänemark mit ebenfalls sozialdemokratischen Regierungen sich der NATO angeschlossen hatten, während Schweden an der bündnisfreien Politik festhielt. Hierbei ist die Entwicklung der Gewerkschaftsinternationale wichtig, weil sie zeigt, daß die Unterschiede zwischen den Arbeiterbewegungen der drei Länder doch nicht so groß waren: Die Schweden waren an der Spaltung des Weltgewerkschaftsbundes 1949 aktiv beteiligt. Das ist nicht mit Antikommunismus gleichzusetzen sondern war Teil einer klar begründeten Taktik der sozialdemokratischen Organisationen. Über die Rolle der SAP bei der Neukonstituierung der internationalen sozialdemokratischen Zusammenarbeit, und in diesem Zusammenhang die Kooperation mit der SPD hinaus – die Parteien entwickelten aus unterschiedlichen Voraussetzungen heraus zeitweise eine gemeinsame Politik – behandelt Misgeld den Dualismus der SAP als dominierende Regierungspartei und als sozialdemokratische Partei, d.h. die Frage, inwieweit sich sozialdemokratische Vorstellungen von Außen- und Sicherheitspolitik in der Regierung durchsetzen konnten. Spannend ist auch dabei, wie verpflichtend die Zusammenarbeit in der SI verstanden wurde. Die SAP, wie auch die anderen skandinavischen Parteien, lehnte es aus den Erfahrungen des Zusammenbruchs der Internationale 1914 und 1940 ab, die SI zu einer Art Weltpartei auszubauen; im Gegenteil war die SI mehr als eine Art Informationszentrale und Diskussionsforum gedacht. Gleichwohl hat die SAP durchaus Vorschläge zur Weiterentwicklung der SI unterbreitet und auch den Ausbau der SI seither gefördert. So ist die Studie Misgelds auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Internationale. Ein Problem der Arbeit sind die vielen sehr ausführlichen Referate der verschiedenen Konferenzen: Zwar geben sie den Lesern eine bessere Informationsmöglichkeit insofern, als das Material ausführlich ausgebreitet wird. Andererseits erhält die Arbeit dadurch beträchtliche Längen, die sich zu Lasten der Analyse des Verfassers auswirken. Trotz dieser Einwände bleibt festzuhalten: Misgeld hat mit dieser Publikation eine wertvolle Studie vorgelegt.

Gerd Callesen

KELLMANN, Klaus: Pluralistischer Kommunismus? Wandlungstendenzen eurokommunistischer Parteien in Westeuropa und ihre Reaktion auf die Erneuerung in Polen. Mit einer Einführung von Karl Dietrich ERDMANN. – Stuttgart: Klett-Cotta 1984. 386 S.

Es handelt sich um eine überarbeitete und erweiterte Fassung der Kieler Dissertation von 1982 "Wandlungstendenzen kommunistischer Parteien in Westeuropa zu einer pluralistischen Staats- und Gesellschaftsauffassung – Entscheidungsfragen des Eurokommunismus". Trotz einiger Ergänzungen wird mit der im Titel angezeigten Berücksichtigung der Reaktion auf die Ereignisse in Polen zuviel versprochen. Kellmann widmet dieser Problematik lediglich einige wenige Abschnitte in einzelnen Kapiteln. Das mindert aber nicht den Wert des Buches, das – nach Erdmann – jedoch weiterhin die Frage offenläßt, "ob es dem Kommunismus in den westeuropäischen Ländern gelingen wird, einen Weg zu gehen, der schließlich gewiß nicht zu der Lösung der unlösbaren Quadratur des Zirkels eines im Vollsinn pluralistischen Kommunismus, aber doch auf Zeit neben dem russischen und dem chinesischen zu einem eigenständig profilierten dritten Typus von Kommunismus führen könnte, der seinen Platz neben anderen politischen Kräften in Europa hat" (S.13). Allerdings wird man dem Verf. deswegen kaum einen Vorwurf machen können. Ein Historiker sagt nicht die Zukunft voraus, und sooft er sich als Futurologe versucht, nimmt die Entwicklung einen anderen, von ihm nicht vorhergesehenen Verlauf.

Kellmanns Buch besteht – neben einer Einleitung, in der die Forschungsfragen dargestellt werden, und einem Schlußkapitel, in dem die Konsequenzen des Eurokommunismus sowie seine Perspektive in den nächsten 15 Jahren zusammengefaßt sind, – aus zwei Hauptteilen. Der erste Teil hat eher theoretischen Charakter. Im Anfangskapitel wird das Verhältnis von

eurokommunistischen Konzeptionen und den Ansichten von Marx und Engels behandelt, wobei Kellmann die ersteren als Interpretationen eines bestimmten Teils des Werks von Marx und Engels ("des späten legalistischen Engels und des frühen anthropozentrischen Marx", S.42) begreift. Dies unterscheidet den Eurokommunismus nicht von anderen Interpretationen, die sich ebenfalls auf Teile des Erbes berufen. Ein weiteres Kapitel behandelt ausgewählte Fragen zur Entwicklung des Eurokommunismus: den Verzicht auf die in den Statuten verankerte Diktatur des Proletariats und das Einräumen einer Möglichkeit parlamentarisch-pluralistischer Veränderungen (hier wird der Rezeption Gramscis eine besondere Rolle zugeschrieben); den Versuch, vergesellschaftete Grundsektoren der Wirtschaft mit der langfristigen Beibehaltung des Privateigentums und vor allem der Marktmechanismen zu versöhnen; das Zögern, den "demokratischen Zentralismus" in seiner vollen Bedeutung als innerparteiliche Organisationsregel sowie die Konzeption der Massenorganisationen (insbesondere der Gewerkschaften) als Transmissionsriemen der Partei zu den Massen beizubehalten; den Verzicht auf einen klaren Atheismus und die Bereitschaft zu einem Kompromiß mit der Kirche und zur Toleranz gegenüber der Religion (hier bleiben jedoch die Grenzen zwischen grundsätzlichen und taktischen Überlegungen unklar).

Der zweite Hauptteil wendet sich den drei großen kommunistischen Parteien in den romanischen Ländern Europas – PCI, PCE und PCF – zu, die jeweils gesondert behandelt werden. Unschlüssig bleibt Kellmanns Prognose über die Zukunft der PCI: "Die bisherige Entwicklung macht den Wandel zu einer Partei sozialistischen oder gar sozialdemokratischen Typs jedenfalls wahrscheinlicher als eine Re-Leninisierung oder gar Re-Stalinisierung" (S.197). Noch unentschiedener ist sein Schluß bezüglich des Schicksals der PCE: "Die spanische Ausformung des Eurokommunismus ist heterogen, bizarr, gespalten, in sich widersprüchlich und in ihrer zukünftigen Entwicklung völlig offen" (S.228). Eindeutig ist allein das Urteil über die PCF: "Die eurokommunistische Verweigerung provozierte den unaufhaltsamen historischen Niedergang" (S.276). Die Analyse ist solide, und die allgemeine Schlußfolgerung, der Eurokommunismus sei "ein Langzeitphänomen der westeuropäischen Politik" (S.342) scheint richtig.

Jerzy Holzer

KURZANZEIGEN UND LITERATURHINWEISE

Internasjonale Fagsekretariater. Felleskatalog over historisk kildemateriale fra de internasjonale fagsekretariater. – Oslo 1986. 145 S. hekt. Zu bestellen bei: Arbeiderbevegelsens Arkiv og Bibliotek, Folkets Hus, Youngsgaten 11 C, N-0181 Oslo 1.

Das vorliegende Verzeichnis umfaßt Titel aus folgenden Archiven der nordischen Länder: Arbeiterbevegelsens Arkiv og Bibliotek, Oslo (AAB), Arbejderbevægelsens Bibliotek og Arkiv, København (ABA), Arbetarrörelsens Arkiv och Bibliotek, Stockholm (ARAB) und Työväen Arkisto, Arbetarnas Arkiv, Helsinki (TA). In systematischer Ordnung aufgeführt sind Kongreßberichte bzw. Protokolle, Tagesordnungen und Programme, einzelne Dokumente, Referate und Resolutionen; Treffen der Vorstände, Exekutivkomitees und anderer Leitungsorgane; periodische Berichte über die Tätigkeit der Berufssekretariate; Berichte der angeschlossenen Organisationen, Periodika wie Mitteilungsblätter und Zeitschriften, die von den Berufssekretariaten herausgegeben wurden.

Das Verzeichnis der beteiligten Fach-Internationalen umfaßt mehr als 80 Organisationsnamen. Sie werden von den Bearbeitern in elf Gruppen zusammengefaßt: 1. Grafisches Gewerbe, 2. Nahrungs- und Genußmittelarbeiter, 3. Textil, Bekleidung und Leder; 4. Bau- und Holzarbeiter; 5. Chemie-, Energie- und Fabrikarbeiter; 6. Eisen- und Metallarbeiter einschließlich Diamantarbeiter; 7. Bergarbeiter; 8. Plantagen- und Landarbeiter; 9. Transportarbeiter; 10. Beamte, Angestellte, Gemeinde- und Staatsarbeiter, Post- und Telegrafentarbeiter, Erziehung und Wissenschaft; 11. Unterhaltung und Kunst. Die Sammlungen sind unterschiedlich komplett. Da sich im Norden die Kriegsverluste in Grenzen gehalten haben, dürften aber viele Stücke zu finden sein, die in Mitteleuropa kaum noch aufzutreiben sind. Dabei ist zu beachten, daß die Gewerkschaften in Skandinavien ihre berufliche und branchenspezifische Orientierung stets betont und deshalb im Rahmen dieser Orientierung besonders aufmerksam gesammelt haben.

Wer einmal einzelne gewerkschaftliche Internationalen untersucht hat, der weiß, wie unendlich schwierig die Materialbeschaffung sein kann – viel schwieriger jedenfalls als bei den internationalen Gewerkschaftsbünden. Um so mehr ist den Kolleginnen und Kollegen für die Schaffung dieses Hilfsmittels zur Erschließung ihrer Bestände zu danken. Der vorliegende Bd. soll in einigen Jahren – ergänzt und überarbeitet – auch in gedruckter Form zugänglich gemacht werden. Aber welche Projektleitung kann darauf Rücksicht nehmen? Deshalb steht das Verzeichnis jetzt schon in dieser provisorischen Form zur Verfügung.

Gerhard Beier

Zeitschriftenliste und Bestandsverzeichnis der Abteilung Bibliothek und Archiv. Hrsg. vom DAG-Bundesvorstand, Ressort Wirtschaftspolitik. Bearbeitet von Peter J.F. GERLACH, Stand: März 1986. – Hamburg: DAG, Bibliothek und Archiv, Karl-Muck-Platz 1, 2000 Hamburg 36, 1986. III, 118 S.

Die Abteilung Bibliothek und Archiv des Bundesvorstandes der DAG in Hamburg legte Mitte 1986 eine "Zeitschriftenliste und Bestandsverzeichnis" vor. Diese gliedert sich in "1. Liste der laufend gehaltenen Zeitungen, Gesetzes- und Verordnungsblätter, Zeitschriften einschl. Pressedienste usw. . . ." "2. Periodika ab 1945, deren Bezug durch die Abt. zwischenzeitlich eingestellt wurde . . ." und "3. Periodika einschließlich Jahrbücher, die vor 1945 erschienen sind." (S.II). Farblich unterschiedlich gekennzeichnet (1. und 2. auf weißem und 3. auf blauem Papier), bekommt der Benutzer einen relativ schnellen Überblick über den Zeitungs- und Zeitschriftenbestand der Bibliothek der DAG.

Die von Peter J.F. Gerlach erarbeitete Bestandsliste will jedoch darüber hinaus auch Benutzerwünschen entgegenkommen. Zu diesem Zweck befinden sich am Ende des Bdes zwei nach Schlagworten und herausgebenden Körperschaften gegliederte Register. Sicherlich kann auch diese Bestandsliste nicht alle Wünsche berücksichtigen, doch erleichtert sie den Zugang zum Zeitschriften- und Zeitungsbestand der DAG ganz erheblich.

Lutz W. Ewald

Almanach 85/88. Karin Kramer Verlag. – Berlin: Karin Kramer Verlag 1985. 208, XV S.

Der in der Studentenbewegung 1967 gegründete Verlag existiert nun bereits 20 Jahre, kann auf gut 200 Buchtitel zurückblicken und steckt voller neuer Publikationsprojekte. Dies geht aus der vorliegenden Verlags-Selbstdarstellung hervor. Der Almanach enthält neben der vollständigen Verlagsbibliographie 1967-1986 Originalbeiträge oder erstmals in deutscher Sprache veröffentlichte Texte aus dem bzw. zum Anarchismus und Surrealismus. In der Verlagsproduktion sind mehrere Publikationsreihen entstanden: In den zweimal im Jahr erscheinenden Heften "Unter dem Pflaster liegt der Strand" wird die aktuelle theoretische Anarchismus-Diskussion dokumentiert. In der Archiv-Reihe erscheinen Neuausgaben der Klassiker des Anarchismus. Mit der Reihe "Frauen in der Revolution" kommt der Verlag dem feministischen, mit dem Schwerpunkt "Magie, Mystik" einem neureligiösen und mit der Veröffentlichung von Surrealisten (u.a. Arrabal, Topor) einem literarisch-künstlerischen Interesse entgegen. Im Nachwort des Almanachs wird gesagt, der Kramer-Verlag sei der einzige, der es sich leisten könne "an der 'Bewegung' vorbei zu produzieren" (S.V). Daran ist richtig, daß die Fixierung auf eine der Fraktionen der sich Anfang der siebziger Jahre zersplitternden Studentenbewegung oder auf eine der verschiedenen Doktrinen des Anarchismus nicht feststellbar ist. Andererseits treffen das diversifizierte Verlagsprogramm und die anarchistisch-neoanarchistischen Verlagsprodukte sehr wohl auf eine zumindest unterschwellige antiautoritär-libertäre Motivation in den neuen sozialen Bewegungen der letzten zehn Jahre. Diese Analogie erklärt den relativen Erfolg des Kramer-Verlags im Vergleich zu anderen Verlagsgründungen aus der Studentenbewegung der sechziger Jahre.

Hans Manfred Bock

The German Revolution and the Debate on Soviet Power. Documents 1918-1919 Preparing the Founding Congress. Edited by John RIDDELL (= The Communist International in Lenin's Time, vol. 2). — New York: Pathfinder Press 1986. XX, 540 S.

The title of this book and the series it is published in — 'The Communist International in Lenin's time' — summarize already a great part of its content. The first part deals with the initial two months of the German November Revolution with particular focus upon the reaction among the Bolshevik leadership towards the events in Berlin, the foundation of the KPD and the Civil War of January 1919. Part two deals with the debate on the role of the Soviets (i.e. Lenin versus Kautsky and the famous argument Lenin versus the 'Renegade Kautsky') and with the preparations for the Third International. Approximately 90 documents have been translated, most from the German although in the concluding chapter of the book ('Preparing the First Communist Congress') there is also one document from India and one from Iran. The remaining parts of the text consist of material which was originally written in Russian but of which there have been already previous translations into English.

The publishers point out that sixty-five percent of documents presented are published for the first time in English. Hence the main value of this book is no doubt for tertiary students in the English speaking orbit and for scholars and students with a command of English but not of German or Russian. For this it certainly should be recommended. Many valuable documents which were hitherto available only in German have now been translated in a most competent fashion. The editor's introductory and accompanying comments are well presented, although they do not add new arguments to the debate about the German November Revolution. At large the Spartacists/KPD and affiliated organisations such as the International Communists of Germany (IKD) are overpresented in the selection of documents which makes the publication somewhat lopsided. This does exaggerate the latter's overall importance in the German Revolution of 1918/1919 — however relevant their role may have been viewed by Lenin and the Bolsheviks.

Jürgen Tampke

JUNG, Franz: **Feinde ringsum. Prosa und Aufsätze 1912 bis 1963.** Werke 1, 1. Halbband. — Hamburg: Verlag Lutz Schulenburg, Edition Nautilus 1981. 351 S.

JUNG, Franz: **Feinde ringsum. Prosa und Aufsätze 1912 bis 1963.** Werke 1, 2. Halbband. — Hamburg: Verlag Lutz Schulenburg, Edition Nautilus 1982. 255 S.

JUNG, Franz: **Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit.** — Hamburg: Verlag Lutz Schulenburg, Edition Nautilus o.J. [1985]. 441 S.

Die beiden Halbbände bilden den ersten einer auf zehn Bände angelegten Werkausgabe von Franz Jung. Sie enthalten kleinere Schriften erzählenden, kritischen und essayistischen Charakters aus der gesamten Zeitspanne seines literarischen Schaffens. Es sind Fragmente des durch Auflehnung, Brüche und Widersprüche markierten Weges lebenslanger Selbstsuche eines linken Intellektuellen. Während Jung als Expressionist und als Autor von Proletarier-Romanen seit den sechziger Jahren wiederentdeckt wurde, enthalten die vorliegenden Halbbände (bes. Bd. I/2) bislang kaum zugängliche, teilweise aus dem Nachlaß stammende Texte. Besonders interessant ist das Manifest "Der neue Mensch" (1931), das Jungs Selbstverständnis nach seinem praktischen Bruch mit der organisierten Arbeiterbewegung belegt und in dem sich expressionistisches Menschheits-Pathos mit der Erfahrung des kollektiven Kampfes der Arbeiterbewegung verbindet. Aufschlußreich sind auch die späten Rundfunk-Essays über Wilhelm Reich und Ernst Fuhrmann, die für Jung zu Kronzeugen "biosophischen" Denkens wurden. Nicht minder aufschlußreich ist das in den Bänden dokumentierte lebenslange Interesse Jungs an Charles Fourier und sein ebenso markiertes Desinteresse an Marx und der marxistischen Nachfolgediskussion. So erfreulich es ist, diese das Bild von Franz Jung erweiternden Texte verfügbar zu haben, und so aner kennenswert der Mut des Verlags zu einer Werkausgabe ist: Eine Edition im auch nur entfernt philologischen Wortsinn sind die beiden Halbbände nicht. Ein Minimum von historisch erklärenden Hinweisen und Erläuterungen des Bezugs der Texte untereinander wäre erforderlich gewesen. In der vorliegenden Form erscheinen die Schriften hermetischer als sie es tatsächlich sind. Die dem ersten Halb-

band vorangestellte Bio-Bibliographie zu Franz Jung, an sich sehr nützlich als chronologische Orientierung, kann die texterschließende Funktion des Herausgebers nicht ersetzen.

Um den Zusammenhang der kleineren Schriften herzustellen, muß man also auf die Neuauflage von Jungs Autobiographie "Der Weg nach unten" zurückgreifen, die im selben Verlag erschienen ist. Es ist die dritte unveränderte Neuauflage der noch zu Lebzeiten des Autors von Franz Schonauer besorgten und 1961 erstmals publizierten Selbstabrechnung Jungs mit seinem facettenreichen und bewegten Leben. Diese Autobiographie, von der der Autor 1960 an Cläre Jung schrieb, er beabsichtige keineswegs mit ihr für sich "irgendwelche Sympathien zu erwerben, eher im Gegenteil" (Bd. I/1, S.58 der Werkausgabe), ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Sie ist die ergiebigste Quelle zur linkskommunistischen Unterströmung im deutschen Kommunismus von der Frühgeschichte der KPD bis zur Widerständigkeit der "Roten Kämpfer" nach 1933. Und sie ist in der Tradition der literarischen Autobiographie ein seltenes Beispiel für vorsätzliche Illusionslosigkeit und nahezu vollkommenen Verzicht auf Selbststilisierung. Die in ihr zur Sprache gebrachte Problematik der Beziehung von Künstlern und Intellektuellen zur Arbeiterbewegung, ihres radikalen Engagements in und ihres resignativen Rückzugs aus den Arbeiterorganisationen, entbehrt nicht der Aktualität. "Der Weg nach unten" ist dasjenige Buch Franz Jungs, das sich dem heutigen Leser am unmittelbarsten erschließt.

Hans Manfred Bock

SCHIBEL, Karl-Ludwig: Das alte Recht auf die neue Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte der Kommune seit dem Mittelalter. — Frankfurt/M.: Sandler Verlag 1985. 282 S.

Laut Klappentext lebt Schibel in einer Kommune in Umbrien, es überrascht daher nicht, daß es ihm in diesem Buch darum geht, "die Geschichte der Kommune aus dem 'Vorläufer'-Verständnis und der sektiererischen Ecke" herauszuholen und "als gesellschaftliches Gestaltungsprinzip" zu rekonstruieren (S.9). Hierzu behandelt er exemplarisch Thomas Müntzers kommunitarische Forderungen im deutschen Bauernkrieg, die kommunitarische Siedlung "Oneida" in den Vereinigten Staaten und den Streik der Schuhmacher in Lynn, Massachusetts, von 1860. Was seine Arbeit aus der übrigen Kommunismus-Literatur vor allem heraushebt, ist das Aufzeigen der Verwurzelung kommunitarischer Programme in tatsächlicher gesellschaftlicher Praxis. So wird deutlich, daß die im Bauernkrieg erhobenen Forderungen eine in der mittelalterlichen Dorfgemeinde praktizierte Form der Vergesellschaftung aufgriffen und, angesichts der Bedrohung durch die Feudalherren, als "göttliches Recht" formulierten. Ebenso waren die "bäuerlich-handwerklichen Communities der Kolonial- und frühen Unionszeit" Amerikas "historischer Bezugspunkt für die Reformbewegungen des 19. Jahrhunderts" (S.100). Schibel stellt die "Grundzüge kommunitärer Praxis" (S.145) am Beispiel Oneidas dar, wählt also eine religiös motivierte Siedlung. Ob er die Differenzierung zwischen religiös und nicht-religiös motivierten Siedlungen (zu letzteren zählen die auf Fourier, Owen und Cabet zurückgehenden) für unerheblich hält oder gar Religion als integralen Bestandteil emanzipatorischer Bewegungen ansieht, wird nicht deutlich, letzteres scheint aber zwischen den Zeilen durchzuschimmern. Das letzte, "Community und Arbeiterbewegung" überschriebene Kapitel fällt aus der Gesamtdarstellung etwas heraus. Hier ist nicht vom Verhältnis zwischen Arbeiterbewegung und kommunitarischen Experimenten die Rede, sondern von der Bedeutung informeller, aus der Vergesellschaftungsform der "Community" resultierender Zusammenhänge für die Widerstandsaktionen der Arbeiter. Schibel sieht einen Zusammenhang zwischen dem Zerfall der Community und der Niederlage der reformorientierten Arbeiterbewegung. Berechtigt ist seine Kritik an einer Geschichtsschreibung, die diese Niederlage im nachhinein teleologisch legitimiert (S.260).

Hans-Arthur Marsiske

Bauer und Landarbeiter im Kapitalismus in der Magdeburger Börde. Zur Geschichte des dörflichen Alltags vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Hans-Jürgen RACH und Bernhard WEISSEL (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 66/3. Untersuchungen zur Lebensweise und Kultur der werktätigen Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde, Teil II). — Berlin/DDR: Akademie-Verlag 1982. X, 438 S., 55 Abb., 11 Tab. und 6 Karten.

Nachdem die Herausgeber H.J. Rach und B. Weissel 1978 und 1979 die ersten Halbbde des ersten Teils unter dem Titel: "Landwirtschaft und Kapitalismus. Zur Entwicklung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse in der Magdeburger Börde vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des ersten Weltkrieges. Untersuchungen zur Lebensweise und Kultur der werktätigen Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde", Berlin/DDR, Akademie-Verlag, Teil 1, 1, 1978 und Teil 1,2, 1979 und Hainer Plaul: "Landarbeiterleben im 19. Jahrhundert. Eine volkskundliche Untersuchung über Veränderungen in der Lebensweise der einheimischen Landarbeiterschaft in den Dörfern der Magdeburger Börde unter den Bedingungen der Herausbildung und Konsolidierung des Kapitalismus in der Landwirtschaft, Tendenzen und Triebkräfte" (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte), Berlin/DDR, Akademie-Verlag, 1979, herausgebracht hatten, liegt nun eine dritte Studie über die Magdeburger Börde vor. Sie ist ein Sammelbd. mit Beiträgen von sieben Autoren, die sich mit der Geschichte, der Lebensweise und Kultur der Dorfbevölkerung in der Magdeburger Börde sowie mit dem Strukturwandel auf dem Dorf von etwa 1800 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs beschäftigen. Im Mittelpunkt steht der arbeitende Mensch im Alltagsleben, so der Bauer mit seiner Zuckerrübenproduktion, der einheimische Landarbeiter und die in- und ausländischen Saisonarbeiter und -arbeiterinnen, die sogen. Sachsengänger. Es wird analysiert wie diese landwirtschaftlichen Arbeitskräfte untergebracht wurden, gearbeitet, sich ernährt, gekleidet und weitergebildet haben; weiter wird die Rolle des dörflichen Vereinslebens und die Entwicklung der Mundart unter dem Einfluß der ausländischen Landarbeiter untersucht. Der Bd. enthält darüber hinaus noch einen Beitrag zur politischen Entwicklung in der Stadt Magdeburg aus dem Blickwinkel der Geschichte der Magdeburger Arbeiterbewegung. Damit ergibt sich ein relativ geschlossenes Bild dörflichen Lebens in einer vom Zuckerrübenanbau geprägten Landschaft. Die methodisch und empirisch sorgfältig bearbeiteten Beiträge geben Aufschluß über die Entwicklung der regionalen Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte der ländlichen Bevölkerung.

Manfred E. Ganz

Es gilt den Kampf. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Frankenthal 1832-1949. Bearbeitet von Michael EBENAU und Alfred KUFFLER. Hrsg. von der Verwaltungsstelle Frankenthal der Industriegewerkschaft Metall. — Frankenthal: IG Metall 1984. 321 S.

Der vorliegende Band ist ein weiteres Ergebnis der organisierten bundesweiten historischen Spurensuche der IG Metall. Er beleuchtet Aspekte der Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in der pfälzischen Mittelstadt Frankenthal, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer stärkerem Maße durch die Maschinenbauindustrie geprägt worden ist. Den Schwerpunkt bilden nahezu hundert Dokumente aus dem Zeitraum von 1880 bis 1949, in der Mehrzahl Berichte aus den Lokalzeitungen und aus der sozialdemokratischen Partei- und Gewerkschaftspresse, Auszüge aus den Geschäftsberichten der Arbeiterorganisationen und amtliche Schriftstücke. Erfreulicherweise haben die Bearbeiter — im Gegensatz zu denen anderer Bände dieser Reihe — in einer 80seitigen Einleitung versucht, einerseits die historischen Zusammenhänge herzustellen, in dem die Dokumente zu sehen und zu interpretieren sind, andererseits aber auch zugleich erstmals eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte der Arbeiterbewegung in Frankenthal zu liefern. Wichtige Zusatzinformationen über die Entwicklung der Stadt und der Frankenthaler Industrie, die soziale Lage der Arbeiter, die organisatorische Entwicklung der Metallarbeitergewerkschaften und die Ergebnisse der politischen Wahlen werden im Anhang in 16 Tabellen bereitgestellt. Personen-, Firmen-, Orts- und Sachregister erleichtern die Suche nach Einzelinformationen. Das Hauptverdienst der Autoren liegt in der Darstellung der Wirtschaftsgeschichte der Frankenthaler Maschinenbauindustrie und in einigen Schlaglichtern auf die soziale Lage der Bevölkerung. Die durchgängige These, daß in allen entscheidenden historischen Situationen in der Arbeiterschaft auch dieser Stadt ein dominierendes revolutionäres Potential vorhanden gewesen sei, das von den reformistischen Organisationsleitungen bewußt nicht genutzt worden sei, entspringt eher ideologischen Vorgaben der Bearbeiter als einer Analyse des vorgelegten Materials. Fragen nach der Beziehung zwischen Struktur und Lage der Frankenthaler Arbeiterschaft und ihrer jeweiligen politischen Einstellung sowie ihrem Organisationsverhalten werden nicht gestellt. Die Sozialdemokratie, obwohl vor Ort prägende politische Kraft

in der Arbeiterschaft, wird ebenso weitgehend ausgeblendet wie die Christliche Gewerkschaftsbewegung. Lernprozesse aus der Auseinandersetzung mit der Geschichte in Gang zu setzen, was die erklärte Absicht des IG-Metall-Projektes ist, läßt sich nur sinnvoll erreichen, wenn die Komplexität der historischen Phänomene nicht verdrängt wird. Ansonsten entsteht auch ein falsches Bild der Gegenwart und ihrer Probleme sowie der Handlungsmöglichkeiten der Parteien und Gewerkschaften.

Dieter Schiffmann

MACHTAN, Lothar und Dietrich MILLES: Die Klassensymbiose von Junkertum und Bourgeoisie. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher und politischer Herrschaft in Preußen-Deutschland 1850-1878/79. — Frankfurt/M., Berlin und Wien: Ullstein 1980. 201 S.

Die beiden Autoren versuchen anhand dieser Studie die kapitalistische Klassengesellschaft in Preußen und Deutschland in der Phase ihrer Entstehung und Konsolidierung zu analysieren mit dem Ziel, die Klassenverhältnisse und Herrschaftsstrukturen aufzuzeigen. Sie legen die Bewegung der Klassenverhältnisse und deren Wechselwirkung dar. Die Entwicklung des staatlichen Handelns, ausgehend von der widersprüchlichen gesellschaftlichen Bewegung, steht im Mittelpunkt ihrer Arbeit.

Der Schluß des Buches enthält ein informatives Literaturverzeichnis.

Manfred E. Ganz

PETERS, Dietlinde: Mütterlichkeit im Kaiserreich. Die bürgerliche Frauenbewegung und der soziale Beruf der Frau (= Wissenschaftliche Reihe, Bd. 26). — Bielefeld: Kleine Verlag 1984. IV, 593 S.

Mit der Erforschung der Geschichte der "bürgerlichen" Frauenbewegung ist in den letzten Jahren auch die Berufsgeschichte der Sozialarbeit in den Blick von Historikerinnen und Historikern geraten. Dietlinde Peters hat es sich in dem hier anzuzeigenden Buch zur Aufgabe gemacht, die Anfänge dieser Berufsgeschichte als "Geschichte weiblicher Emanzipationsversuche" (S.III) zu untersuchen. Im wesentlichen will die Autorin die historischen Bedingungen dieser Entstehung und ihren Zusammenhang mit der bürgerlichen Frauenbewegung aufklären. Entsprechend wird die Arbeit mit einem kurzen Kapitel über wirtschaftliche und soziale Entwicklungen im Kaiserreich sowie einem Kapitel über die bürgerliche Frauenbewegung eingeleitet. Im 3. Kapitel beschreibt sie die kritische Auseinandersetzung der bürgerlichen Frauenbewegung mit der Situation in der Armenpflege, aus der diese ihre neuen Ansätze für soziale Arbeit entwickelte. Im 4. Kapitel wird unter dem Titel "Mütterlichkeit als Beruf" die zunehmende soziale Berufsarbeit von Frauen in verschiedenen Fürsorgezweigen beschrieben. Während des Ersten Weltkrieges schließlich wurde soziale Arbeit von Frauen als besoldete Berufstätigkeit zum wichtigen Bestandteil der "Heimatfront" (Kapitel 5) und fand ihre staatliche Anerkennung. Es folgt schließlich ein kurzer Abriß der Entstehungsgeschichte des "Verbandes der Sozialbeamtinnen", der 1916 als Interessenvertretung berufstätiger Fürsorgerinnen gegründet wurde.

Die Darstellung ist geprägt von harscher Kritik am sogen. gemäßigten Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung, dem die Verf. mangelnde Radikalität bescheinigt. Das von diesem Teil der Frauenbewegung entwickelte Konzept der "besonderen Kulturaufgabe der Frau" und das propagierte Leitbild "geistiger Mütterlichkeit" haben den Charakter des "sozialen Berufes" und die Anforderungen an die in diesem Beruf Tätigen bis heute geprägt. Die um die Jahrhundertwende entwickelten Vorstellungen sozialer Arbeit und ihre praktische Umsetzung haben die gesellschaftlichen Verhältnisse des Kaiserreichs nicht in Frage gestellt, sondern geholfen, diese zu zementieren.

Susanne Rouette

HANDFEST, Karl: Zur Geschichte der Bauarbeitergewerkschaften an der Saar. in: **Neunzig Jahre Bauarbeiter Gewerkschaft an der Saar, 1894-1984.** Hrsg. von der Industriegewerkschaft Bau-Steine-Erden, Bezirksverband Saarbrücken und Neunkirchen/Saar. — Saarbrücken: IG Bau-Steine-Erden, Sophienstr. 5, 6600 Saarbrücken 1984. S.11-84.

Diese Chronik einer gewerkschaftlichen Regionalorganisation der Baubranche fußt u.a. auf Studien im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn, der Stadtarchive in Saarbrücken, Neunkirchen/Saar, St. Wendel und Trier, im früheren Archiv der IG Bau-Steine-Erden in Frankfurt a.M. (jetzt AdSD) und in der Bibliothek des FDGB in Berlin. Ferner wurden Verbandszeitungen und Kongreßprotokolle ausgewertet. Die Qualität der Bearbeitung ist unterschiedlich intensiv. Die Jahre bis zum Ersten Weltkrieg füllen mehr als das halbe Bändchen, darin auch Bilder, Faksimiles und dokumentarische Texte. Der Faden der Informationen wird mit zunehmender Annäherung an die Gegenwart dünner, ist aber anerkennenswerterweise durch die Hitlerzeit und die Nachkriegsjahre bis 1984 durchgezogen. Bedauerlich, daß es Handfest nicht vergönnt war, seine Studien mit gleicher Sorgfalt auf den gesamten Zeitraum zu konzentrieren. Auch so bedeutet diese kleine Arbeit ein vorbildliches Stück regionaler Organisationsgeschichte in der Tradition gewerkschaftlicher Selbstdarstellung. Offenbar zu Jubiläumswzwecken findet sich der historiographische Kern in einen Broschürenmantel eingebunden, so daß die Autorschaft schwer erkennbar ist. Der "Mantel" enthält Grußworte von Georg Beck, Bernd Huhn, Konrad Carl, Dieter Smyczek, Manfred Wagner, Oskar Lafontaine und Peter Neuber.

Gerhard Beier

MEYER, Helga und Karlheinz PAECH: Unter Einsatz des Lebens! Antifaschistischer Widerstand in den letzten Monaten des zweiten Weltkrieges (= Schriftenreihe Geschichte). — Berlin [Ost]: Dietz Verlag 1985. 272 S.

Den Schwerpunkt des vorliegenden Bdes bildet die Schilderung von Widerstandsaktivitäten in allen Teilen Deutschlands vom Herbst 1944 bis in den Mai 1945. So wird über die KPD-Organisation in Köln ebenso berichtet wie über den Widerstand in Oberschlesien und in der "Festung Breslau". Die kampflose Übergabe von Greifswald findet Erwähnung, aber auch die "Freiheitsaktion Bayern" und ein Zusammenschluß von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern in Schleswig-Holstein. Das Wirken des "Nationalkomitees 'Freies Deutschland'" nimmt breiten Raum ein, die Geschehnisse in Sachsen und Thüringen werden ausführlich behandelt, und der "Befreiung" der "Reichshauptstadt" ist sogar ein eigenes Kapitel gewidmet. Vor allem durch die Auswertung von regional- und lokalgeschichtlichen Untersuchungen sowie von Monographien und Memoiren, aber auch durch eigene Studien im Zentralarchiv der SED sowie im Bundesarchiv haben die Verf. manche bislang unbekannten Vorgänge ans Licht gebracht. Allerdings machen es Helga Meyer und Karlheinz Paech dem Leser nicht immer einfach: So springt die Darstellung allein auf den Seiten 143f. von Essen über Wittenberge an der Elbe ins holsteinische Elmshorn und weiter nach Mühlheim am Main. Und der Verzicht auf ein Ortsregister ist gerade angesichts der nicht immer gelungenen Gliederung des vorliegenden Bdes bedauerlich.

In einem einleitenden Kapitel über "Die letzte Phase des Krieges" haben die Verf. dankenswerter Weise dem Mißverständnis vorgebeugt, daß sich das deutsche Volk quasi aus eigener Kraft vom Nationalsozialismus befreien konnte. Mit Recht bemerken Helga Meyer und Karlheinz Paech: "... zu viele Deutsche, nationalistisch verhetzt, identifizierten sich oder verbanden ihr persönliches Schicksal mit dem des faschistischen Systems" (S.22). Die Verf. schildern auch offen, daß es nach der Verhaftungswelle vom Sommer 1944 faktisch kaum noch überregionale Kontakte zwischen den einzelnen Widerstandsgruppen, insbesondere aus der Arbeiterbewegung gab. Bemerkenswert ist des weiteren, daß in diesem Buch neben den Widerstandsaktivitäten von Kommunisten auch der Einsatz von Sozialdemokraten, "bürgerlichen Hitlergegnern" und Christen breit gewürdigt wird. Obwohl manche Einschätzungen und viele Einzelheiten — wie etwa die "Selbstbefreiung des KZ Buchenwald", die noch 1948 mit Genehmigung der "Sowjet-Militär-Administration" ganz anders dargestellt wurde als in der heutigen DDR-Geschichtsschreibung — Anlaß zur kritischen Auseinandersetzung

bieten, ist der vorliegende Bd. doch ein erstes Kompendium zum "Widerstand der letzten Stunde", das auch auf manche Forschungslücken in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) aufmerksam macht.

Klaus Bästlein

RICHTER, Axel: Das Unterkommando Velchede des Konzentrationslagers Neuengamme. Zum Einsatz von KZ-Häftlingen in der Rüstungsproduktion. Hrsg. von der Gemeinde Velchede. — Velchede: Selbstverlag Axel Richter, Kirchstr. 3, 3303 Velchede, 1985. 126 S.

Auch in der niedersächsischen Gemeinde Velchede, 10 Kilometer außerhalb Braunschweigs, entstand im September 1944 eines der "Konzentrationslager vor der Haustür". Um den zunehmenden Luftangriffen zu entgehen, hatte die Braunschweiger "Büssing NAG" einen Teil ihrer "kriegswichtigen" LKW- und Panzer-Produktion dorthin verlagert. Neben Kriegsgefangenen, Zwangsarbeitern und Strafgefangenen wurden ebenfalls KZ-Häftlinge als Arbeitskräfte angefordert und eingesetzt. 2.000 Juden, die kurz zuvor aus dem Ghetto Litzmannstadt (Lodz) nach Auschwitz deportiert worden waren, gelangten im September 1944 nach Braunschweig. Rund 1.800 von ihnen blieben im Braunschweiger Außenkommando "Büssing NAG", etwa 200 kamen in dessen Unterkommando Velchede. Verwaltungstechnisch unterstanden sie von nun an dem nordwestdeutschen KZ-Hauptlager Neuengamme. Die Lebenssituation in Velchede war erträglicher als in vielen anderen KZ-Außenkommandos dieser Zeit. Um die Arbeitskraft der Häftlinge im Zwei-Schicht-Betrieb rund um die Uhr restlos ausbeuten zu können, erhöhte die "Büssing NAG" sogar die Lebensmittel-Zuteilungen. Quälereien und Mithandlungen waren — vielleicht wegen der Anwesenheit von Werkmeistern und anderen Gefangenen — offenbar nicht an der Tagesordnung. Erst die "Evakuierung" über Braunschweig und Berlin-Spandau zum KZ Ravensbrück und weiter in das Außenkommando Wöbbelin bei Ludwigslust im April 1945 kostete unzählige Häftlinge das Leben. Von den 2.000 Menschen, die im September 1944 aus Auschwitz nach Braunschweig kamen, überlebten nur rund 500. — Nach der Befreiung verweigerte die "Büssing NAG" (heute ein Teil des MAN-Konzerns) den Überlebenden jede Entschädigung für die Zwangsarbeit. Erst auf die Privatklage eines ehemaligen KZ-Häftlings wurde das Unternehmen am 20.6.1965 vom Amtsgericht Braunschweig zur Zahlung von 177,80 DM für die mehr als sechsmonatige Zwangsarbeit von 12 Stunden täglich verurteilt. Daraufhin verzichteten die übrigen Überlebenden des Unterkommandos Velchede auf weitere Prozesse.

Axel Richter hat die Geschehnisse zuverlässig beschrieben und dokumentiert, selbst wenn man hinsichtlich des einführenden Kapitels über den "Einsatz von KZ-Häftlingen in der Rüstungsproduktion" auf Grund jüngerer Forschungen zu weiterführenden Einsichten gelangen kann. Ganz besonders ist die Beschreibung des Schicksals einzelner Häftlinge und die Darstellung der Ereignisse in Velchede gelungen. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang auch das Verhalten der kleinen Gemeinde Velchede selbst, die die vorliegende Arbeit angeregt, finanziert und herausgegeben hat. Dieses Verhalten der Gemeinde und die rundherum gelungene Arbeit können nur zur Nachahmung empfohlen werden — gab es doch allein auf dem Territorium der heutigen Bundesrepublik Deutschland Hunderte von "Konzentrationslagern vor der Haustür".

Klaus Bästlein

MITTEILUNGEN UND ERGÄNZUNGEN

Eine neue Plakatserie des AMSAB

Vor fünf Jahren gab das "Archiv und Museum der Sozialistischen Arbeiterbewegung" (AMSAB) in Gent, Belgien, eine Serie von sieben 'Posters' – reproduziert nach alten Plakaten der sozialistischen Bewegung – heraus. Wegen des großen Erfolges dieser Serie wird jetzt eine neue Reihe von fünf Reproduktionen angeboten.

In der Entwicklung der Arbeiterbewegung nimmt das Plakat einen ganz besonderen Platz ein. Seit 1890, als für die Belgische Arbeiterpartei eine Periode stürmischer Expansion beginnt, wird dieser politischen Kampfform sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet. Das Plakat bot nicht allein ein auserlesenes Medium, um Aktivitäten und Stellungnahmen zu propagieren; es war gleichzeitig eine Widerspiegelung der künstlerischen Auffassungen der arbeitenden Klasse. Hundert Jahre später erweist sich das Interesse für diese Glanzlichter in Agitation und Formgebung als noch sehr lebendig. Die massenhafte Nachfrage nach diesen 'Posters' und der Erfolg der Plakatausstellung "Die rote Verführung" beweisen das. Deshalb veröffentlicht das AMSAB eine neue Reihe dieser 'Posters'. Diesmal geht es um vier Reproduktionen aus der reichen Plakatsammlung und eine besondere Reproduktion eines Gemäldes.

Das AMSAB schickt allen Interessierten kostenlos einen farbigen Faltprospekt. Eine Postkarte an das AMSAB, Sint-Pietersnieuwstraat 23, B-9000 Gent, Belgien, genügt. Telefonieren geht noch schneller: (0032) 91/24 00 79.

Wouter Steenhaut

Ergänzung

Durch ein technisches Versehen, das wir zu entschuldigen bitten, sind in Heft 1/1987 der IWK im Tagungsbericht von Brigitta Seidel: "Demokratie und Repräsentation. Theorie, Praxis und Wandel politischer und sozialer Institutionen", auf S.114f. zwei Absätze zweimal abgedruckt und zwei Absätze weggelassen worden. Wir bitten unsere Leserinnen und Leser, auf S.114 Absatz 3 und 4 und auf S.115 Absatz 1-3 mit einer Kopie des folgenden Textes zu überkleben, um so den Tagungsbericht zu vervollständigen.

Die Redaktion

Siehe nächste Seite ▷

Ralf RYTLEWSKI (Berlin) stellte in seinem Beitrag den Forschungsstand zur Bedeutung von Symbolen und Ritualen und zum Verhältnis von Institutionen und Ritualen in Industriegesellschaften im allgemeinen und in der DDR-Gesellschaft im besonderen dar. Anhand von Festivitätskalendern in der DDR lassen sich unterschiedliche Ritualgruppen bilden wie Massen- und Arbeitsfeiertage, Militär- und Jugendveranstaltungen, Lebens-, Regional- und Bauernfeste, die mit Hilfe der Kategorien Symbole, Ablauf, Körperkontrolle und Anordnung der Körper im Raum analysiert werden. Rytlewski entwickelte die These von der Ambivalenz der Massenfeiern in der DDR. Bei den einzelnen Feiern werden mehrere Elemente aus den Ritualgruppen verknüpft und private, Volksfest- und staatlich gelenkte Festebenen gemischt, um Loyalität zu stiften und Partizipation zu ersetzen. Die Diskussion konzentrierte sich auf die Frage, inwieweit sich Ritual und Institution kontradiktorisch verhalten oder Rituale nur funktionieren, wenn ein gewisses Maß an Tradition und Einübung gegeben sei.

Zum Abschluß der Tagung wurden noch wesentliche Aspekte zum Verfassungssystem in Frankreich von Peter JANSEN (Hagen) und zur Modernisierungs- und Reformbewegung in China von Werner PFENNIG (Berlin) vorgetragen. Jansen hob hervor, daß angesichts der schwierigen Koexistenz einer sozialistischen Präsidenten- mit einer konservativen Premier-Mehrheit in Frankreich zumindest von einem stillen Verfassungswandel gesprochen werden könne. Zwar habe der Präsident bisher in den schweren innenpolitischen Konflikten mit Selbstbeschränkung reagiert und die ihm von der Verfassung zustehenden Möglichkeiten nicht ausgeschöpft, doch könne eine auf Dauer angelegte Kohabitation zu einer Symbolisierung des Präsidenten beitragen.

Werner Pfennig führte aus, daß in China im Vergleich zu den 50er Jahren heute ein radikaler Wandel zu konstatieren sei im Hinblick auf die Einstellung zu Institutionen. Eine stärkere Institutionalisierung der Volksrepublik sowohl im Bereich der Kontrolle von Partei- und Justizorganen als auch in der Bereitstellung des institutionellen Rahmens für Sachverstand und Management werde als notwendige Voraussetzung für eine Modernisierung Chinas angesehen.

Als Fazit der Tagung kann festgehalten werden, daß die Bedeutung politischer Institutionen verstärkt in das Blickfeld der Forschung gerückt ist, sowohl von der Theorie politischer Institutionen her als auch im Hinblick auf die Akteure und die Sachthemen.

Die nur in einem knappen Aufriß dargestellten Beiträge verdeutlichen, in welchen Bereichen beabsichtigt ist, Desiderata festzustellen und Defizite aufzuarbeiten: Im Bereich der Institutionentheorie zur Klärung und normativen Begründung politischer Institutionen beizutragen und unter systematischen Gesichtspunkten die reaktivierten älteren Partizipationsformen auf ihre Vereinbarkeit mit der repräsentativen Demokratie zu überprüfen. Allerdings sollte bei der empirischen Analyse der Problem- und Politikinhalte und ihrer Akteure die Innovationsquelle nicht nur auf der institutionellen Seite verortet werden, sondern ebenso auf der Seite der veränderten Wertorientierungen und der Individualisierung der Lebensformen. — Welche vorläufigen Antworten gegeben werden, darf mit Spannung in dem angekündigten Sammelband erwartet werden.

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 816 001 41

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT

ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS

Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter**, Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterschreiben):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand der Forschungsarbeit** ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

5. **Laufzeit** von bis ungefährender Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich):

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung	☐	Habilitationsschrift	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber	☐	Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
(Ort, Datum)

.....
(Unterschrift)

Marxistische Studien

Jahrbuch des IMSF 12, 1987

Internationale Marx-Engels-Forschung

Karl Marx und Friedrich Engels – Entwicklungen, Übergänge, Resultate

Hans Jörg Sandkühler

Geschichtlicher Raum und gesellschaftliche Zeit des
Marxismus – Marx, Engels, MEW, MEGA

Erich Kundel / Alexander Malysch

Die neuen Schwerpunkte der Marx-Engels-Forschung in
der DDR und UdSSR für die MEGA

Frühe Arbeiterbewegung, theoretische Quellen, wissenschaftlicher Sozialismus

Gian Mario Bravo

Der „Marxismus von Marx“ als politische Theorie

Lothar Knatz

Wissenschaftlicher Sozialismus und
Arbeiterkommunismus

Werner Goldschmidt

Bruno Bauer als Gegenstand der Marx-Forschung

Niels Mader

Charles Fouriers Bedeutung für Friedrich Engels

Martin Hundt

Die Kölner Zentralbehörde des Bundes der Kommuni-
sten 1850 / 51

Helmut Eisner

Zur Erstveröffentlichung von Daniels' „Mikrokosmos“

Ferdinando Vidoni

Die Naturwissenschaften im Marxschen Werk

Konrad Lotter

„Positivismus“-Kritik und „positive Theorie“

Manfred Hahn

Forschung und popularisierende Literatur in der
Sowjetunion zum Sozialismus vor Marx

Karl Marx – Die Entwicklung der politischen Ökonomie

Ljudmila Wassina

Die Manchester-Exzerpte vom Sommer 1845

Wolfgang Jahn

Die „Londoner Hefte 1850 – 1853“

Jörg Goldberg

Die Weltwirtschaftskrise von 1857 / 58 und die Ent-
wicklung der Krisentheorie bei Marx

Michail Ternowski / Alexander Tschepurenko
Zirkulation und Profit in den „Grundrissen“

Irina Antonowa

Zur Forschungsmethode der „Grundrisse“ 1857 / 58

Joachim Bischoff / Axel Otto

Die „Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses“

Winfried Schwarz

Die Geldform in der 1. und 2. Auflage des „Kapital“

Barbara Lietz

Die „Ergänzungen und Veränderungen zum ersten Band
des 'Kapitals' (Dezember 1871 – Januar 1872)“

Jürgen Jungnickel

Zur Textveränderung von der 1. zur 2. deutschen Auflage
des ersten Bandes des „Kapital“

Witali Wygodski

Marxsche politische Ökonomie im weiteren Sinne

Wladimir Schkredow

Untersuchungsmethode von Entstehung und Entwick-
lung des Kapitalismus im „Kapital“

Wiktor A. Wasjulin

Das Historische und das Logische bei Marx und Engels

Karl Marx, Friedrich Engels, Marxismus – Berichte international

Teinosuke Otani / Iichiro Sekine

Beschäftigung mit Marx und Engels in Japan

Montserrat Galceran Huguet

Beschäftigung mit Marx und Engels in Spanien

Andrés Barreda

Die Werke von Marx und Engels in Mexiko in den letzten
drei Jahrzehnten

Jacques Milhau

Marxismus – seine Veränderungen in Frankreich

Robert Steigerwald

Zur philosophischen Marxismus-Debatte in der bundes-
deutschen Geschichte

Johannes Henrich von Heiseler

Aspekte neuerer Marxismus-Diskussion in der BRD

Biographische Miszellen

Michael Knieriem

Das Firmenarchiv von Ermen & Engels wiederentdeckt

Manfred Schönncke

Erstveröffentlichung eines Marxbriefes von 1865

Marxistische Forschungseinrichtung im Ausland

Dejan Pawlow

Das Institut für Sozialtheorien der Gegenwart in Sofia

350 Seiten, fester Einband, DM 38,-. Im Dauerbezug 20% Preisnachlaß und portofreier Versand

Institut für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF)
Oberlindau 15, 6000 Frankfurt am Main 1

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Anzeige

Dirk H. Müller

Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918

Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, des Syndikalismus und der entstehenden Rätebewegung

Großoktav, X, 374 Seiten Leinen DM 88,—
ISBN 3 7678 0650 9

Der Autor, der sein Interesse in seinem ersten Buch über die „Opposition der Jungen“ den Minoritäten am Rande und dann — kraft Parteiausschluß — bald außerhalb der Sozialdemokratie gewidmet hatte, wendet sich in der vorliegenden Studie einer Minderheit innerhalb der Gewerkschaftsbewegung zu, die nicht nur als Phänomen sui generis, sondern auch als doppelter Übergang innerhalb der historischen Kontinuität einer „Handwerker“- beziehungsweise Arbeiterbewegung gelten kann, dem Lokalismus respektive Syndikalismus. Als „Übergang“ von der zünftigen zur gewerkschaftlichen Interessenvertretung und als Basis der sich herausbildenden Rätebewegung stellt der Lokalismus insofern ein fesselndes Objekt für das Studium der Geschichte der Arbeiterbewegung dar, als offenbar gerade die Minderheiten auf neuralgische Punkte, Verwerfungen und Bruchlinien in Entwicklung und Kontinuität einer umfassenden und historisch langzeitigen Erscheinung, wie der Geschichte der Arbeiterbewegung im weitesten Sinne, aber auch auf ständig offene und theoretisch niemals endgültig lösbare, wenn auch vielfach praktisch entschiedene Probleme in Ideologie und Praxis des Sozialismus verweisen, obschon der Verfasser nicht verfehlt, die eigenen Widersprüche, an denen sich Minoritäten abarbeiten, in ein gebührendes Licht zu rücken.

Berufliche Kristallisationskerne des Lokalismus waren die Bauhandwerker und unter ihnen insbesondere die Maurer und Zimmerer sowie die Metallarbeiter, seine lokalen Zentren besonders Berlin und Halle und einige vereinzelte Industrieregionen, wie das Gebiet um Solingen. Dirk H. Müller stellt in seinem Werk ausführlich die basisdemokratischen Institutionen des sich herausbildenden Lokalismus und deren Vorläufer dar, wie den Platzdeputierten der Berliner Zimmerer, die ökonomischen Versammlungsbewegungen und die Verzahnung dieser Institutionen mit der sich gleichfalls parallel zum Lokalismus entwickelnden Zentralisierung in der deutschen Gewerkschaftsbewegung sowie die Integration dieser Institutionen in die zentralisierten Gewerkschaften. Insbesondere waren es Probleme der Organisation, der Führung und der Finanzierung von Streiks und deren Folgen, aber auch die Frage von politischen Streiks, die zur Differenzierung zwischen gewerkschaftlichem Lokalismus und Zentralismus geführt haben und diese auch aufrechterhielten, die aber nicht ausreichten, um den Lokalismus zum Verschwinden zu bringen. Der Autor zeigt auf, daß es vielmehr Linien der Weiterentwicklung zu syndikalistischen Gewerkschaftsformen und — über die Revolutionären Obleute — zur Rätebewegung gegeben hat, für deren Entstehung er die sogenannte Spontaneitätsthese, das heißt die Vermutung, es handle sich bei ihr um völlig neue Schöpfungen aus der revolutionären Situation der Zeit heraus, entschieden zurückweist. Insofern läßt sich vorhersagen, daß das Buch neben seinen sonstigen Verdiensten auch zu einer lebhaften Forschungsdiskussion führen dürfte.